sara | sakine cansız



mein ganzes leben war ein kampf

1. band | jugendjahre

sakine cansız

mein ganzes leben war ein kampf
1. band

sakine cansız

mein ganzes leben war ein kampf

1. band

Mezopotamien Verlag

sakine cansız

mein ganzes leben war ein kampf

1. band

Mezopotamien Verlag

sakine cansız
mein ganzes leben war ein kampf
1. band

Januar 2015
ISBN: 978-3-941012-98-1

Mezopotamien
Verlags- und Vertriebs GmbH
Gladbacher Str. 407B
41460 Neuss
Tel.: +49 (0) 2131 4069093
Fax: +49 (0) 2131 1513171
Email: mezop@hotmail.de
www.pirtuk.info

Layout und Grafik: Annett Bender

Weitere Bestelladressen:
Cenî – Kurdisches Frauenbüro für Frieden e.V.
Postfach 10 18 05
40009 Düsseldorf
Tel: +49 (0) 211 5989251
Email: ceni_frauen@gmx.de

ISKU | Informationsstelle Kurdistan e.V.
Spaldingstr. 130–136
20097 Hamburg
Tel: + 49 (0) 40 42102845
Email: isku@nadir.org

anmerkung des verlags

Dieses Buch ist der erste von drei Bänden, die Sakine Cansız als Mitbegründerin der kurdischen Befreiungsbewegung in den Jahren 1996 bis 1998 in den Bergen Kurdistans und im Mittleren Osten geschrieben hat.

Das Buch beginnt mit ihrer Geburt und beschreibt ihre Familie, die Bedingungen, unter denen sie aufgewachsen ist, ihre Bekanntschaft mit der Befreiungsbewegung, die von ihr in dieser Zeit geleistete Arbeit und die politischen Entwicklungen sowie ihre Verhaftung.

Sakine Cansız berichtet sehr offen von ihren Erlebnissen. Dieses Buch bietet damit eine Beschreibung der ersten Jahre des Befreiungskampfes in Kurdistan aus Frauensicht. Sakine Cansız war eine der wenigen Frauen, die am Gründungskongress der PKK teilgenommen haben. Dieses Buch beinhaltet Details aus jener Zeit, die bisher nicht veröffentlicht wurden. Es verdeutlicht, wie Frauen in einer feudalen Gesellschaft wie der Kurdistans sich dem Befreiungskampf angeschlossen und organisiert haben, welche Schritte seit den Anfängen bis heute zurückgelegt und welch großer Preis dafür gezahlt werden musste.

Es ist ein Buch, das in einem Atemzug durchgelesen werden kann. Wir sind stolz darauf, es den Leserinnen und Lesern zum ersten Jahrestag des tödlichen Attentats auf Sakine Cansız präsentieren zu können.

mezopotamien verlag
Neuss, Januar 2014

Anmerkung der Übersetzerinnen

Am 9. Januar 2013 stand die Welt für alle, die der kurdischen Befreiungsbewegung verbunden sind, einen Moment still. Eine ihrer wichtigsten Persönlichkeiten, Sakine Cansız, war gemeinsam mit ihren Genossinnen Fidan Doğan und Leyla Şaylemez bei einem politischen Attentat in Paris ermordet worden.

Ein Jahr später erschien eine überarbeitete Neuauflage des hier vorliegenden Buches in türkischer Sprache, das Sakine Cansız in den 1990er Jahren verfasst hat. Es ist ein bedeutendes Zeitdokument, denn es beschreibt die ersten Schritte einer Revolution aus der Sicht einer ihrer Protagonistinnen und bedeutenden Führungspersönlichkeiten. Gleichzeitig ist es der erste Teil der Lebensgeschichte einer großartigen Frau, die uns Freundin und Vorbild war. Daher war es uns ein Anliegen, es auch der deutschsprachigen Leserschaft zugänglich zu machen.

Der Winter 1995/96 in Südkurdistan brachte viel Regen. Die Wintermonate wurden von der kurdischen Guerilla zumeist für Bildung und Regeneration genutzt. In diesem Winter fand jedoch eine gemeinsame Militäroperation der türkischen Armee und der mit ihr kollaborierenden KDP[1] gegen die PKK statt. Militärhubschrauber kreisten immer wieder über dem Zap-Gebiet, um Stellungen zu bombardieren. Kampfjets der türkischen Armee schossen ihre Raketen in die engen Schluchten. Es gab kaum noch Holz, so dass es meist klamm und kalt in den provisorisch aus Plastikfolie und krummen Eichenstämmen errichteten Zelten war. Auch das Hauptquartier, in dem sich Sakine Cansız aufhielt, wurde lediglich von einem qualmenden Kanonenofen beheizt. In einem solchen Zelt mit matschigem Lehmboden schrieb sie mit einer klapprigen Schreibmaschine ihre Erinnerungen auf.

Sie war eine der ersten Frauen, die sich der kurdischen Befreiungsbewegung angeschlossen hatten, als diese noch gar keinen Namen

1 KDP – Demokratische Partei Kurdistans, 1946 von Mustafa Barzani gegründet, seit 1979 von Masud Barzani angeführt.

hatte. Als eine von nur zwei Frauen nahm sie 1978 am Gründungskongress der PKK teil. Im Mai 1979 wurde sie verhaftet. Wie alle, die sich in der Haft nicht beugten und keinen Verrat begingen, wurde sie schwer gefoltert. Sie war die erste Frau aus der kurdischen Bewegung, die vor Gericht eine politische Verteidigung vorlegte. Unter den Gefangenen galt sie als Führungspersönlichkeit. Zwölf Jahre leistete sie in verschiedenen türkischen Gefängnissen Widerstand. 1991 wurde sie aus der Haft entlassen und ging nach einer kurzen Zeit der legalen Arbeit in die Parteiakademie im Libanon und von dort aus in die Berge zur Guerilla. Seit Ende der 1990er Jahre lebte sie überwiegend in Europa. 1998 bekam sie in Frankreich politisches Asyl. Im März 2007 wurde sie in Hamburg auf Gesuch der Türkei in Auslieferungshaft genommen, nach massiven Protesten jedoch im April wieder freigelassen.

Das vorliegende Buch ist ein Produkt der 1990er Jahre und beschreibt die Geschichte der kurdischen Bewegung auf der Basis der ideologischen und politischen Auseinandersetzungen dieser Zeit. 1979, kurz vor der Verhaftung von Sakine Cansız, war der Gedanke einer eigenständigen Frauenorganisierung und einer Gesellschaftsanalyse aus Frauensicht noch neu. In ihrem Buch beschreibt sie den Enthusiasmus, mit dem sie sich dieser Aufgabe widmete. Als sie 1995 auf Wunsch des PKK-Vorsitzenden Abdullah Öcalan damit begann, ihre Lebensgeschichte aufzuschreiben, fand gerade der erste offizielle Frauenkongress statt und erste Fraueneinheiten wurden aufgebaut. Begeisterung für diese Idee mischte sich bei den Frauen mit Selbstzweifeln und der Befürchtung, in nichtkämpfende Einheiten abgeschoben zu werden.

Heute ist die kurdische Befreiungsbewegung an einem ganz anderen Punkt. Eine eigenständige Frauenorganisierung in allen Lebensbereichen ist selbstverständlich geworden. Frauen gelten als Vorkämpferinnen und haben überall eigene Strukturen aufgebaut. In allen Gremien der kurdischen Befreiungsbewegung sind Frauen gleichberechtigt vertreten. Sakine Cansız hat diese Entwicklung mitgestaltet und vorangetrieben. Gültan Kışanak, die Oberbürgermeis-

terin der kurdischen Metropole Diyarbakır, bezeichnete sie zu Recht als »kurdische Rosa Luxemburg«.

Wir haben Sakine Cansız als eine mutige, entschlossene und überaus herzliche Frau kennengelernt, die sich mit Bescheidenheit und Humor an allen anfallenden Arbeiten beteiligte. Unermüdlich baute sie Kontakte auf und motivierte Menschen verschiedenster Herkunft, sich mit ihren Fähigkeiten in die kurdische Revolution einzubringen. Einmal aufgebaute Kontakte pflegte sie beharrlich. Mit ihrer Disziplin, ihrer aufrechten Haltung und der Aufgeschlossenheit, mit der sie sich allen Fragen der Freiheit widmete, ist sie uns ein unvergessliches Vorbild.

Der Mord an Sakine Cansız, Fidan Doğan und Leyla Şaylemez wurde bis heute nicht offiziell aufgeklärt. Obwohl es zahlreiche Hinweise gibt, die auf einen Auftragsmord durch den türkischen Geheimdienst MİT deuten, wurde bisher niemand dafür vor Gericht gestellt und verurteilt. Mit der Übersetzung dieses Buches wollen wir dazu beitragen, die Erinnerung an Sakine Cansız und ihre Freundinnen lebendig zu halten und ihren Kampf weiterzuführen.

Für die Unterstützung bei der Übersetzung danken wir Anja Hansen, Mehmet Zahit Ekinci und Yusuf Başkan.

Agnes v. Alvensleben und Anja Flach
Oktober 2014



Fidan Doğan, Sakine Cansız, Leyla Şaylemez

eine banyan-feige: sakine cansız

Eine Frau, die bereits in jungen Jahren zur Wahrheit findet.

Ein Mensch, der das gewöhnliche Leben als langweilig und seelenlos empfindet. Eine, die nicht zulässt, dass das Leben über sie bestimmt.

Eine entschlossene Persönlichkeit, die keine Ausflüchte für das Unrecht der Herrschenden und Mächtigen gelten lässt und für Veränderung kämpft.

Ein Herz, das daran glaubt, dass eine kleine Zelle ausreicht, um alle Menschen von der Möglichkeit der Freiheit zu überzeugen.

Eine derjenigen, die ihr Leben ganz am Anfang ihres Entstehens einer Bewegung widmet, die ihren Mitgliedern alles abverlangt.

Die einzige Frau unter den Meistern, die den Grundstein legen und ihren Marsch bis zum Ende fortsetzen.

Eine Frau mit eisernem Willen, die sich immer für den Weg entlang der Feuerlinie entscheidet.

Eine Gladiatorin, die niemals als Zuschauerin in der Arena ist, sondern immer gegen die hungrigen Löwen kämpft.

Eine Rebellin, die das Volk dazu aufruft, sich in der Agora zu sammeln, um Widerstand zu leisten.

Machiavelli hat die Menschen in zwei Gruppen aufgeteilt: Die, die Geschichte machen, und die, die bloß Material der Geschichte sind.

Sakine Cansız war immer Akteurin.

Eine Frau, die über die Reife verfügte, ihr Fenster jedem Lichtstrahl zu öffnen, die Wahrheit nicht zu spalten und die Realität mit all ihren Widersprüchen anzunehmen.

Eine gute Zuhörerin...

Eine Frau, die den Geschichten aller Menschen mit dem unvoreingenommenen Interesse eines Kindes und einem großen Herzen lauschte.

Eine wesentliche Frage ist doch auch, warum diese Frau, die das Lesen liebte, Bücher las.

Sie kannte ja bereits die Antwort, die sie suchte.

Wie merkwürdig ist es, dass eine, die das Licht in sich trug, immer noch das Licht suchte!

Hätte sie die Zeit gehabt und wäre Musikerin geworden, wäre sie zweifellos die Orchesterchefin gewesen. Es gibt wohl kaum eine Dirigentin, zu der der Taktstock besser passen würde. Wenn die linke Hand die Gefühle dirigiert, hätte Sara[2] damit niemals den Chor zum Schweigen gebracht, sondern stets die Geschwindigkeit gesteigert.

Sie litt unter der chronischen Unruhe, zu spät zu kommen.

So wie ein Fluss ungeduldig, stetig und stur zum Meer fließt, so strebte Sara der Revolution entgegen.

Ohne anzuhalten, ohne zu rasten, ohne langsamer zu werden und ohne das Flussbett zu verlassen...

Mit zielstrebiger Disziplin, einem überschäumenden Enthusiasmus und einer nicht enden wollenden Begeisterung. Wie ein tosender Fluß, den das Schmelzwasser im Frühjahr über die Ufer treten lässt...

Sie war immer unterwegs.

In den Städten fühlte sie sich unbehaglich. Es waren die hohen Berge und entfernte Landstriche, die sie anzogen.

Diese Sehnsucht und ihr Streben nach Wahrheit führten zu ständigen Abschieden und erneutem Wiedersehen. Sie war immer auf dem Weg, um die Ungerechtigkeit des Schicksals zu verändern.

Die Suche nach der Wahrheit erfordert Virtuosität, Askese und Vereinigung. Für Sara kein Problem.

Sie verfügte ohnehin über die grenzenlose Fähigkeit, Aufgaben zu erfüllen, die nicht jeder auszuführen vermochte. Sie war stur genug, um sich von schädlichen, aber anziehenden Wünschen fern zu halten und dafür schwierige, aber nützliche Dinge voller Freude zu erledigen. Sie verfolgte ihre Ziele mit überraschendem Eifer.

All das war Sakine Cansız.

Nach Marx wird die Welt derjenigen, die sich befreien, größer. Daher erleben sie sowohl Freude als auch Schmerz tiefer. Unbestreitbar hat Sara intensives Glück erlebt. Den größten Schmerz empfand sie

2 Codename von Sakine Cansız

jedoch angesichts des Leids anderer Menschen. Menschen, die nach Freiheit streben, ertragen diesen Schmerz gerne.

Zusammengefasst war das Leben von Sakine Cansız geprägt von dem konsequenten Gleichgewicht zwischen Wort und Tat, dem Mut, Risiken gerne ins Auge zu sehen, dem unerschöpflichen Vertrauen in ihre Weggefährten, in die Frauen und die Gesellschaft sowie ihrer würdevollen Haltung, sich niemals dem Unrecht und der Grausamkeit auf dieser Welt zu beugen.

Sie war eine Frau, deren Umtriebigkeit sie nicht auf ihrem Platz hielt. Stillstand und untätiges Herumsitzen empfand sie als Qual, Warten bedeutete Zeitverlust. Ein Lebensraum mit festen Grenzen und eingeschränktem Horizont bereitete ihr Kopfschmerzen.

Als wir uns mit Zehntausenden Menschen aus allen Teilen Kurdistans und der ganzen Welt auf den Straßen von Paris von ihr verabschiedeten, gelangte ich zu einer Erkenntnis: Wir haben Sakine Cansız sehr geliebt, aber zu Lebzeiten haben wir ihr diese Liebe nie zeigen können.

Nach Rousseau ist das Leben eines guten Menschen dadurch gekennzeichnet, dass er alle anderen Menschen mitbedenkt. Gewöhnliche und schlichte Menschen hingegen denken nur an sich selbst. Für Sara war es nicht wichtig, ob sie vergessen wird oder ob die Menschen sich an sie erinnern werden. Ihr gesamtes Leben dient dennoch als Beweis für die Richtigkeit des Satzes: »Derer wird immer gedacht werden, die sich für andere selbst vergessen«.

Wäre Sakine Cansız als Baum zur Welt gekommen, so wäre sie ein Banyan-Feigenbaum gewesen. Der Banyan wächst in Indien. Seine Zweige wachsen zum Boden. Wenn sie die Erde berühren, schlagen sie aus und bilden Wurzeln, aus denen Hunderte neue Bäume wachsen.

Ein einziger Baum, aus dem ein ständig wachsender Wald wird. Ein unsterblicher Baum...

Sie war eine von zwei Frauen, die am 27. November 1978 an der Versammlung im Dorf Fis teilnahmen[3].

---

3 Gründungskongress der PKK

Und was geschah dann?

Dann entstanden in allen vier Teilen Kurdistans, im Mittleren Osten, in Europa, in den Bergen, Dörfern und Städten, überall, Tausende, Zehntausende Banyan-Feigen.

Eine Banyan-Feige aller Frauen und der gesamten Menschheit...

Ferda Çetin[4]
27. November 2013

---

4 Kurdischer Journalist und Politiker

sara: aufrecht wie die berge

Sakine Cansız war eine große Revolutionärin, die ihr Leben der Revolution Kurdistans gewidmet hat. Sie mit all ihren Eigenschaften zu beschreiben, erfordert eine gründliche Recherche und Ausdrucksfähigkeit. Daher kann mein Text nur kurze Ausschnitte aus ihrem Leben skizzieren, die auf unserer Freundschaft basieren.

Ich lernte Sakine an einem schönen Frühlingstag im Jahr 1977 kennen. Sie war gerade nach Ankara gekommen: eine zwanzig Jahre junge Frau mit einer aufrechten Haltung und einem stolzen, vornehmen Aussehen. Ich war auf dem Weg zur Wohnung von Kesire Yıldırım[5]. Wir begegneten uns auf der Straße und Kesire machte uns miteinander bekannt.

Dieser Anblick einer jungen, anmutigen und aufrechten Frau ist mir immer im Gedächtnis geblieben. Es heißt ja, dass der erste Eindruck prägend ist. Diesen ersten Eindruck habe ich immer noch vor Augen.

Damals gab es noch nicht viele Revolutionärinnen. Die Gesellschaft erfuhr jedoch einen schnellen Wandel. Insbesondere die Jugend war sehr dynamisch. Es entstanden viele verschiedene revolutionäre Gruppen, die intensive ideologische Diskussionen führten. Ich hatte Apo[6] kennengelernt und mich seiner Gruppe angeschlossen, nachdem ich mich an der Universität in Ankara eingeschrieben hatte.

Die *Apocu*[7]-Gruppe hob sich von den anderen Gruppierungen ab und verfügte über talentierte und tatendurstige Mitglieder. Die genossenschaftlichen Beziehungen untereinander waren sehr gut. Niemand fühlte sich von der Anwesenheit von Frauen gestört, da der Grundgedanke der Gruppe auf einem sozialistischen Leben ba-

5 Kesire Yıldırım, Codename: Fatma, neben Sakine Cansız einziges weibliches Gründungsmitglied der PKK, stammt aus Depê (Karakoçan). Von 1977 bis 1987 mit Abdullah Öcalan verheiratet; getrennt hatten sie sich bereits 1980, als sie die PKK verließ. Lebt heute in Schweden.

6 Apo ist der Spitzname von Abdullah Öcalan.

7 *Apocu* bedeutet sinngemäß »Apo-AnhängerIn«.

sierte. Dennoch gab es nicht viele Frauen in der Gruppe in Ankara. Dann stieß Sakine dazu. Bei unserem ersten Treffen erzählte sie, sie sei aus İzmir nach Ankara gekommen, um mit den Freundinnen und Freunden zu sprechen.

In der praktischen Arbeit kreuzten sich unsere Wege nicht mehr. Ich wurde im März 1980 verhaftet und kam in das Militärgefängnis in Diyarbakır. Auch Sakine war inhaftiert worden. Nach dem Militärputsch am 12. September 1980 wurden die PKK-Gefangenen aus Elazığ nach Diyarbakır gebracht. Die Anklageschrift war fertig und der Prozess sollte beginnen. Alle Verfahren wurden in Diyarbakır zusammengefasst. So wurde auch Sakine zum Stammgast in der Hölle von Diyarbakır.

In meiner Haftzeit habe ich ein zweibändiges Buch über den Kerker von Diyarbakır geschrieben, damit die Grausamkeiten, die dem kurdischen Volk angetan wurden, nicht in Vergessenheit geraten und das Gedenken an jene, die dabei ihr Leben verloren, gewahrt wird. Es waren sehr schlimme Jahre. Ohne ausreichende Kenntnis dieser dunklen Zeit können auch der Widerstand und die Heldentaten dieser Jahre nicht ausreichend gewürdigt werden. Heutzutage kann jeder über Kurdistan und die kurdische Frage sprechen. Damals waren es jedoch tödliche Begriffe. Diejenigen, die sich damals nicht beugen ließen, die der Geschichte und der Realität verbunden blieben, haben um den Preis ihres Lebens die Gegenwart vorbereitet.

Das Grauen im Kerker von Diyarbakır verbot auch die Möglichkeit der Kommunikation der Trakte untereinander. Die Gefangenen konnten sich lediglich sehen, wenn sie dem Gericht vorgeführt wurden. »Sehen« ist dabei noch übertrieben, da die Gefangenen in einer Reihe saßen, hinter ihnen Soldaten standen und es verboten war, nach rechts und links zu blicken. Gespräche waren strikt untersagt.

Trotz dieser Umstände beruhigte es uns zu wissen, dass Sakine im Frauentrakt war. Sakines widerständige Persönlichkeit und ihre aufrechte Haltung waren bekannt. Sie gehörte zu den führenden Freundinnen, die während der gesamten Zeit, die sie dort verbrachte, die Frauen allein mit ihrer Haltung dem Feind gegenüber schützte und behütete. Ausnahmslos alle Frauen, die in den Frauentrakt kamen,

wurden von Sakine beeinflusst und vergaßen sie nie. Sie war herzlich, aufrichtig und bereit, ihre freundschaftliche und menschliche Liebe allen Menschen zukommen zu lassen.

In jener Zeit waren führende Kader verschiedener Organisationen in Diyarbakır. Darunter waren bekannte Militante. Ein großer Teil von ihnen hielt jedoch dem Grauen nicht auf Dauer stand. Einige wurden auch zu Überläufern, so wie Şahin Dönmez[8] und Yıldırım Merkit[9]. Sakine hingegen war als eine Frau mit großem Widerstandsgeist wie ein Stern, der in der Dunkelheit des Kerkers leuchtete. Sie war eine unbeugsame Heldin, die sogar Esat Oktay[10] die Stirn bieten konnte.

Vor Gericht und im Gefängnis zeigte Sakine offen und eindeutig, dass sie sich weder beugen noch brechen ließ. Ihr kam es gar nicht in den Sinn, Abstriche bei ihrer Meinung und ihrer Persönlichkeit zu machen. Diese Einsicht muss für Esat Oktay unerträglich gewesen sein.

Aus meiner Sicht repräsentiert Sakine den Widerstandsgeist im Kerker von Diyarbakır. Unbeirrt verfolgte sie den Weg von Hayri[11] und Mazlum[12] weiter und vertrat unter diesen schwierigen Bedingungen die Linie der *Apocu*-Gruppe. Nicht nur in organisatorischer und ideologischer Hinsicht, auch in menschlicher Hinsicht verfügte sie über bemerkenswerte Eigenschaften. Nicht jeder Mensch vermag

---

8 Şahin Dönmez nahm 1978 am Gründungskongress der PKK teil und war Mitglied des Zentralkomitees. 1979 wurde er in Elazığ verhaftet und machte umfangreiche Aussagen zur PKK. 1990 wurde er in Istanbul erschossen.

9 Yıldırım Merkit war ebenfalls Gründungsmitglied der PKK und wurde später zum Überläufer. Er wurde 1994 in Rumänien erschossen.

10 Esat Oktay Yıldıran war ein für seine Foltermethoden berüchtigter Kommandant im Gefängnis von Diyarbakır. Er wurde 1988 in Istanbul erschossen.

11 Mehmet Hayri Durmuş, (* 1955 in Bingöl, † 12. September 1982) im Todesfasten im Gefängnis von Diyarbakır, war Gründungsmitglied der PKK.

12 Mazlum Doğan (* 1955 in Karakoçan; † 21. März 1982 im Gefängnis Diyarbakır) war Mitglied des Zentralkomitees der PKK. Mit 27 Jahren setzte Mazlum Doğan am 21. März 1982, dem Tag, an dem KurdInnen das Newrozfest feiern und überall Feuer angezündet werden, im Gefängnis aus Protest gegen die türkische Regierung seine Zelle in Brand und erhängte sich. Diese Aktion bildete den Auftakt zu einer Reihe von Hungerstreiks und Widerstandsaktionen politischer Gefangener im Jahre 1982.

es, die Liebe und Begeisterung, die er in sich trägt, so offen in seiner Persönlichkeit und seinem Verhalten zum Ausdruck zu bringen.

Sakine konnte sich nicht verstellen. Nie gelang es ihr, ihre Gefühle zu verheimlichen. Sie schloss alle Frauen, die in ihren Trakt kamen, in ihre Arme, unabhängig von ihren politischen Ansichten. Nach Möglichkeit versuchte sie Lösungen für auftretende Probleme zu finden. Sie sprach offen aus, was sie dachte, und äußerte sowohl ihre Liebe als auch ihre Kritik direkt. Niemals habe ich jemanden getroffen, der negativ über sie sprach. Für ihre Mitgefangenen war sie Quelle des Widerstands und des Vertrauens, eine wahre Freundin.

Zur Zeit des Militärputsches vom 12. September konnte eine politische Verteidigung vor Gericht den Tod bedeuten. Gerade deshalb war diese Form des Widerstands von historischer Bedeutung. Man riskierte damit die Todesstrafe. Dazu kam die zusätzliche Folter im Gefängnis. Sakine war eine überzeugte Militante, der ihre Ideale wichtiger waren als ihre Sorgen und Ängste.

Dementsprechend war auch ihre Verbundenheit zu dem Vorsitzenden Apo. Das Wissen, dass er lebte und sich in Freiheit befand, hielt uns unter diesen schweren Bedingungen auf den Beinen. Wir vertrauten darauf, dass er die Revolution fortsetzen werde. Dieses Vertrauen hat Sakine während ihres gesamten revolutionären Lebens bewahrt, selbst nach seiner Inhaftierung auf Imralı und in allen anderen kritischen Phasen.

Die Hungerstreiks im Gefängnis von Diyarbakır fanden auch im Frauentrakt immer ein Echo. Obwohl die Trakte isoliert voneinander waren, kamen manchmal Nachrichten durch. Sakine orientierte sich am allgemeinen Widerstand und bereitete ihre Mitgefangenen darauf vor. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, nach Ausflüchten zu suchen.

Bis zum erfolgreichen Abschluss der jeweiligen Widerstandsform zeigte sie sich als führende Militante. So gelang es ihr, in der Dunkelheit des Kerkers stand zu halten. Sie arbeitete an der internen Neustrukturierung und Organisierung im Gefängnis mit. Nachdem die Isolation aufgehoben worden war, setzte sie ihre kollektive Arbeit fort. Sie schrieb auch viele ihrer Erlebnisse auf.

Ich hatte im Gefängnis in Diyarbakır nie die Gelegenheit, Sakine zu sehen. 1987 wurde ich nach Eskişehir verlegt, im November 1988 dann nach Amasya. Dorthin war auch eine Gruppe weiblicher Gefangener gebracht worden. Unter ihnen befand sich Sakine. Die Haftbedingungen war sehr schlecht. Die Verbesserungen, die in anderen Gefängnissen erkämpft worden waren, waren in Amasya nicht umgesetzt worden. Es gab nicht einmal Gemeinschaftszellen. Wer sich wehrte, wurde verlegt. Ich befand mich am 17. Tag eines Hungerstreiks, als ich dort ankam. Schließlich wurden einige Verbesserungen zugesagt und ich kam in eine Gemeinschaftszelle.

Die Kommunikation zwischen den Trakten war verboten. Wir versuchten, die Isolation zu durchbrechen, und führten Verhandlungen mit der Verwaltung, die jedoch nichts änderten. Durch die kreative Nutzung unserer bescheidenen Möglichkeiten gelang es uns schließlich doch, einen Kontakt herzustellen. Bis April führten wir drei Hungerstreiks durch. Erst durch diese Aktionen erhielten wir das Recht auf Bücher und Besuche ohne Trennscheibe. Schließlich wurde auch unsere Forderung nach Kommunikationsmöglichkeiten mit dem Frauentrakt erfüllt. Wir erkämpften uns das Recht auf zweistündige Treffen einmal in der Woche. So konnte ich endlich auch Sakine wiedersehen.

Sie war so aufrecht, lebendig und freundlich wie zuvor. Wir diskutierten über den Widerstand, die Probleme innerhalb der Bewegung und Themen für die Bildungsarbeit. Wenn ich an sie denke, erinnere ich mich immer zuerst an ihre aufrichtige Freundlichkeit, ihre Liebe zu den Menschen und ihre Lebendigkeit. Auch als wir uns viele Jahre später in Europa wiedertrafen, hatte sie sich nicht verändert. Ich habe mich oft gefragt, wie es möglich war, dass sie sich ihre Lebensfreude trotz des jahrelangen Grauens, das sie erleben musste, bewahren konnte. Nach wie vor war sie voller Liebe und Verbundenheit zu ihren Genossinnen und Genossen.

Ich blieb ein knappes Jahr in Amasya. Während dieser Zeit versuchten wir ständig, uns zu treffen und auszutauschen. An Tagen, an denen Treffen nicht möglich waren, warfen wir Briefe über das Gebäude in den Frauentrakt. Für die Frauen war es jedoch schwer,

uns auf diesem Weg Nachrichten zukommen zu lassen. Manchmal blieben die Briefe am Dach hängen. Einmal schickten wir Hasan Cepiki auf das Dach, um einen Brief herunter zu holen und damit zu verhindern, dass die Nachricht in die Hände der Verwaltung geriet. Das sahen jedoch die Soldaten. Sie schossen nicht, aber es entstand eine Krise.

Sakine konnte sich ein Leben ohne die Organisation und die FreundInnen nicht vorstellen. Sie waren untrennbarer Bestandteil ihres Lebens geworden.

Ende 1989 wurde ich nach Antep verlegt. Sakine kam später nach Çanakkale. Bis zu ihrer Haftentlassung schrieben wir uns Briefe. Danach kam sie zu Besuch nach Antep. Nach einer Weile ging sie ins Ausland. Sie war beim Vorsitzenden, arbeitete in Europa und ging in die Berge.

Sakine wurde wie alle anderen auch manchmal für ideologische oder organisatorische Schwächen und Fehler kritisiert. Nur zu ihrer Verbundenheit zum Vorsitzenden konnte niemand etwas sagen.

Unterdrückten Minderheiten und Glaubensgemeinschaften wie der alevitischen und ezidischen gegenüber war Sakine sehr sensibel und setzte sich für ihre Belange ein. Die Frauenfrage war für sie eine Herzensangelegenheit, die sie militant verfolgte. Sie ließ nicht zu, dass dieser Widerspruch in den Hintergrund gerückt wurde. Die Frauenbefreiungsideologie und das Recht auf eigene Organisierung verteidigte sie vehement.

Eine weitere bedeutende Eigenschaft von Sakine war ihre kritische Beharrlichkeit, wenn sie von etwas überzeugt war. Sie positionierte sich unmissverständlich gegen den türkischen Rassismus und Kolonialismus. In gleicher Weise stellte sie sich auch reaktionären Haltungen in der eigenen Gesellschaft entgegen. Auf Kongressen und Versammlungen verteidigte sie ihren Standpunkt auch dann, wenn sie mit ihrer Meinung allein da stand. Sie diskutierte und stritt, aber sie knickte niemals ein. Und selbst in sehr hart verlaufenden Diskussionen hegte sie keinen Hass gegen die FreundInnen und war anschließend bereit, mit ihnen gemeinsam in den Tod zu gehen, falls das notwendig sein sollte.

Kaum jemand verkörperte den genossenschaftlichen Geist der *Apocu*-Gruppe so stark wie sie. Sie war immer für andere da, vor allem in schlechten Zeiten.

Für Sakine war die PKK eine magische Kraft, die alle Schwierigkeiten zu überwinden vermochte und mit der sie seelisch wie geistig verschmolzen war. Ein Leben ohne die Partei und die FreundInnen lag außerhalb ihrer Vorstellungskraft. Sowohl ihre Utopien als auch ihr reales Leben bauten darauf auf.

Sakines Wurzeln lagen in Dersim. Sie war eine zeitgenössische Vertreterin von Besê[13], Alîşêr[14] und Seyîd Riza. Ihre Haltung war aufrecht wie die Berge. Sie war rebellisch und kämpferisch. Und sie liebte ihr Land und seine Menschen.

Sakine verkörperte den Widerstand kurdischer Frauen. Ihre Verbundenheit zu ihren GenossInnen war selbstlos und ohne jede Berechnung. Mit dieser Einstellung war sie wie die Seele unseres Kampfes. Diese Seele wollten sie töten. Aber das wird ihnen niemals gelingen. Auch der Anschlag in Paris wird unsere Bewegung und unser Volk nicht schwächen können. Vielmehr bietet er den Anlass, den Kampf verstärkt fortzuführen.

Muzaffer Ayata[15]
Februar 2013

---

13 Kämpferin und Ehefrau von Seyîd Riza, dem Anführer im Dersim-Aufstand von 1937

14 Anführer im Koçgiri-Aufstand in Sivas 1920/21

15 Muzaffer Ayata (* 1956 im Dorf Tezharap, Provinz Urfa) war ab 1980 über zwanzig Jahre in der Türkei im Gefängnis. Nach seiner Entlassung flüchtete er aufgrund fortgesetzter Verfolgung nach Deutschland, wo er wegen »Rädelsführungsschaft in der PKK« angeklagt und im April 2008 zu einer Haftstrafe von drei Jahren und sechs Monaten verurteilt wurde. Im Oktober 2009 wurde Ayata aus der Haft entlassen, jedoch mit Meldeauflagen und einem Politikverbot belegt.

vorbemerkung

Es war nicht einfach, aus den Notizen, die ich mir vor einem Jahr gemacht hatte, ein Buch zu schreiben. Als ich die Texte geschrieben hatte, dachte ich überhaupt nicht daran, sie als Buch zu veröffentlichen. Zum einen fand ich es zu früh, zum anderen war es kein natürlicher Schreibprozess. Er fand in einer Zeit und Umgebung statt, die von tiefgreifenden Auseinandersetzungen geprägt war.

Wenn ich die Kraft gehabt hätte, mit jener Zeit zu beginnen und dann zurück in die Vergangenheit zu gehen, hätte ein ganz anderes Werk daraus entstehen können. Natürlich war bei beiden Varianten der Anfang schwierig. Ich habe wohl die einfachere Alternative vorgezogen.

Was ich über einen längeren Zeitraum geschrieben habe, war eine Last, die sich in jenen bewegten Tagen im Zap-Gebiet[16] mal in meinem und mal in Ferdas[17] Rucksack befand. Ich ließ ausschließlich Ferda lesen, was ich geschrieben hatte. Und er trug alles monatelang zwischen all seinen Presseunterlagen auf dem Rücken durch die Gegend, weil er Achtung vor geleisteter Arbeit hatte, und ein bisschen auch, weil ich darauf bestand. Wir befanden uns mitten im Krieg, und ich muss gestehen, dass ich ihm die Sachen überlassen hatte, weil ich dachte, dass sie bei ihm gut aufgehoben wären und er sie nutzen würde, falls irgendetwas passieren sollte. Aber er schickte eine Nachricht nach der anderen an meine Einheit, damit ich meine Texte abholte.

Im September 1996 kam ich mit meinen Heften auf dem Rücken zur Parteiakademie[18]. Abdullah Öcalan hat immer wieder darauf hingewiesen, wie wichtig das Schreiben ist. Weil er dem Schreiben soviel Wert beimaß, war es sozusagen zu einer Schuld geworden, die es einzulösen galt.

---

16 Gebiet und Fluss in Südkurdistan

17 Ferda Çetin

18 in Damaskus/Syrien

Es war sehr schwer, mich noch einmal mit meinen eigenen Texten zu befassen. Sie gefielen mir überhaupt nicht und das ist immer noch so. Ich hatte jedoch viel Arbeit hineingesteckt und unter Einbeziehung der Bedingungen, unter denen sie entstanden waren, ergaben sie einen Sinn. Außerdem hatte ich weder den Wunsch noch den Mut, alles nochmal neu zu schreiben.

Es fiel mir also schwer, mich ein weiteres Mal mit meinen Kämpfen auseinanderzusetzen und dabei die Geschehnisse, die mich beeinflusst haben, noch einmal zu erleben. Ich habe versucht, alles so wiederzugeben, wie es meinen Erinnerungen entspricht. Dennoch ist dieses Buch nur ein Ausschnitt dessen, was alles geschehen ist.

Die Arbeit an diesem Buch fand in einer guten, genossenschaftlichen Atmosphäre im Haus von Abdullah Öcalan statt. Dafür möchte ich mich bei allen Freundinnen und Freunden bedanken.

Alle weiteren Bewertungen dieses Buches fallen den Leserinnen und Lesern zu.

Hochachtungsvoll

Sara (Sakine Cansız)
Oktober 1997

im winter geboren

Ich bin genau zu Neujahr 1958 im Dorf Tahtı Halil in Dersim zur Welt gekommen. Mein Vater war zu jener Zeit beim Militär. Meine Geburt zeigte er während seines Urlaubs im Februar an, deshalb ist mein offizieller Geburtstag der zwölfte Februar 1958. Bedeutet es wohl ein besonderes Glück, im strengen Winter geboren zu werden? Am besten fange ich an diesem Punkt an, an das Glück zu glauben. Meiner Meinung nach bedeutet es also Glück, zu Neujahr mitten im Winter in einer sehr verschneiten Gegend zur Welt zu kommen.

Unser Dorf bestand aus zwanzig Haushalten. Alle Häuser standen entlang der einzigen Straße. Am oberen Ende wohnten die Kocademirs, am unteren die Familie Duymaz. Beide waren sehr große und im Dorf beliebte Familien. Unser Haus lag mitten im Dorf direkt neben der Wasserstelle. Unsere nächsten Nachbarn waren Onkel İbrahim und seine Familie. Er galt als der lustigste, unterhaltsamste und mutigste Mensch im Dorf. Immer wieder wurde davon berichtet, wie er bei der Feldarbeit mit einem Bär gekämpft, seine dabei vom Bär herausgerissenen inneren Organe selbst wieder an die richtige Stelle gestopft und so zurück ins Dorf gekommen war. Oder vielmehr ließ man ihn davon erzählen. Er war so eine Art Nasrettin Hoca[19] des Dorfes, der Onkel İbrahim. Die Dorfbevölkerung versammelte sich meistens auf dem Dreschplatz unterhalb der Wasserstelle. Alle kamen dorthin, um sich zu unterhalten. Die Alten zogen sich gegenseitig auf und machten Witze. Es wurde immer viel gelacht.

Die Wasserstelle im Dorf war neu gebaut worden. Das Wasser kam von den in Richtung Mazgirt liegenden Berghängen aus mehrstündiger Entfernung. Die Quelle lag auf dem Gebiet eines anderen Dorfes. Dafür wurde eine bestimmte Summe Geld gezahlt. Die Aushebung des Kanals und die Verlegung der Rohre hatten die Männer aus dem Dorf übernommen. Ging man die Eisenrohre entlang, ge-

19 Name eines bekannten Protagonisten humoristischer Geschichten im gesamten türkisch-islamisch beeinflussten Raum

langte man zu der Quelle. Als wir klein waren, fanden wir es aufregend, die Rohre zu verfolgen, als ob wir auf diesem Weg etwas Neues entdecken würden. Die Wasserstelle war groß und aus Beton. Davor war ein hübsch aussehendes kastenförmiges Becken, zu dem von zwei Seiten hohe und breite Stufen hinaufführten. Die Wasserstelle war immer sehr sauber.

Am meisten sorgte Xezal, eine mutige Frau aus der Familie Kocademir, dort für Sauberkeit. Sie war von kräftiger Statur, hatte buschige Augenbrauen, ein riesiges Gesicht mit einer großen Nase und weiten Nasenlöchern. Der *kofi*[20] auf ihrem Kopf saß immer ordentlich, ihr Kopftuch war mit großen Perlen und Stickereien verziert und strahlend weiß. Ihr Rocksaum hatte einen Faltenbesatz, über dem Rock trug sie einen Überwurf und darunter gummibesetzte Pyjamahosen, die wir auf Zaza ›*manıs*‹ nannten. Es war ein sehenswürdiger Anblick, wenn sie ihre riesigen Kupfereimer in das Wasser tauchte. Sie säuberte zunächst den ganzen Platz mit reichlich Wasser, wusch sich dann Hände, Gesicht und Füße und füllte anschließend ihre Wasserbehälter. Das war eine feste Angewohnheit von ihr. Vielleicht beobachtete ich Xezal deshalb immer interessiert. Alle Leute im Dorf waren beindruckt von ihren Säuberungsaktionen bei jedem Wetter. Die Häuser im Dorf waren normalerweise alle sauber, aber Xezal und ihr Haus waren etwas Besonderes. Sie hatte dicke Hand- und Fußgelenke, an denen sie Perlenbänder trug.

Xeyzan aus der Familie Duymaz war das genaue Gegenteil. Sie hatte eine heisere Stimme und einen weichen, großen und dünnen Körper. Im Gegensatz zu Xeyzan war Xezal autoritär. Ihre häusliche Autorität strahlte sie auch nach außen aus. Das ging über den natürlichen Respekt hinaus, den die alten Frauen im Dorf genossen. Im Kontakt mit anderen verhielt sie sich vorsichtig. Die jungen verheirateten Frauen im Dorf passten sich den herrschenden Traditionen an. Es bestand kein offener Druck gegen sie, dennoch mussten sie sich im Verhalten gegenüber den alten Frauen und Männern an bestimmte Maßstäbe halten. Wenn sie jemanden von den Alten sahen

20 Band, mit dem das traditionelle Kopftuch gebunden wird

oder mit ihnen sprachen, verdeckten sie die Hälfte ihres Gesichts mit ihren Kopftüchern. Das gebot der notwendige Respekt. Es gehörte auch zu den Gepflogenheiten, nicht mit lauter Stimme oder in unangebrachten Momenten zu sprechen. Säuglinge konnten nicht überall an die Brust gelegt werden, oder die Brust wurde beim Stillen mit dem Kopftuch verdeckt. Die etwas älteren Frauen hatten es leichter.

Die Witwe Emoş, deren Haus sich in gleicher Reihe mit unserem Haus auf der anderen Seite der Wasserstelle befand, hatte eine besondere Stellung im Dorf. Sie hatte sechs Kinder und war noch recht jung. Alles, was sie tat, zog Aufmerksamkeit auf sich und wurde sofort kommentiert. Die anderen Frauen mochten sie nicht besonders. Im Umgang mit ihr wurde sofort deutlich, dass sie misstrauisch und eifersüchtig beäugt wurde, weil sie Witwe war. Dementsprechend gab es auch viel Klatsch über sie. Aber im Allgemeinen war das Dorfleben mit seinen herzlichen Beziehungen, einem respektvollen Umgang und wenig Streit harmonisch. Es geschah nichts, was die Ordnung hätte ernsthaft stören können.

Nie habe ich vergessen, wie Onkel İbrahim aus seinem riesigen, altmodischen Radio Liedern im kurdischen Dialekt *Kurmancî*, den wir ›*Kirdask*‹ nannten, lauschte. Wenn Ayşe Şan[21] gespielt wurde, drehte er den Ton ganz auf und ließ alle bis zum Schluss mithören. Sogar die Leute im nächsten Nachbardorf Şekerman konnten mithören. Manchmal hörten wir auch das Radio von dort. Auch den Nachrichten wurde manchmal interessiert gelauscht. Dann glaubten alle, dass etwas Ernsthaftes passiert sei, und hörten schweigend zu. Wir Kinder verstanden zwar nicht, worum es ging, aber wir ahmten die Ernsthaftigkeit der Erwachsenen nach.

---

21 Ayşe Şan (* 1938 in Amed/Diyarbakır; † 1996) war eine kurdische Sängerin.

kinder des genozids von dersim: meine mutter und mein vater

Meine Mutter und mein Vater sind Kinder des Genozids von Dersim[22]. Sie sind in jenen Jahren geboren worden. Meine Mutter ist ein paar Jahre jünger als mein Vater. Mein Vater erinnert sich noch an die Repression und die schwierige Zeit nach dem Massaker. Er erzählte auch davon. Meine Mutter ist eine Tochter von Hesene Hemede Kalik vom Stamm Kureyşan. Mein Großvater gehörte zu den führenden Köpfen des Stammes. Ihm gehörten mehrere Dörfer, Mühlen und Läden. Damit galt meine Mutter als Tochter einer wohlhabenden Familie. Die Familie meines Vaters hingegen war arm. Meine Eltern heirateten entsprechend der Tradition über die Vermittlung ihrer Verwandten. Die Mutter meines Vaters war zweimal verheiratet. Aus der Ehe mit meinem Großvater ist nur mein Vater hervorgegangen. Wahrscheinlich hat mein Großvater den Nachnamen Cansız[23] bekommen, weil er groß und dünn war.

Ich kann mich an meine Großväter nicht erinnern, beide sind früh verstorben. Die Familie meines Vater gehörte zu den Süleymanlı, einer Seitenlinie des Stammes der Kureyşan. ›*Sılamanız*‹ sagt man auf Zaza. Die gute Beziehung zwischen meinen beiden Großvätern soll eine große Rolle bei der Heirat meiner Eltern gespielt haben. Aber in der Hochzeitsnacht ist meine Mutter aus dem Haus meines Vaters zurück in ihr Elternhaus in ihr eigenes Dorf geflohen. Sie konnte die Armut und die gewöhnliche Herkunft der Familie meines Vaters nicht akzeptieren. Ihr Vater billigte ihr Verhalten jedoch nicht. Die kommenden drei Jahre ließ er nicht zu, dass meine Mutter jemand anderes heiratete, obwohl es mehrere Bewerber gab. Er legte viel Wert auf freundschaftliche Beziehungen und bezeichnete meine Mutter während dieser Zeit immer als Schwiegertochter meines anderen Großvaters. Schlussendlich konnte er sie überzeugen und meine Mutter kehrte zu meinem

22 1938 ermordete der türkische Staat als Antwort auf einen Aufstand alevitischer KurdInnen in Dersim mindestens 60.000 Menschen. Tausende wurden deportiert oder vertrieben.

23 Türkisch für: leblos; Nachnamen wurden in der Türkei erst ab 1935 verpflichtend eingeführt.

Vater zurück. Meinen Vater hatte der Vorfall verletzt und wütend gemacht, aber er zeigte die Reife und Geduld, auf sie zu warten.

Während der Jahre des Massakers trug meine Mutter noch Windeln. Meine Großmutter versteckte sich mit ihren Kindern, Schwiegertöchtern und Enkeln in einem dichten Wald nahe des Munzur-Ufers. Sie fand nicht einmal die Gelegenheit, ihre Kinder zu stillen. Meine Mutter war das jüngste Kind und weinte ständig vor Hunger. In der Angst, dass ihre Stimme den Aufenthaltsort verraten könne, wollte mein Onkel meine Mutter in Windeln gewickelt in den Munzur werfen. Am anderen Ufer des Munzur verlief eine neu gebaute Straße, die von Militärfahrzeugen genutzt wurde. Die Soldaten machten dort auch manchmal Rast. Deshalb war das Risiko groß, dass das weinende Kind gehört werden könnte. Mein Onkel wollte also meine Mutter aus den Armen meiner Großmutter reißen und ins Wasser werfen. Aber meine Großmutter schrie auf, nahm meine Mutter wieder an sich und schloss sie in die Arme. Sie flehte meinen Onkel an und schwor, dass sie das Kind zum Schweigen bringen könne. So wurde meine Mutter gerettet. Später, wenn meine Mutter sehr wütend war oder das Leben unerträglich fand, pflegte sie im Zorn zu sagen: »Ach, hätten sie mich doch damals ins Wasser geworfen, dann wäre mir all das erspart geblieben«. Geschichten aus jener Zeit erzählten zumeist meine Onkel.

Die Erinnerungen meines Vaters an diese Zeit machten uns stärker betroffen. Seine Erlebnisse waren umfassender und schmerzhafter. Wenn er davon erzählte, schien er alles noch einmal zu erleben. Er hatte ein gutes Gedächtnis und lebhafte Erinnerungen. In späteren Jahren brachte er diese auch mit seiner Saz[24], in Gedichten und Liedern zum Ausdruck.

Der Genozid von Dersim dauerte bis in die vierziger Jahre an. In den Jahren zwischen 1940 bis 1945 wurden immer noch Dörfer von Militäreinheiten überfallen. Die männlichen Bewohner wurden auf Militärposten verschleppt. Mein Vater erinnerte sich zwar nicht mehr genau daran, wie alt er gewesen war, aber das Erlebte blieb in

---

24 Langhalslaute

seinem Gedächtnis stets lebendig. Ich wünschte, ich hätte mir alles gemerkt, was er erzählte. Leider habe ich nur wenig davon behalten:

»Ich erinnere mich sehr gut, an jenem Tag waren Jandarma-Einheiten über die Pax-Brücke ins Dorf gekommen. Sie zwangen die Männer, darunter meinen Vater, sich auf dem Dorfplatz zu versammeln. Dort wurden sie gefesselt und mussten lange ohne Wasser und Brot in der Sonne ausharren. Es herrschte glühende Hitze. Später wurden alle zur Jandarma-Station an der Pax-Brücke gebracht. Ich wollte mit ihnen gehen, aber sie ließen mich nicht. Ich weinte. Auch meine Mutter und die anderen Frauen des Dorfes weinten. Am nächsten Tag machte sich eine Gruppe von Leuten auf den Weg, um herauszufinden, wie es den Männern ging. Ich ging mit ihnen. Wir mussten im Garten warten. Niemand kümmerte sich um uns. Auf einmal forderte ein Offizier den Wächter der Militärstation, der Kurde war und aus der Gegend stammte, dazu auf, die Dokumente [*evrak*] aus dem Dorf Şekerman zu holen. Weil dieser statt ›*evrak*‹ ›*avrat*‹ [Eheweib] verstanden hatte, sammelte er alle Frauen des Dorfes zusammen und brachte sie zur Militärstation. Als der Offizier den Wächter mit einer Gruppe Frauen ankommen sah, brach er in Gelächter aus und sagte: »Unser Schlaukopf hat statt *evrak avrat* gebracht« und befahl ihm, die Frauen sofort zurück zu bringen. Ich war erleichtert, denn ich hatte große Angst gehabt, dass auch die Frauen wie mein Vater und die anderen Männer gefesselt und eingesperrt würden.«

Wenn mein Vater von seinen Erlebnissen erzählte, konnte er die Tränen oft nicht zurückhalten. Er gab uns ständig Ratschläge und forderte uns auf, klug zu sein und das Richtige zu tun, damit wir nicht den gleichen Schmerz wie er erleben müssten: »Was habt ihr schon erlebt bisher, woher sollt ihr wissen, was Leben bedeutet. Seht nur, was wir erlebt haben...«.

Die ganze Repression und Folter wurde mit der Begründung ausgeübt, dass sich Leute vom Stamm Demenanlı im Dorf verstecken würden. Bereits beim kleinsten Verdacht wurden die Menschen zusammengetrieben, eingesperrt und gefoltert. Es ist unnötig zu sagen, was passiert wäre, wenn sich Angehörige des Stammes tatsächlich im Dorf aufgehalten hätten.

»mein vater hat mich nicht zur schule gehen lassen«

Mein Vater gehörte im Dorf zu denjenigen, die zur Schule gegangen waren. Er hatte die Grundschule abgeschlossen. Unter seinen Schulkameraden waren Ali Gültekin, Kemal Burkay und Hüseyin Yıldırım. Wenn er von jener Zeit erzählte, erwähnte er auch immer diese Namen. Vor allem zu Ali Gültekin bestand eine Nähe, weil sie aus dem gleichen Dorf stammten und dieselben Lebensbedingungen geteilt hatten.

Meine Mutter hingegen ist nie zur Schule gegangen. Bei jeder passenden Gelegenheit beschwerte sie sich aus tiefstem Herzen über ihren Vater, der ihr den Schulbesuch nicht ermöglicht hatte. Meine Mutter verfügte über eine Autorität, die auf dem Vorteil beruhte, aus einer wohlhabenden Familie zu stammen. Dazu kam, dass mein Vater beeinflusst von der alevitischen Kultur Frauen gegenüber Achtung hatte und sich entsprechend verhielt. Dadurch wirkte sie noch autoritärer.

In der Gesellschaft wird im Allgemeinen der Name des Mannes oder Vaters genannt, wenn von einer Familie, von Kindern oder von Eigentum die Rede ist. Daraus ist scheinbar ein Naturgesetz geworden, das niemanden befremdet. Es gibt wenige Dinge, die von Frauen geprägt sind. Bei uns wurde in diesem Zusammenhang jedoch sowohl von Zeynep als auch von İsmail gesprochen. Die Familie meiner Mutter legte die Betonung auf Zeynep. Das war ganz normal, als ob es so sein müsse. Auch meine Großmutter galt innerhalb des Stammes und der Familie als eine Frau mit Autorität und Einfluss. Bei ihr war es jedoch anders als bei meiner Mutter. Ihre Stellung beruhte auf ihrer Stärke und ihrem Einsatz für das Gemeinwohl.

Der Name meiner Großmutter war Hatice, aber alle nannten sie Eze. Sie war groß und kräftig, hatte einen hellen Teint und blaue Augen. Eigentlich konnte man nicht genau sagen, ob sie blau oder grün waren. Wenn ich blau sage, tue ich dem Grün Unrecht und umgekehrt. Ihre Augen waren sehr schön. Sie war eine schöne Frau, meine Großmutter. Mit ihrem Fleiß, ihrer Anmut und ihrer Fähigkeit, alles zu beherrschen, übte sie großen Einfluss auf die Menschen aus, die

sie umgaben. Sie verfügte über einen bemerkenswerten Weitblick im Leben. Ihre Enkel, Kinder, Schwiegertöchter, Schwager, Nachbarn, Verwandten, die Leute aus ihrem Dorf und alle Bekannten nannten sie Eze. Der Respekt, den sie allgemein genoss, war deutlich spürbar.

Nach dem Tod meines Großvaters stiegen ihr Ansehen und ihre Autorität noch weiter. Auf ihren Schultern lastete nunmehr die Verantwortung für eine große Familie mit weitreichender Verwandtschaft. Ob es darum ging, eine Tochter des Hauses zu verheiraten oder eine Schwiegertochter in die Familie aufzunehmen, bei Streit oder Auseinandersetzungen, niemals war eine Lösung ohne sie denkbar. Nichts geschah ohne ihre Einwilligung. Dabei hatte sie ein sehr großes Herz. Sie half allen, die es nötig hatten, legte Wert auf Gerechtigkeit und war immer bemüht, niemanden zu kränken. Trotzdem kam es ständig zu Eifersüchteleien und Zank. Vor allem ihre Töchter und nahen Verwandten bauschten winzige Unterschiede auf und warfen ihr vor, bestimmte Menschen vorzuziehen. Sie glaubten dann, meine Großmutter liebe sie weniger als andere. Diese Eifersucht brachte meine Großmutter in Bedrängnis, weil sie stets darauf achtete, niemanden zu begünstigen. Sie half den Bedürftigen, zum Beispiel frisch Verheirateten, oder wenn jemand einen Verlust erlitten hatte.

Wann immer aus Eifersüchteleien und Streit eine Krise entstand, trat mein Großvater auf den Plan, auch nach seinem Tod. In Dersim wird meistens auf »*Düzgün Baba*«[25] geschworen. Aber in meiner Familie wurde auf den Kopf meines Großvaters geschworen. Legte meine Großmutter einen solchen Schwur ab, wurden damit Missverständnisse ausgeräumt und alle glaubten ihr.

Sie war eine sehr starke Frau, meine Großmutter. Sie beherrschte jedes Thema und war sehr talentiert. Vor allem nachts ging sie alleine spazieren und hörte sich um. Wenn sich Wölfe oder andere wilde Tiere den Ställen näherten, schrie sie laut mit ihrer kräftigen Stimme und schlug die Tiere in die Flucht. Sie wusste immer, ob irgendwer krank war oder ob es einen Streit gegeben hatte, und dann griff sie ein. Die Aufmerksamkeit, die sie ihren Mitmenschen schenkte, erhöhte ihr Ansehen.

---

25 Legende und Bergmassiv in Dersim

Im Haus meiner Großmutter gab es immer frischen Tee. Ihre große Teekanne stand ständig über dem Feuer. Unser Dorf lag direkt an der Straße. Wer zu einem anderen Dorf wollte, musste unser Dorf durchqueren. Viele Menschen machten müde von der Reise Rast im Hause meiner Großmutter. Sie aßen ihr Essen und tranken ihren Tee. Auf diese Weise sind viele gute Freundschaften entstanden und meine Großmutter vergrößerte stetig ihren Bekanntenkreis.

Die Eigenschaften meiner Großmutter haben immer mein Interesse hervorgerufen. Ich bewunderte sie und verfolgte jede ihrer Bewegungen. Vor allem beobachtete ich sie beeindruckt dabei, wie sie jeden Morgen früh aufstand, stehend den Sonnenaufgang betrachtete, ihr Gesicht der Sonne zugewandt betete und ihr Gebet damit abschloss, dass sie mit den Handinnenflächen über ihr Gesicht strich. Das gleiche tat sie auch bei Mondaufgang. Sie betete bei Auf- und Untergang von Sonne und Mond. Bei den Untergängen sah ihr Gesicht trauriger aus. Ihre Gebete, ihr Weinen und Flehen, wenn es zu einer Sonnen- oder Mondfinsternis kam, ließen mich am ganzen Leibe zittern. Dann lag Schwermut in der Luft, die Dunkelheit machte Angst und es entstand eine Stimmung der Ausweglosigkeit und des Schmerzes. Meine Großmutter wollte, dass die Dunkelheit schnell aufhört. Und dann machte sie sofort die Brotsorte mit ganz viel Butter, die wir *niyaz* nennen.

Eine weitere Besonderheit von ihr war, dass sie das Feuer in der Küche nie ganz ausgehen ließ. Abends vergrub sie die glühenden Kohlen unter der Asche, um bei Morgengrauen das Feuer erneut zu entfachen. Es galt als Sünde, Feuer aus anderen Häusern zu holen oder an andere weiterzugeben. Wenn jemand Feuer von uns wollte, ärgerte sie sich und schärfte den Leuten ein, künftig wie sie abends dafür zu sorgen, dass morgens noch Glut vorhanden sei. Eze lebte die zoroastrische Lehre[26]. Für sie gehörte es zum Leben dazu, das Feuer zu bewahren, Zuflucht bei Mond und Sonne zu suchen und der Erde verbunden zu sein.

---

26 Monotheistische Religion nach Zarathustra

türkisch lernen: eine einzige folter

Mit meiner Großmutter väterlicherseits hatte ich weniger zu tun und ich habe nur wenige Erinnerungen an sie. Sie war nur selten bei uns, meistens lebte sie bei ihren anderen Kindern. Zuletzt habe ich sie 1973 gesehen, sie war stark gealtert. Ihr Gesicht und ihre Hände waren faltig, aber ihr Körper war immer noch lebendig und schneeweiß. Sie war eine sehr pedantische Frau. Stets trug sie eine Matte aus dünnem Stoff mit sich herum. Sogar wenn sie sich irgendwo hinsetzte, breitete sie zunächst diese Matte aus, ordnete ihre Röcke und ließ sich dann nieder.

Mein Vater war nach dem Militärdienst Beamter geworden. Er hatte die Prüfung an der Berufsschule bestanden und mit der Arbeit als Sekretär begonnen. Damals hatte ich bereits einige türkische Wörter wie »Mutter« und »Vater« gelernt. Als mir die ersten türkischen Wörter beigebracht wurden, rannte ich zur Dorfmitte und wiederholte sie laut rufend, um die anderen Kinder in meinem Alter zu ärgern. Jene Zeit, als ich die ersten türkischen Wörter lernte, gehört zu meinen lebendigsten Kindheitserinnerungen im Dorf. Damals zwang mich auch niemand, diese Sprache zu erlernen.

Der Älteste von uns Geschwistern war mein Bruder. Zwischen uns beiden hatte meine Mutter noch ein Mädchen zur Welt gebracht, das mit sechs Monaten gestorben war. Mein Bruder wurde also vor mir eingeschult. Ich sah die Stadt zum ersten Mal, als ich auf der Grundschule angemeldet wurde. Im ersten Schuljahr lief ich täglich vom Dorf in die Stadt. Im Sommer konnten wir den Harçik-Bach überqueren und den Weg damit abkürzen. Im Winter gab es viel Schnee. Die verschneiten Winterabende habe ich nie vergessen. Wir Kleinen wurden die Mitte genommen, die Größeren reihten sich vor und hinter uns auf. Bei besonders heftigem Schneefall bestand die Gefahr, dass ein Kind verloren ging. Außerdem konnte man Wölfen oder Schakalen begegnen. Deshalb gab es immer eine Vorhut, die den Weg ebnete und auf mögliche Gefahren aufmerksam machte. An solchen Abenden kam uns meistens eine Gruppe Männer aus dem Dorf entgegen. Gemeinsam machten wir Krach, um die Wölfe

zu verjagen. Oder wir sangen alle zusammen Lieder. Später erfuhr ich, dass damit die Angst gebannt, die Körpertemperatur erhöht und damit die Erfrierungsgefahr gesenkt wird.

Am schlimmsten war der Schmerz in den Händen, wenn wir uns nach der Rückkehr aus der Schule am Ofen zu wärmen versuchten. Es tat so weh, als hätten wir unsere Hände direkt auf den Ofen gelegt. Unsere Lehrer brachten uns natürliche Methoden zur Erwärmung der Hände bei. Wir steckten sie in die Achselhöhlen, rieben sie, hauchten sie an und fuhren mit den Händen durch unsere Haare. Auf diese Weise wurden sie schneller warm und schmerzten weniger.

Meine Lehrerin in der ersten Klasse war eine türkische Frau namens Gönül. Sie unterrichtete uns bis zur dritten Klasse. Türkisch zu lernen war eine einzige Folter. Es fiel uns sehr schwer, obwohl wir lernbegierig waren. Neue Wörter lernten wir schnell. Unsere Lehrer rieten uns, auch außerhalb der Schule immer türkisch zu sprechen. »Wenn ihr kurdisch sprecht, bekommt ihr Schläge«, sagten sie. Diese Drohung und einige gesondert beauftragte Schulkameraden, die uns kontrollierten, brachten uns dazu, schneller zu lernen.

Die Beamtenlaufbahn meines Vaters veränderte unseren Lebensstandard unweigerlich in eine bestimmte Richtung. Wir hatten Brot aus Weißmehl und trugen Halbschuhe. Ich schämte mich, wenn meine Freundinnen zwei Gerstenbrote gegen ein Weißmehlbrot tauschen wollten, und willigte sofort ein. Aber ich nahm nur ein Gerstenbrot und sagte, dass ich am liebsten Maisbrot mochte. Manchmal machte auch ich das Tauschangebot, ohne dass sie etwas sagen mussten. Es kam auch vor, dass wir den in der Stadt gekauften Brotlaib in das selbstgemachte Blätterteigbrot steckten und so aßen. Später zogen wir in die Stadt. Im Winter lebten wir in der Stadt und im Sommer im Dorf. Dadurch veränderte sich unser Leben. Meine Türkischkenntnisse verbesserten sich. Unser erstes Haus in der Stadt war im Stadtteil Dağ. Es war ein Lehmhaus, nur der Boden war aus Beton. Und anders als im Dorf gab es auch Strom.

kämpfe im dorf taht

Eines Nachts im Sommer wachte ich im Dorf durch großen Krach auf. Meine Großmutter hatte einen Knüppel in der Hand und forderte laut schreiend die Männer im Dorf dazu auf, sich auf dem Dorfplatz zu versammeln. So wütend hatte ich sie noch nie gesehen. Schon bevor sie angefangen hatte zu schreien, hatte ich irgendwelche Geräusche vernommen, aber nicht begriffen, um was es sich handelte. Es herrschte eine merkwürdige Unruhe. Manche von denen, die auf dem Platz ankamen, waren gerade erst aufgewacht und versuchten mit verschlafenen Augen zu verstehen, was vor sich ging. Meine Großmutter fragte, wo meine entführte Tante sei. Sie verfluchte die Entführer. Mein Vater war nicht da und Mustafa Çallı, der Mann meiner anderen Tante, tat so, als ob er von nichts wüsste. Listig gab er vor, gerade erst aufgewacht zu sein und wandte sich an meine Großmutter: »Was ist denn los hier mitten in der Nacht, ist etwas passiert?« Damit war er der erste, der den Knüppel zu spüren bekam. Viele weitere versuchten den gleichen Trick wie er. Im ersten Moment verstand ich nicht, worum es ging. Aber nach und nach stellte sich heraus, dass meine Tante Melek entführt worden war. Es war wie in einem Film: Angst, Aufregung, Abenteuer, alles kam darin vor. Hätte mein Onkel nicht eingegriffen, hätte es zu einer Blutfehde kommen können.

Ein Mann vom Stamm der Rayber hatte meine Tante Melek heiraten wollen, aber unser Familienclan lehnte das ab. Sie wollten sie mit jemandem aus der Verwandtschaft verheiraten. Meine Großmutter hörte jedoch nicht auf ihre Familie und versprach meine Tante dem jungen Mann vom Stamm der Rayber. Deshalb hatten die anderen beschlossen, meine Tante zu entführen. Bei dieser Entführung spielten vor allem Männer eine Rolle, die arbeiteten und einen gewissen intellektuellen Hintergrund hatten. Die Entführungsaktion selbst war bemerkenswert. Beide Dörfer waren weit voneinander entfernt, dazwischen lagen mehrere andere Dörfer. Meine Großmutter hatte wie immer Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Das Haus war groß, die Tür wurde mit einem Riegel von innen verschlossen. Meine Groß-

mutter schlief draußen auf einem Holzbett. Die Entführer meiner Tante hatten sich von mehreren Stellen aus genähert. Sicher hatten sie auch Helfer aus dem Dorf. Die Entführung musste unbedingt erfolgreich verlaufen, weil meine Tante sonst an den anderen Stamm vergeben würde. Da es schwer war, meine Großmutter zu überzeugen, hatten sie sich folgenden Plan ausgedacht: Ein bis zwei Leute der Gruppe sollten in die Sommerstallungen eindringen, so tun, als ob Wölfe die Herde angreifen würden, dadurch eine Panik entstehen lassen und meine Großmutter dazu bringen, sich von der Haustür zu entfernen. Die andere Gruppe sollte die Gelegenheit nutzen, meine Tante aus dem Haus zu holen und dann aus dem Dorf zu schaffen. Meine Großmutter hinters Licht zu führen, war dabei natürlich die undankbarste Aufgabe.

Sie hatte sofort ihren Knüppel ergriffen und war zur Herde gelaufen, nachdem dort Unruhe entstanden war. Die mit der Entführung beauftragte Gruppe war dann ins Haus eingedrungen und hatte meine Tante gesucht. Schließlich fanden sie sie unter dem großen Weidenkorbgeflecht, mit dem Lebensmittel wie Joghurt und Milch geschützt wurden. Sie hielten ihr den Mund zu und machten sich schnell auf den Weg. Meine Großmutter war sofort misstrauisch geworden. Die aus unserem Dorf involvierte Gruppe kam deshalb zu ihr. Sie küssten ihre Hände und versuchten durch Reden Zeit zu gewinnen. Dabei taten sie so, als ob sie einen ganz normalen Besuch abstatteten. Meine Großmutter antwortete ihnen mit Knüppelschlägen. Obwohl sie einigen von ihnen den Schädel brach, gelang es ihnen, sie eine Weile zu beschäftigen. Dadurch gewann die andere Gruppe Zeit. Meine Großmutter fluchte und rief nach meiner Tante. Als sie begriff, dass diese verschleppt worden war, nahm sie die Verfolgung auf.

Im Dorf gab es nur zwei Wege. Die Entführergruppe hatte geplant, meine Tante nicht in Alis Dorf zu bringen, sondern vom Dorf Kavun in unser Dorf, nach Tahtı Halil. Dieser Weg war vorteilhafter. Meine Großmutter war zunächst in Alis Dorf, nach Höpük, gegangen. Sobald sie das Dorf erreicht hatte, fing sie an zu rufen und zu schreien. Alle Bewohner versammelten sich auf dem Dorfplatz.

Meine Großmutter forderte die Herausgabe ihrer Tochter, aber die Dorfbewohner sagten, dass weder Ali noch ihre Tochter dort seien. Schließlich glaubte meine Großmutter ihnen und ging in unser Dorf.

Die Männer, die meine Tante in unser Dorf verschleppt hatten, hatten sich in der Umgebung versteckt. Andere, die in den Vorfall verwickelt waren, hatten sich einfach schlafen gelegt, als ob nichts geschehen sei. Die Entführung war so gesehen erfolgreich verlaufen, aber damit hatte die Sache noch kein Ende. Als meine Großmutter das Dorf verlassen hatte, hatte sie durch lautes Rufen auch das Dorf der Rayber informiert. Diese hatten die Entführung angezeigt. Natürlich hatte sich niemand vorstellen können, dass jemand den Staat informieren würde. Am nächsten Tag besetzten Jandarma-Einheiten das Dorf und durchsuchten es. Die Durchsuchung wurde dann in der Umgebung fortgesetzt. Aufgrund der Anzeige waren sie entschlossen, meine Tante zu finden. Dadurch entstand noch mehr Chaos. Niemand hatte erwartet, dass es soweit kommen würde: dass sich der Staat mit seiner Jandarma einmischen würde. Dadurch konnten Beziehungen nachhaltig zerstört werden. Die Jandarma hatte sogar unter dem Vorwand der Entführung mehrere Dorfbewohner niedergeknüppelt. Diese wiederum beschuldigten meinen Onkel Hasan, den Steuereinnehmer. Andere wiederum vermuteten den Rayber-Stamm hinter der Anzeige. Als es richtig ernst wurde, ging eine Gruppe aus dem Dorf als Vermittler zu meiner Großmutter. Auch ihr hatte nicht gefallen, was vorgefallen war. Als ihre erste Wut verraucht war, nahm sie ihre Anzeige zurück. Daraufhin zog sich die Jandarma zurück.

Das Ansehen meiner Großmutter hatte unter diesem Vorfall gelitten. Dass sie sich wegen ihrer Tochter gegen alle anderen gestellt und dabei Flüche und Beleidigungen ausgestoßen hatte, kränkte sie in ihrem Stolz. Aber schlussendlich heirateten meine Tante Melek und Ali glücklich in Höpük. Sie zogen dann nach Milli, wo Ali als Lehrer arbeitete. Erst lange Zeit später ging meine Großmutter sie besuchen und versöhnte sich mit meiner Tante und Ali.

Das Prestige meiner Großmutter war dennoch erschüttert. Dass Jandarma-Einheiten ins Dorf gerufen und die Menschen von ihnen geschlagen worden waren, wirkte sich negativ aus. Meine Großmutter hatte

ein Verhalten gezeigt, das mich erstaunte und Spuren hinterließ. Meine Liebe zum Dorf Taht und zu Eze wurde geschmälert. Aber gleichzeitig wurden diese Ereignisse zum Nährboden meiner Einstellung in Bezug auf jede Form von schlechten und ungerechten Kämpfen.

Streit im Dorf hatte mir immer Angst gemacht. Aber dieser furchtbare Kampf im Dorf Taht hinterließ bei mir die tiefsten Spuren. In Höpük, wo wir einige Jahre lang unsere Sommerferien verbrachten, kam es wiederholt zu Streit aus ganz profanen Gründen. Die Menschen gingen aufeinander los und redeten nicht mehr miteinander. Oft war es das provokante Verhalten mancher Frauen, die durch unbedachte emotionale Reaktionen kleine Unstimmigkeiten anheizten, was zu eingeschlagenen Schädeln und blutigen Gesichtern führte. Diese Art von Frauen war in der Familie und im Dorf Anlass für Unruhe. Deshalb mochte sie auch niemand. Auch ich mochte sie nicht und empfand aus der Entfernung Wut. Ihre Widerborstigkeit ergab für mich einfach keinen Sinn.

Für uns war es in diesem Sommer das letzte Mal, dass wir im Dorf meiner Großmutter waren. Aus irgendeinem Grund waren wir frühzeitig ins Dorf gefahren. Einen Monat vor Ferienbeginn waren wir auf der Dorfschule in Kavun angemeldet worden. In der Stadt war der Sommer unerträglich, es war drückend heiß. Außerdem wollte meine Mutter im Dorf Brot backen und aus der Schaf- und Kuhmilch, die sie von meiner Großmutter bekam, Fett und *çökelek*[27] machen. Im Dorf war alles kostenlos. Im Gegensatz zum Stadtleben war unser Aufenthalt dort wie ein Zusatzeinkommen meines Vaters.

Auch meine Onkel und Tanten kamen jeden Sommer in dieses Dorf. Das Verhältnis meiner Großmutter zu meiner Familie war ein wenig davon geprägt, dass meine Mutter ihre mit Abstand älteste Tochter war. Mein Vater war in dieser Beziehung eigenwillig. Für ihn standen familiäre Beziehungen nicht über allem anderen. Er legte Wert auf menschliche Beziehungen im Allgemeinen und blieb offen anderen Menschen gegenüber. Als ein kleiner Beamter kümmerte er sich mehr um seine eigenen Angelegenheiten. Hinterhältigkeit und

27 Käsesorte

Schmeicheleien lagen ihm nicht. Auch materiellen Dingen maß er nicht viel Wert bei. Er war mit dem zufrieden, was er hatte.

Meine Mutter machte es zu einem Problem, wenn meine Großmutter bestimmten Kindern gegenüber eine größere Toleranz zeigte. Dadurch kam es manchmal zu Unstimmigkeiten. Eines Tages war ein unschöner Streit zwischen meiner Mutter und meiner Tante Sakine vor allen Leuten ausgebrochen. Die Auseinandersetzung wurde größer und griff auf meinen Vater und den Mann meiner Tante über, die sich eben noch friedlich unterhalten hatten. Es herrschte Chaos. Auch nachdem meine Mutter zum Melken gegangen war, kehrte keine Ruhe ein.

Der Tropfen, der das Fass zum überlaufen brachte, war dann die Beleidigung meines Vaters durch meine Tante. Meine Vater hatte sich bisher nur verbal eingemischt, aber jetzt stand er auf und als nächstes sah ich ihn blutend zu Boden fallen. Mein Onkel, meine Tanten, meine Großmutter, alle schlugen auf meinen Vater ein. Sie waren grausam. Ich schrie und weinte. Mein großer Bruder war noch sehr jung. Auch er schrie, warf Steine und rief: »Hört auf!«. Aber niemand hörte auf ihn. Schließlich griffen Mehmet und seine Frau Fatma, die für meine Großmutter auf dem Feld arbeiteten, ein und retteten meinen Vater. Er sah beängstigend aus in seinem Blut und sie machten sich sofort auf den Weg in die Stadt zum Krankenhaus.

Es war ein schrecklicher Vorfall. Alle Beteiligten waren miteinander verwandt. Ich war entsetzt. War es denn möglich, dass alle auf einen einschlugen, als wollten sie ihn umbringen, wegen nichts? Als meine Mutter davon erfuhr, kam sie mit einem Stein in der Hand herbeigelaufen, aber sie kam zu spät.

Noch immer erfüllt es mich mit Schmerz und mir kommen die Tränen, wenn ich an diesen Vorfall denke. Dass sich alle so brutal gegen meinen Vater verbündet hatten, ging mir sehr nahe. Innerlich war ich wütend auf meine Mutter und gleichzeitig tat sie mir leid. Aber meine Wut überwog, denn sie war es gewesen, die den Streit angezettelt hatte. Die Schläge dafür musste hingegen mein Vater einstecken. Und alle, die daran beteiligt gewesen waren, waren Verwandte meiner Mutter.

Danach konnten wir nicht mehr im Dorf bleiben. Wir kehrten sofort in die Stadt zurück. Mein Vater hatte Schläge auf die Stirn und den Hinterkopf bekommen. Er war unglücklich und nahm stark ab. Er war zornig auf meine Mutter, was er auch zeigte, obwohl er nicht viel sprach. Meine Mutter gab zu, dass sie Schuld hatte, und bat um Verzeihung. Mein Vater war nicht nachtragend. Auch wenn die Auswirkungen dieses Vorfalls immer noch zu spüren waren, hat er mit der Zeit allen vergeben. Mit den meisten hat er sich auch versöhnt. Einschließlich meines jüngsten Onkels mütterlicherseits hatte die Verwandtschaft begriffen, wie peinlich und sinnlos die Aktion gewesen war, und zeigte Reue.

Bei mir hat diese Angelegenheit dazu geführt, viel über die Rolle der Frauen bei dem Streit nachzudenken und meine Schlussfolgerungen daraus zu ziehen.

ein rat meiner mutter: »schäm dich nicht dafür, kurdin zu sein!«

Als Resultat der Bemühungen meines Vaters zogen wir in eine für Beamte reservierte mietfreie Wohnung in einer staatlichen Unterkunft. Man musste dort nur für Strom und Wasser zahlen. Geld für Miete hatten wir auch nicht. Die Unterkünfte wurden vor allem an Behördenpersonal vergeben. Beamte mit Beziehungen, die bereits Karriere gemacht hatten, wurden in größeren und besseren Wohnungen untergebracht. Unsere Wohnung befand sich im Dachgeschoss und bestand aus zwei Zimmern und einem Holzverschlag. Auf dem gleichen Flur befanden sich noch zwei Wohnungen, in denen ebenfalls Familien lebten.

In einer Beamtenunterkunft in Dersim zu leben, bedeutete, dem Staat nahe zu stehen und in einer staatlichen Institution zu arbeiten. Dort zu wohnen, verlieh der jeweiligen Person den Ruf, dem Staat verbunden zu sein. Unsere Verwandlung in Türken wurde durch unsere Umgebung beschleunigt. Wir lebten mitten zwischen Beamten- und Polizistenfamilien, die entweder gut türkisch gelernt hatten oder selbst Türken waren. In gewisser Weise war es für uns wie eine

Fortsetzung der Schule. Natürlich fassten wir das damals als Vorteil auf. Wir konnten inzwischen auch gut türkisch sprechen. Es war der Beginn einer traurigen Realität, mit der mich meine Mutter konfrontierte und die ich noch zwanzig Jahre später in aller Schärfe spüren sollte: die Scham über die eigene kurdische Herkunft.

Ich bedrängte meine Familie, auch zu Hause türkisch zu sprechen, damit meine Mutter es schneller lernte und sich nicht vor den Nachbarn lächerlich machte. Es kam vor, dass ich zu ihr sagte: »Du machst Fehler beim Reden, das ist mir peinlich«. Und da sagte sie mir, ich dürfe mich nicht meiner kurdischen Herkunft schämen. In späteren Jahren, als mir diese Dinge etwas mehr bewusst geworden waren, erinnerte ich mich an ihre Worte und bereute meine damalige Scham. Erst da begriff ich, wie fremd mir meine Muttersprache geworden war.

Die Unterkunft, in der wir wohnten, gehörte früher zu einem Militärlager. Mein Vater erzählte uns aus dieser Zeit. Auch seine Generation war täglich aus dem Dorf in die Stadt gekommen, um zur Grundschule zu gehen. Wenn der Rückweg von den Schneemassen versperrt war, verbrachten sie die Nacht in den Kellern des Lagers. Nachdem neue Militärgebäude errichtet worden waren, wurden die alten in Beamtenwohnungen umgewandelt. Außer dem Grau der Mauern erinnerte nichts mehr an das Militär. Die Wasserbecken im Garten waren mit Erde gefüllt und so etwas wie Bäume gab es nicht mehr.

Der Häuserblock mit Blick auf das Stadtzentrum war dreistöckig, die anderen Gebäude hatten zwei Stockwerke. Sie waren wie Schachteln, direkt oberhalb des Munzur-Flusses zwischen Felsen gelegen. Innen gab es viele Flure und Treppen, überall führten Wege hin. Am liebsten ging ich zu dem mittleren Hof. Auf dem daneben gelegenen Hügel lag ein Aussichtslokal, weiter unten ein Freiluftkino. In das Lokal konnte nicht jeder gehen, nur Wohlhabende mit wichtigen Gästen. Die Aussicht war sehr schön, mit Blick auf den sich dahinschlängelnden Munzur und die Häuserreihen im unteren Stadtviertel mit ihren grünen Gärten. Die Straßen waren dort sehr gut und auch die Architektur war anders. Das Haus des Gouverneurs lag direkt an einer Flussbiegung.

Es war das einzige Haus mit zwei Etagen im Viertel. In den anderen Häusern wohnten Beamte im höheren Dienst. Der Stadtteil war wie eine Barriere, die den Staat und Dersim voneinander trennte. Dort wohnten der Gouverneur, der Landrat, der Polizeichef und weitere hochrangige Bürokraten und Beamte. Es war, als ob er nicht zu Dersim gehöre. Das Viertel lag am Flussufer und alle Häuser hatten Gärten. Es wäre zweifellos viel sinnvoller gewesen, wenn die Einheimischen diese Böden hätten nutzen können. So blieb es immer kalt, fern und fremd für uns. Die Kinder, Frauen, Männer, ihre Sprache und Kultur waren anders. Dorthin zu gehen, war wie in militärisches Sperrgebiet oder eine Polizeiwache einzudringen. Selbst die Luft dort machte uns Angst.

Und dann gab es noch die Offiziersunterkünfte, die anders waren. Sie befanden sich im Militärlager auf der Seite Richtung Elazığ-Brücke: mehrstöckige Appartmenthäuser in Tarnfarben.

Die Stadt war direkt am Fuße des Düldül-Berges auf einer kleinen Ebene gegründet worden. Zur Rückseite hin verhinderte der Berghang eine Ausbreitung. Aber die flacheren Hänge waren mit Hütten übersät. Der Stadtteil Dağ lag auf einem Hügel, der wie ein Ableger des Berges Düldül war. Die Stadtteile Demiroluk und Hastane hatten sich am Stadteingang ausgebreitet. Die Stadt hatte ein Krankenhaus, ein Gymnasium, eine Mädchenberufsschule und eine allgemeine Berufsschule. Dersim war eine Stadt mit vielen Schulen.

Auf der westlichen Seite des Lagers lag der Stadtteil Orman, in dem sich neben offziellen Einrichtungen auch Wohnhäuser befanden. Am meisten stachen die Gebäude der Forstverwaltung und des Militärbataillons hervor. Die Lehrerschule lag auf der anderen Seite des Munzurs, im Gebiet Kalan-Mamiki. Es war das prächtigste Gebäude am anderen Ufer. Direkt daneben lag der Stadtteil Gazi.

Der Munzur teilt die Stadt, so wie der Rhein Köln. Die Stelle, an der er sich mit dem Harçik vereint, wird Xızır-See genannt. Sie wurde als Wallfahrtsort genutzt, insbesondere mittwochs pilgerte fast die ganze Stadt dorthin. »*Xızır vo*«[28] war einer der Schwüre, die wir als

---

28 Zazaki für: bei Xızır

Kinder gelernt hatten. Im Wasser gab es tiefe Strudel, vor denen alle Angst hatten. Mehrere junge Männer waren hier bereits ertrunken. Vielleicht waren es diese furchtbaren Vorkommnisse, die aus dieser Stelle einen Wallfahrtsort gemacht hatten. Bedeutet Glaube nicht sowieso, dass die Menschen etwas anbeten, was sie nicht verstehen oder bezwingen oder dessen Geheimnis sie nicht lösen können? Vielleicht wurden deshalb jeden Mittwoch dort Kerzen angezündet, Tieropfer und Weihgeschenke erbracht.

An der Stelle, an der die Kerzen abgebrannt wurden, hatte sich eine ölige Schicht gebildet. Dort wurden Steine oder Geld angeklebt und Wünsche ausgesprochen. Wenn der Stein oder das Geldstück hinunterfielen, ging der Wunsch nicht in Erfüllung. Weil die Schicht weich und klebrig war, wurden die Wünsche meistens erhört. Ich ging oft zu dieser Stätte. Einmal klebte ich fünfundzwanzig *kuruş*[29] auf die entsprechende Stelle und bat Xızır um eine gute Note in einer schriftlichen Prüfung. Das Geld blieb kleben, ich freute mich und ging gestärkt in die Prüfung, die ich dann auch bestand.

Der Einfluss des Glaubens auf mich bewegte sich in diesem Rahmen. In jenem Alter wusste ich nicht viel über die Kultur und das Wesen des Alevitentums. Aber bei uns zu Hause hing ein riesiges gerahmtes Bild des Propheten Ali. Mein Vater war ein *pir*[30] und setzte damit die Tradition des Kureyşan-Stammes fort. Auch wir hatten einen für uns zuständigen *pir*. Wenn er uns besuchte, stellten wir uns mit unserem Vater an der Spitze altersentsprechend in einer Reihe mit gefalteten Händen auf. Ich erinnere mich, dass sich zunächst der *pir* niederließ und ein Gebet sprach. Dann küssten wir erst den Boden, danach seine Füße und Hände. Ich mochte diese Zeremonie nicht, deshalb nahm ich nur selten daran teil.

Mein Vater verhielt sich nicht wie andere *pir*, er ging nie zu seinen *talip*[31]. Eigentlich empfängt der *talip* die Gebete des *pir* und überreicht dem *pir* dafür das gewünschte Geschenk. Bei uns war es genau umgekehrt. Die *talip* kamen zu uns und bekamen Hilfe von meinem Vater.

---

29 Türkische Münze

30 Weiser im Alevitentum

31 Arabisch für Schüler; Begriff aus dem alevitischen Glauben

Sie brachten einen Eimer Joghurt oder eine Schale Butter aus dem Dorf mit. Mein Vater erfüllte ihren Grundbedarf nach Zucker, Seife und anderen Dingen. Wer es brauchte, bekam auch eine kleine Geldsumme. Ich liebte meinen Vater deshalb noch mehr. Immer glaubte ich daran, dass er gute Taten vollbrachte. Es berührte mich, dass er den Menschen half. Meine Mutter ärgerte sich hin und wieder über meinen Vater und sagte, er solle die Leute nicht daran gewöhnen.

Es gab auch Dinge, denen mein Vater sich widersetzte. So kritisierte er einmal die *pir*, die trotz ihres Wohlstands jedes Jahr kamen und ihre Geschenke oder Geld einforderten. Das geschah bei einem Besuch des *pir*, als mein Vater in seinem Urlaub aus Deutschland kam. Sehr freundlich sagte er: »Mein *pir*, ich möchte eine Frage stellen, aber ich will niemanden kränken. Ich bin Arbeiter in der Heimat der Ungläubigen und spare jeden *kuruş* für meine Kinder. Es geht ihnen nicht schlecht, sie gehen alle zur Schule, aber ihr Vater ist nicht zu Hause. Sie brauchen Zuwendung. Habt ihr jemals nach meinen Kindern gefragt? Ihnen auch nur einen *kuruş* Taschengeld gegeben? Ist man so *pir*? Ideelle Werte sind von höchster Wichtigkeit. Daran ein *pir* zu sein, solltet ihr euch nicht nur erinnern, wenn ich aus Deutschland komme.«

Ich war damals in einem Alter, in dem ich viele Dinge hinterfragte und auf der Suche war. Mein Vater hatte Dinge kritisiert, die mir auch nicht gefielen. Der *pir* kam nie wieder zu uns.

pilgergänge zum düzgün baba

Die Verbundenheit meines Vaters zur Religion war bemerkenswert. Er pilgerte jedes Jahr zum Düzgün Baba. In den ersten Jahren, als wir noch im Dorf lebten, nahm er uns mit. Wir liefen in der Sommerhitze drei Tage zu Fuß. Es galt als besonders fromme Tat, barfuß zu gehen. So war der Glaube an Düzgün Baba. Man konnte nicht auf bequemem Wege zu ihm gelangen. Manche fasteten auch und trugen Trauerkleidung. Dabei verfolgten die Menschen verschiedene Ziele. Manche erhofften sich Genesung von einer unheilbaren Krankheit, andere wünschten sich Nachwuchs.

Der Düzgün Baba ist ein sehr hoher Berggipfel. Bevor man den Wallfahrtsort erreicht, sieht man Dörfer voller Mandelbäume, schöne Gärten und Quellen. Am Eingang befindet sich die *Hınıyi Xaskar*, die Haskar-Quelle, ein kleiner steinerner Hohlraum zwischen den Felsen. Es heißt, dass sie austrocknet, wenn Sündige vor ihr stehen. Dementsprechend war die psychische Verfassung derer, die von ihrem Wasser tranken. Dabei war es nicht schwer, das Geheimnis zu lösen, aber es galt als Sünde, dazu Kommentare abzugeben. Weil das Wasser nur durchsickerte, war es ganz natürlich, dass es weniger wurde oder gar nichts mehr übrig blieb, wenn viele Menschen hintereinander davon tranken. Da die Menschen immer durstig waren, wenn sie die Anhöhe hinauf geklettert waren, tranken sie oft statt einem Schluck mehrere Schlucke Wasser und so reichte es nicht für alle.

Außerdem kam es auch vor, dass gar kein Wasser mehr durchsickerte, wenn nämlich der Schnee, von dem sich die Quelle nährte, weggeschmolzen war. Wenn es jemanden traf, entstand sehr schlechte Stimmung. Derjenige fing umgehend an, sich selbst zu hinterfragen und darüber nachzudenken, welche Sünde er wohl begangen habe. Er träumte schlecht und die ganze Pilgerreise wurde zum Alptraum. Später verbreiteten sich natürlich Gerüchte darüber in seinem Dorf. Wer im Angesicht des Düzgün Baba als Sünder entlarvt wurde, dessen ideelle Welt brach zusammen und es dauerte lange, bis es ihm wieder besser ging.

Ich wurde Zeugin erstaunlicher Vorfälle dort. Eigentlich vertrat mein Vater eher eine materialistische Auffassung. Einmal war eine große Gruppe Pilger zum Düzgün Baba gekommen. Unter ihnen war eine Familie, die mir auffiel. Normalerweise kamen nicht viele junge Leute dorthin. Es waren eher Menschen im mittleren Alter oder Kinder unserer Altersgruppe, und Alte, die noch so weit laufen konnten in der dünnen Bergluft. Vielleicht war es auch nur in meiner Zeit so, dass wenige junge Leute den Düzgün Baba aufsuchten. Jedenfalls war jene Familie, von der ich erzählen möchte, aus İstanbul gekommen. Darüber hinaus war es eine türkische Familie. Meinem Vater gelang es, mit dem jungen Mann ins Gespräch zu kommen. Sie vertieften sich in eine Diskussion. Mein Vater redete, als verkünde er eine weise Lehre: »Nun mein Sohn, wir sind aus alter Tradition

gekommen, das machen wir schon seit Jahren. Du bist jung und studierst, was hat dich ganz aus İstanbul hierher geführt?« Es stellte sich heraus, dass der junge Mann aus seinem Glauben heraus gekommen war. Er war ein Jahr zuvor krank geworden und kein Arzt konnte ihm helfen. Schließlich hatte ihm ein alevitischer Nachbar aus Dersim geraten, zum Düzgün Baba zu pilgern. Er kam mit seiner Familie und bei der Rückkehr nach İstanbul war er kerngesund. Daraufhin hatte seine Familie geschworen, einmal jährlich die Reise zu unternehmen.

Nachdem mein Vater den jungen Mann angehört hatte, brach er in fröhliches Gelächter aus und setzte sein Gespräch fort. Alle, die türkisch verstanden, hatten sich um die beiden geschart. Mein Vater erinnerte sich an seine Kindheit im Dorf Tahtı Halil und berichtete von seinen Erlebnissen: »Ich war damals neun Jahre alt. Ich hatte Malaria und hohes Fieber bekommen. Weil ich das einzige Kind der Familie war, weinten meine Eltern sehr. Die gesamte Dorfbevölkerung hatte sich versammelt. Alle, die kamen, weinten und jammerten: ›Oh nein, oh nein, das Kind stirbt‹. Als ich das mit anhören musste, ging es mir noch schlechter. Später kamen Leute aus dem Dorf Şekerman. Ein alter Mann unter ihnen drängte sich durch die Menschenmenge, prüfte mit der Hand mein Fieber und sagte: ›Bringt den Jungen sofort weg. Lasst ihn etwas Erde vom Grab des Hüseyin auf dem Sogayik-Friedhof essen, holt Wasser von der Quelle und badet ihn darin. Dann wird das Kind wieder gesund werden und keinen Schaden davontragen‹. Durch seine Worte wurden meine Lebensfreude und mein Glauben an eine Genesung wieder zum Leben erweckt. Während ich vor Fieber glühte, hatten meine Eltern mich fest in mehrere Decken gewickelt und so versucht, mich zu heilen. Sie wussten nicht, dass ich Malaria hatte. Das kalte Wasser aus der Quelle am Friedhof war mir gut bekommen, es hatte das Fieber gesenkt. Auf dem Rückweg ins Dorf hüpfte und spielte ich die ganze Zeit.«

Mit seiner Erzählung wollte mein Vater darlegen, dass die Angelegenheit zwei Seiten hatte: neben dem Glauben, der auf der Schwelle zwischen Leben und Tod zur Entscheidung für das Leben verhilft und der entsprechenden seelischen Verfassung gab es die wissen-

schaftliche Erklärung, dass kaltes Wasser das Malariafieber senkt. Auch der junge Mann aus İstanbul war in dem Glauben an seine Genesung gekommen. Außerdem war die Luft- und Wasserqualität am Düzgün Baba sehr gut. Es wurden Tiere geschlachtet, frisches Fleisch und Joghurt gegessen. All das trug zur Verbesserung der Gesundheit bei.

Sein Aufenthalt in Deutschland hatte keinen negativen Einfluss auf den Glauben meines Vaters. Sein Glaube vertiefte sich sogar noch. In Deutschland hat mein Vater voller Sehnsucht nach seiner Heimat Gedichte und Lieder geschrieben. Den Düzgün Baba besuchte er weiterhin jedes Jahr.

Mein Vater war 1969 nach Deutschland gegangen. Daher konnten wir nicht mehr in unserer Unterkunft bleiben. Aber sein Arbeitskollege Ali, der in unsere Wohnung einzog, wollte seine Familie erst später aus dem Dorf nachholen. Bis dahin konnten wir dort wohnen. In den Sommerferien gingen wir wieder ins Dorf. Ein Vorfall aus jener Zeit machte mich sehr betroffen.

Es war einer dieser langen heißen Sommertage in Dersim. Im Sommerkino sollte an diesem Abend kein Film gezeigt werden, sondern etwas ganz anderes: Ein Stück namens ›Pir Sultan Abdal‹[32], das von der Modernen Theatergruppe Ankara aufgeführt werden sollte. Die Eintrittskarten waren schon Tage zuvor ausverkauft, überall hingen Plakate und es war viel Werbung gemacht worden. Ich war nie zuvor in einem Theater gewesen, diese Kultur war uns fremd. Ich stellte mir vor, es wäre so ähnlich wie die Schauspiele und Sketche in der Schule. Pir Sultan Abdal war mir aus Liedern und Geschichten einigermaßen bekannt. Mein Vater konnte in Begleitung seiner Saz sehr schöne Pir-Sultan-Verse singen.

Es war kurz vor Sonnenuntergang. Die Theaterbesucher gingen auf den Straßen Richtung Kino. Innerhalb kurzer Zeit hatte sich vor dem Kino eine Menschenmenge versammelt. Viele davon waren Bekannte, einige von ihnen studierten an Hochschulen in Orten wie Ankara, es waren also unsere ›linken großen Brüder‹. Ihre Anwesen-

32 Pir Sultan Abdal (* um 1480; † 1550) war ein alevitischer Volkssänger und Dichter.

heit erhöhte die Spannung. Ein Minibus mit einem Nummernschild aus Ankara war vorher durch alle Stadtteile gefahren und hatte über Lautsprecher das Theaterstück vorgestellt, für seine Inhalte geworben und Zuschauer eingeladen. Es wurden immer mehr Menschen. Die Stimmung bei einigen Gruppen war angespannt. Nach und nach drängten die Menschen in das Kino, als plötzlich ein schwarzer Renault angerast kam. An allen zur Straße gelegenen Fenstern im Lager standen Menschen. Wir Kinder warteten etwas außerhalb der Menschenmenge im Halbkreis darauf, dass wir an die Reihe kämen. Vor dem Kino herrschte ein großes Durcheinander. Alle drängelten und schubsten, es kam zu heftigen Diskussionen und Geschrei. Uns gefiel das ganz gut, es erhöhte unsere kindliche Spannung. Viele Mütter bekamen jedoch Angst und wollten ihre Kinder nach Hause bringen. Ich wollte nicht gehen, obwohl mich meine Freundinnen dazu drängten. Elf Jahre alt war ich damals.

Die laufende Sirene des heranrasenden Autos hatte eine panische Atmosphäre entstehen lassen. Dann ertönte eine Ansage: »Achtung, Achtung! Das Theaterstück Pir Sultan ist vom Gouverneursamt verboten worden. Die Menschenmenge wird sofort aufgelöst«. Die Worte waren noch nicht zu Ende gesprochen worden, da waren die ersten Buh-Rufe zu hören und das Auto wurde mit Steinwürfen überzogen. Dann folgte die Parole »Gouverneur – Rücktritt!«. Es entstand ein Chaos. Die Anzahl der Polizisten stieg an und es gab die ersten Festnahmen. Die Menschen riefen mit in die Höhe gereckten Fäusten Parolen. Aufsehenerregend waren auch die Auseinandersetzungen mit den Polizisten. Ich empfand gleichzeitig Angst und Aufregung. Ich wollte unbedingt etwas näher herangehen und sehen, wer sich da mit den Polizisten schlug. Frauen und Kinder schrien durcheinander. Aus der Ferne hatte ich es vermutet und ich hatte mich nicht geirrt: Es war Onkel Ali, also Ali Gültekin. Bei der Schlägerei unterlag mal der Polizist und mal Ali Gültekin, als ob sie ringen würden. Zwischen der Menschenmenge und der Polizei kam es zu einer heftigen Auseinandersetzung. Dann kamen noch mehr Polizisten hinzu. Sie brachten Ali Gültekin mit Gewalt zum Polizeiwagen und fuhren mit ihm weg. Sein Bruder Veli hatte noch versucht, ihn aus den Händen

der Polizisten zu befreien. Deshalb richteten sie sich jetzt gegen ihn. Aber er war ein ein fabelhafter Kerl. Mit beiden Händen riss er sein Hemd auf und rief: »Schießt doch, Mann, schießt! Wer nicht schießt, ist ein H...sohn!« Er schrie aus vollem Halse.

Die Polizisten hatten angefangen, mit Knüppeln und Gewehrkolben auf die Menschen einzuschlagen. Einer von ihnen rief, während er Veli schlug: »Du Moskauer Brut! Roter Kommunist! Wer wird dich jetzt retten, sollen doch deine Leute aus Moskau kommen und dich retten!« Dann wurde auch Veli abgeführt.

Veli war ein mutiger Mann aus dem Dorf. Vielleicht wusste er nicht einmal, wer seine Leute in Moskau waren, hatte nie davon gehört. Vielleicht hätte er es verstanden, wenn von Russen die Rede gewesen wäre. Aber was verstand er von Moskau! Was jedoch auch Veli begriff, war die Tatsache, dass der Polizist nichts Gutes gesagt hatte und die Sache mit Moskau und dem Kommunismus so etwas wie eine Beleidigung sein sollte.

Die Auseinandersetzungen hatten sich ausgeweitet. Ununterbrochen wurden Parolen gerufen und Steine geworfen. Auch die Polizei setzte ihre gewalttätigen Angriffe fort. Schnell war ganz Dersim von den Vorfällen ergriffen. Die Polizisten füllten ihre Wagen mit Gefangenen und brachten sie fort. Die Menschenmenge hatte sich inzwischen in Bewegung gesetzt. Wie auf Befehl hatten sich die versprengten Gruppen auf der Straße aufgestellt und marschierten wütend unter Parolenrufen mit erhobenen Fäusten los. Mir taten meine Onkel Ali und Veli leid und ich hatte zu weinen begonnen. Aber dieser Massenaufstand und die geballte Wut ließen auch mich nicht kalt. Meine anfängliche Angst löste sich langsam auf. Die Menschenmenge, die sich angesammelt hatte, war stark und ohne Furcht. Eine Zeitlang lief ich parallel zu dem Demonstrationszug. Als meine Mutter mich zuvor vom Fenster aus gerufen hatte, hatte ich sie ignoriert. Jetzt sprang ich durch das Fenster in die Wohnung, wobei ich die Lackierung des Rahmens beschädigte. Ich musste an den Polizisten denken, der Onkel Ali geschlagen hatte. Er wohnte direkt neben uns! Er war unser Nachbar, ich kannte ihn, wie konnte er sowas tun? Ich war oft bei seinen Kindern in der Wohnung gewe-

sen. Wir waren Schulkameraden. Auch unsere Mütter besuchten sich gegenseitig. Wir pflegten keine besonders engen nachbarschaftlichen Beziehungen. Die Menschen waren uns gegenüber zurückhaltend, weil sie uns nicht trauten. Die Polizei war schließlich bei den Einheimischen nicht sonderlich beliebt. Bis zu diesem Vorfall hatten wir ein zwar distanziertes, aber dennoch nachbarschaftliches Verhältnis zu der Polizistenfamilie.

Ich berichtete meiner Mutter von der Lage. Sie wollte mir zunächst nicht glauben und versuchte dann, die Sache herunterzuspielen. Ich dagegen schwor mir, nie wieder diese Nachbarn zu besuchen.

Lange Zeit konnte ich die Bilder nicht vergessen, wie meine Onkel Ali und Veli und die anderen Menschen geschlagen worden waren und wie sie vereint Widerstand geleistet hatten. Ali und Veli waren zur Polizeistation gebracht worden. Noch auf der Straße hatte ich gesehen, wie der Polizist am Schnurrbart von Onkel Veli riss und dabei sagte: »Deine Barthaare werde ich Dir einzeln ausreißen, Du Moskauer Brut!« Mir ging durch den Kopf, dass auch seine Brust stark behaart war und sie ihm auch die Brusthaare einzeln ausreißen würden. Er tat mir leid, weil sie ihm sehr wehtun würden. Meine Mutter klopfte an die Tür der Nachbarn und versuchte sie zu beruhigen: »Es passiert schon nichts, habt keine Angst«. Auch das konnte ich nicht nachvollziehen. War es ein Vergehen, Kind oder Frau eines Polizisten zu sein? Aber es war genau dieser Polizist gewesen, der Onkel Ali, Onkel Veli und die anderen geschlagen hatte. Und er hatte alle übelst beschimpft. Ich kam zu dem Schluss, dass alle Polizisten gleich seien und dies ebenso für ihre Familien gelte.

An jenem Tag rissen die Parolenrufe nicht ab. Die Polizeistation war im Stadtteil Demiroluk in der Nähe des MİT[33]-Gebäudes. Von dort aus waren dauernd Schüsse zu hören. Das steigerte unsere Angst. Meine Mutter sprach mit den Nachbarinnen. Von ihren Männern war kein einziger zu Hause. Auch mein Bruder und mein Onkel Hüseyin waren noch nicht nach Hause gekommen. Dann erreichte

---

33 *Milli İstihbarat Teşkilatı*, türkisch für: Nationaler Nachrichtendienst

uns eine Nachricht, die das gesamte Lager in Bewegung setzte: Mehmet Kılan war erschossen worden!

Mehmet Kılan war der Bruder von Emine, der Frau von Onkel Hasan. Wir gingen sofort zu ihnen nach Hause. Dort weinten alle. Mein Onkel erzählte, dass er bis vor kurzem mit Mehmet Kılan zusammen gewesen sei, sie hätten gemeinsam Alkohol getrunken. Er konnte es nicht glauben, dass auf ihn geschossen worden sei. Mehmet Kılan war ein Mann mittleren Alters, warum sollte er erschossen werden? Er tat niemandem etwas zu Leide und war ein mit sich selbst zufriedener Mensch. Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

Nach dem, was so erzählt wurde, hatte sich der Vorfall folgendermaßen zugetragen: Vor der Polizeistation hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt, die mit Parolenrufen die Freilassung der Festgenommenen forderte. Dann soll Hasan Küçükoba, ein junger Mann aus unserem Dorf, eine türkische Fahne verbrannt haben. Die Polizei nahm dies zum Vorwand, wahllos durch die Gegend zu schießen. Die Menge ließ sich dadurch jedoch nicht vertreiben, die Unruhen breiteten sich auf alle Stadtteile aus. Dort suchten die Menschen Schutz vor den Polizeikugeln.

Später stellte sich auch heraus, wie Mehmet Kılan ums Leben gekommen war. Er soll viel getrunken haben. Als er von dem Verbot des Theaterstückes und den Festnahmen gehört hatte, sei er losgezogen, um zu verhindern, dass die Unruhen weiter zunahmen. Er soll mit einem weißen Taschentuch in der Hand versucht haben, die Auseinandersetzungen zu stoppen und dabei gesagt haben: »Die jungen Leute sind wütend, weil sie das Stück nicht sehen können, dabei übertreiben sie ein bisschen, darüber muss man sich nicht in dieser Form aufregen. Wäre bloß das Stück nicht verboten worden, dann wäre es auch nicht zu diesen Unruhen gekommen. Die jungen Leute haben ja Recht, wenn sie sich ärgern. Sie haben Eintrittskarten gekauft und sind zum Kino gekommen. Was soll das auch, das Stück in letzter Minute zu verbieten? Die Schauspieler sind doch ganz aus Ankara gekommen. Es gab eine offizielle Genehmigung, das Stück ist schon überall aufgeführt worden, warum kann es nicht hier ge-

zeigt werden?«. Woher sollte er auch wissen, dass er an diesem Tag sterben würde ...

Er läuft also auf der Straße, ein Polizist hält von einem Fenster aus den Waffenlauf auf ihn gerichtet und wartet. Er nähert sich und steckt gerade die Hand in die Tasche, um sein weißes Taschentuch herauszuziehen und in diesem Moment wird er erschossen. So einfach und so sinnlos!

Sein Tod steigerte vor allem den Zorn der Gruppe, die in der Nähe der Polizeistation Widerstand leistete. Die Parole »Mehmet Kılan ist unsterblich!« hallte durch ganz Dersim. Auch diese Parole rief bei mir Fragen auf: Warum wurde von einem toten Menschen behauptet, er sei unsterblich? Was sollte das bedeuten? Warum waren die Gefallenen unsterblich?

Später wurde Verstärkung aus Elazığ und Erzincan angefordert und ein unbefristetes Ausgangsverbot in Dersim ausgesprochen. Bis in die Morgenstunden herrschten Anspannung und die Angst vor weiteren Toten. Das Stadtzentrum war abgeriegelt, der Durchgang verboten. Auf den Straßen wimmelte es von Jandarma und Polizei. Die ganze Gegend wurde abgesucht und alle, die etwas mit den Ausschreitungen zu tun hatten, wurden festgenommen. Viele der jungen Leute gerieten bei dem Versuch, die Stadt über offenes Gelände zu verlassen, in Hinterhalte der Polizei und wurden abgeführt.

Die ganze Nacht war wie ein Albtraum. Bei Sonnenaufgang konnten wir genauer beobachten, wie die Einhaltung des Ausgangsverbots überwacht wurde. In den frühen Morgenstunden hatten Soldaten auch die Umgebung des Lagers besetzt. Als meine Mutter den Vorhang am Fenster öffnete, richtete sich sofort ein Gewehrlauf auf sie. Sie schrie auf und zog sich vom Fenster zurück. Uns machte das neugierig, aber meine Mutter hatte sich sehr erschrocken. Sie fing an zu putzen, um die Aufmerksamkeit der Soldaten von uns abzulenken und zu verhindern, dass sie uns für verdächtig hielten. Als ich aus dem Fenster blickte, konnte ich sehen, dass die ganze Umgebung voller Soldaten war. Alle zwei Schritte stand ein Soldat mit einer Waffe im Anschlag. Nirgendwo war ein Zivilist zu sehen. Alle, die sich nach draußen wagten, wurden sofort abgeführt.

Dann klopfte es plötzlich laut an der Tür und wir hörten eine tiefe Stimme: »Hausdurchsuchung, macht die Tür auf. Niemand leistet Widerstand, andernfalls wird geschossen!«.

Unser Haus war das dritte rechts der Einfahrt. Offensichtlich war das erste Haus nicht durchsucht worden, die Polizei hatte es übergangen und war direkt zu uns gekommen. Sobald die Tür offen war, stürmten sie in ihren Stiefeln wir eine Horde Wölfe herein. Als erstes fragten sie nach meinem Vater. Meine Mutter sagte, dass er in Deutschland sei. Es gab keinen weiteren Mann in der Wohnung, der sie interessiert hätte. Mein großer Bruder war noch sehr jung, er zog keine große Aufmerksamkeit auf sich. Wenn sie gewusst hätten, dass er erst mitten in der Nacht nach Hause gekommen war, hätten sie ihn sicher mitgenommen.

Meine Mutter murmelte, sie habe gerade erst sauber gemacht und warum sie mit Schuhen in die Wohnung gekommen seien. Der Kommandant antwortete mit wütender und herrischer Stimme: »Meine Dame, wir gehen überall mit Schuhen rein«. Das war eine Drohung. Er wollte uns damit klar machen, dass wir nicht mit einer Begünstigung zu rechnen hätten und besser den Mund hielten. Schnell führten sie ihre Durchsuchung durch, wobei sie alles durcheinander warfen. Was sie suchten, blieb unklar. Sie hoben sogar die Teppiche an und schauten darunter. Kissen, Laken, Wäschekörbe, alles wurde auf den Boden geworfen. Und sie trampelten mit ihren Stiefel darüber hinweg. Als sie fertig waren und die Wohnung verließen, warfen sie die Tür mit lautem Krachen zu. Die Durchsuchung des Lagers dauerte Stunden. Die Korridore waren voller Menschen, es wurde geschrien, die Soldaten liefen hin und her und die ganze Zeit hörte man das Trampeln ihrer Stiefel. An diesem Tag war alles anders als sonst.

Stunden später verbreitete sich eine neue Nachricht über die Flure: Ali Ekber aus Mazgirt, der aus demselben Dorf wie Kemal Burkay stammte, Metin Güngörmüş, Rıza und Erdal waren festgenommen worden. Was hatten sie wohl mit den Ausschreitungen zu tun? Es konnte nur bedeuten, dass sie auch gegen die Polizisten gekämpft und Parolen gerufen hatten. Es waren junge Männer, die sich gegen

den Staat stellten! Das Interesse an ihnen und die Sympathie für sie wuchsen. Alle stellten Mutmaßungen an, wer noch alles festgenommen worden sei und wer mit diesen Vorkommnissen zu tun habe. Mit einer Mischung aus Spannung und Angst wurden alle möglichen Fragen gestellt.

Die Festgenommenen waren schließlich wie unsere großen Brüder, wir liebten und verehrten sie. Es waren die glühenden Revolutionäre jener Zeit. In unserem Leben tauchten neue Wörter, aufsehenerregende, gefährliche und selten benutzte Begriffe auf: »Kommunist, Linker, Revolutionär«. Auf manchen Schildern standen Parolen mit der Unterschrift »TİP«[34]. Und es gab noch etwas: Auf dem Betonsockel der Hängebrücke zu unserem Dorf stand mit großen roten Buchstaben: »*AK-PAK Günlere. TİP*«[35]. Ich wusste nicht, was es bedeutete, aber ich erinnere mich gut, dass ich es jedes Mal, wenn ich dort vorbeikam, gelesen habe. Diese neuen Dinge sorgten für viele weitere Fragezeichen in meinem Kopf.

Die Polizeistation befand sich im Stadtteil Demiroluk. In den Häusern in der Umgebung konnte man die Folterungen hören. Die bei den Ausschreitungen abgeführten Leute wurden lange Zeit in Gewahrsam gehalten und gefoltert. Der rote Schnurrbart von Veli war wirklich ausgerissen worden. Es hieß auch, dass eine Zigarette auf seiner Brust ausgedrückt worden sei. Aber nach seiner Freilassung ließ er sich wieder einen langen, kräftigen roten Schnurrbart wachsen und sah wie früher nach »Moskau« aus. Und er war stolz und viel interessierter an allen möglichen Dingen als zuvor. Veli, der in seinem Dorf ein einfacher Mann gewesen war, versuchte jetzt zu lernen, ein roter Kommunist, »einer aus Moskau« zu sein. Auch seine Verbundenheit zu seinem großen Bruder Ali war stärker geworden. Es ist nicht jedes Helden Sache, sich gegen den Staat zu stellen und die Fäuste zu zeigen.

Es hieß auch, dass Ali Ekbers Trommelfell bei der Folter gerissen sei. Er steckte immer Watte in sein Ohr und konnte tatsächlich nicht mehr gut hören. Tage- und monatelang wurde in Dersim über auf-

---

34 *Türkiye İşçi Partisi* – Arbeiter Partei Türkei

35 Sinngemäß: »Für eine bessere Zukunft. TİP«

geplatzte Fußsohlen und von brennenden Zigaretten verursachten Wunden geredet. Die Gefolterten wurden bemitleidet und als Helden verehrt.

Auch ihre Familien waren von den Vorfällen betroffen. Für Menschen aus Dersim war der Staat gleichbedeutend mit der Jahreszahl 1938. Dort hatten sie ihn kennengelernt, den Staat, und diese Zahl stand für brutale Überfälle und Vertreibungen. Man vertraute weder dem Staat noch »anderen«. Denn man war Zeuge von Verrat geworden. Der Stamm der Rayber war gekommen und hatte Freunde und Verwandte verraten. Die Stämme hatten sich gegenseitig nicht gestützt, und wer dir heute ins Gesicht lächelte, konnte dir im nächsten Moment einen Dolch in den Rücken stoßen. Worte waren gebrochen, Niederlage und Kapitulation zum unvermeidlichen Schicksal geworden. 1938 war alles verloren gegangen, das Heldentum ebenso wie das Verrätertum. Es war ein Schlussstrich gezogen worden.

Ein neues Dersim? – »Um Himmels Willen, möge Düzgün Baba das verhüten und uns diese Tage nicht noch einmal erleben lassen!« Man hatte auch gesehen, was nebenan, in Elazığ, Bingöl, Erzincan passiert war. Es gab keine Sicherheit und kein Vertrauen. Dersim hatte sich nach und nach in seinem Schmerz vergraben. Das spiegelte sich auch im Wehklagen wider. Was hatte Şêx Seîd[36] getan und was sollten andere da noch machen? Nicht einmal er hatte es geschafft. Menschen wie Alîşêr und Besê waren nur Legenden. Das erlebte Leid sollte sich nicht wiederholen. Der Staat war durchorganisiert, er hatte sich institutionalisiert. Das wahre Wesen der Menschen in Dersim war verkümmert. Einige der jungen Leute bewegten sich mit jener Begeisterung, die eben jungen Menschen vorbehalten ist. Sie wussten gar nichts. Mit ihrem Übermut würden sie nur Ärger bekommen. Dieser Staat war ein Verräterstaat. Niemals hatte er den Menschen aus Dersim beigestanden, niemals ihnen vertraut. Selbst die miesesten Verräter waren der Reihe nach erschossen oder aufgehängt worden. Es war klar, dass Menschen, die ihrer eigenen Herkunft in

---

36 Şêx Seid (* 1865 in Hınıs/Vilâyet Erzerum; † 1925 durch Erhängen in Amed) war ein kurdisch-sunnitisch geistliches Oberhaupt. Unter seiner Führung brach 1925 ein Aufstand gegen die junge türkische Regierung um Mustafa Kemal Atatürk aus.

einem solchen Ausmaß den Rücken zukehrten und gewissenlos die eigenen Leute ans Messer lieferten, auch dem Staat nichts nützten. Der Staat kannte die Menschen aus Dersim gut. Das Kurdentum war ein weiteres letztes Mal exemplarisch mit ihnen begraben worden.

Die neuen Unruhen führten die Menschen aus Dersim in die Zeit vor über dreißig Jahren zurück. Würde der Staat ein neues ›38‹ auslösen? Wurden die jungen Leute hinters Licht geführt? Wer steckte dahinter? Diese Fragen bewegten die Menschen.

In der Familie Demir gab es drei oder vier junge Männer. Haşim, der Älteste, studierte in Ankara. Auch Metin Güngörmüş ging auf eine Hochschule. Sie waren am stärksten von außen beeinflusst, ihnen waren die Augen geöffnet worden. Die Kinder der Familie Söylemez waren angepasster, sie standen unter dem Einfluss ihrer Eltern und fielen nicht weiter ins Auge. Der Vater war mutiger als die Kinder. Auch bei den Çetins war das so. Es waren gut erzogene Jugendliche, die auf weiterführende Schulen gingen. Aber sie waren wie türkische Kinder aufgewachsen. Ihre Mutter war Türkin und der Vater war noch türkischer als die Mutter. Die Kinder von Osman Mutlu standen politisch rechts. Osman Mutlu selbst war ein Günstling des Staates. Die gesamte Familie war für die in den Unterkünften lebenden Menschen ein fester Bestandteil des Staates. Der Kontakt zu ihnen hielt sich in Grenzen, alle waren vorsichtig. In den nachbarschaftlichen Beziehungen zu ihnen gab es keine Unbefangenheit und keine Aufrichtigkeit. Sie waren berechnend. Einen engeren Kontakt hatten nur diejenigen, die selbst auf Seiten des Staates standen. Es gab einen großen Unterschied zwischen ihren Beziehungen zu Polizistenfamilien oder Leuten in ähnlicher Position und zu denen mit den Einheimischen. Manche Familien pflegten einen distanzierten nachbarschaftlichen Kontakt, andere versuchten sich einzuschmeicheln. Auch die Schmeichler unter den Einheimischen waren nicht sonderlich beliebt. Man traute ihnen nicht, auch wenn das nicht offen ausgesprochen wurde.

Durch den jüngsten Vorfall war das wahre Gesicht der Menschen zum Vorschein gekommen. Man wusste nun, wer auf welcher Seite stand in Dersim. Es war wie ein Lackmus-Test gewesen. Diese

Spaltung wirkte sich auch auf das Alltagsleben aus, auf gegenseitige Besuche oder bei der Verteilung von Opferfleisch, *aşure*[37] und anderen Gaben. Den Unbeliebten wurde weniger gegeben und damit verdeutlicht, dass sie weniger wert waren. Das führte soweit, dass bei Geburten, Hochzeiten oder anderen Zeremonien keine Geschenke mehr erbracht und keine Besuche abgestattet wurden. Man positionierte sich, und diejenigen, die die gleiche Position einnahmen, rückten näher zusammen. Selbst Osman Mutlus Tochter Şenay wurde von unseren Spielen ausgeschlossen und nicht mehr in unser Seilspringen, Versteckspielen und unsere Tänze einbezogen. Von den Polizistenkindern spielten nur ganz wenige mit, und zwar die Kinder der »guten Polizisten«. Den anderen erlaubten ihre Eltern das sowieso nicht.

›oh mein kind, hüseyin cevahir ist erschossen worden!‹

Ab der dritten Klasse war Edibe Abacıoğlu meine Lehrerin. Sie war dicklich und trug eine Brille, war aber eine pfiffige Lehrerin. Sie hatte arabische Wurzeln, rauchte wie ein Schlot, hatte lilafarbene Lippen und ein hübsches Lachen. Ich mochte diese Lehrerin sehr, deshalb habe ich sie nie vergessen. Damals hatte ich eine schöne Handschrift, fehlerfrei und gut lesbar. Darum ließ sie mich immer die Stundenpläne und Anwesenheitslisten schreiben. In jenem Jahr war ich Klassensprecherin. Wenn die Lehrerin nicht da war, musste ich den Tagesplan an die Tafel schreiben. Ich war auch ziemlich groß und konnte den oberen Teil der Tafel erreichen. Unser Direktor war unser Nachbar Mazlum Kaya. Eine Zeitlang war auch Mustafa Söylemez der Direktor. Ich liebte ihn wie meinen Vater und er war meinem Vater in gewisser Hinsicht ähnlich. Gleichzeitig war er Klassenlehrer meines großen Bruders. Unsere Familien waren miteinander befreundet, wir stammten aus derselben Gegend. Seine Frau Ayşe war im Gesundheitswesen tätig, im Lager arbeitete sie als Kranken-

37 Süßspeise, die gemäß des alevitischen Glaubens an bestimmten Tagen gekocht und verteilt wird

schwester und Hebamme. Sie war eine reizende Frau, dabei fleißig, lebhaft, intelligent und sehr beliebt. Mustafa Söylemez war eher still, aber sehr aufmerksam. Meine Klassenlehrerin wohnte in dem unter unserem gelegenen Viertel. Ihr Mann war Beamter im Regierungssitz. Sie hatten zwei Söhne. Der ältere von beiden ging auf die Mittelschule, der jüngere in die Grundschule. Es war deutlich spürbar, dass sie sich Töchter wünschte. Meine Klassenkameradinnen Nesibe und Feride wohnten in dem gleichen Viertel, sie waren Türkinnen und fühlten sich unserer Lehrerin näher. Aber ich mochte sie beide gern, wir hatten eine gute Beziehung zueinander. Nesibe war ruhiger, Feride etwas launischer.

Unsere Lehrerin war autoritär. Sie konnte gut unterrichten und setzte sich für uns ein. Aber gleichzeitig war sie reizbar. Sie zog an den Ohren derjenigen, die ihre Hausaufgaben nicht machten oder ihre Fingernägel, Taschentücher und Hände nicht sauber hielten. Manchmal schlug sie auch mit dem Lineal zu. Aber das tat sie selten. Nur wenn sie sehr gereizt war, schlug sie manchmal zu.

In Dersim gab es fließendes Trinkwasser nur an bestimmten Tagen und dann meistens vormittags. Das andere Wasser war nicht steril und konnte nicht als Trinkwasser genutzt werden. Im unteren Stadtviertel gab es meistens Hausangestellte oder das Putzen wurde Tagelöhnerinnen überlassen. Die Arbeit in diesen Häusern wurde nicht gern verrichtet, niemand mochte es, dort zu arbeiten. Es gab bestimmte Frauen, die der Reihe nach alle Häuser abklapperten und die notwendige Arbeit verrichteten. Auch meine Lehrerin beauftragte sie mit der Säuberung der Wohnung und der Wäsche. Mit der Zeit lernte ich meine Lehrerin und ihre Welt außerhalb der Schule immer besser kennen.

Eines Tages blickte sie im Unterricht auf ihre Uhr und sagte plötzlich: »Ah, Sakine, mein Kind, komm doch mal her«. Ihr »ah« versetzte alle in Aufregung. Schnell ging ich zu ihr. Sie zog einen Schlüsselbund aus der Tasche und suchte einen einzelnen Schlüssel heraus, den sie mir zeigte: »Siehst Du diesen Schlüssel? Bring ihn nicht mit den anderen durcheinander, es steht ein ›T‹ darauf. Nimm diesen Schlüssel und lauf zu mir nach Hause. Du kennst das Haus, ihr seid ja gekommen, um uns frohe Feiertage zu wünschen. Wenn

du die Tür aufmachst, ist gleich rechts das Bad. Im Badekessel ist ein Schlauch, damit füllst du den Kessel. Sei vorsichtig, damit das Wasser nicht überläuft, sonst rostet der Ofen. Dann füllst du die Kanister und Kannen in der Küche und kommst zurück. Kamil ist nicht da, ich will später nicht ohne Wasser dastehen.«

Ich rannte in das untere Viertel, öffnete die Tür und füllte den Kessel und die Kanister, wie sie es mir aufgetragen hatte. Aber ich tat noch etwas anderes. Es herrschte ein großes Durcheinander. In der Küche war kein Durchkommen, soviel dreckiges Geschirr hatte sich angesammelt. Im Regal gab es fast keine saubere Schüssel mehr. Die anderen Zimmer waren nicht besser. Nachthemden und Pyjamas lagen herum, die Aschenbecher quollen über. Ich konnte mich nicht entscheiden, ob es wohl richtig war, ohne Erlaubnis durch die ganze Wohnung zu gehen, das konnte missverstanden werden. Aber sie war alt und hatte darüber hinaus auch keine Töchter. Ich konnte die Wohnung einfach nicht in diesem Zustand lassen. Also entschloss ich mich, schnell das Geschirr abzuwaschen. Um es mit sauberem Wasser abzuspülen, stellte ich alles auf ein großes rundes Messingtablett, geordnet nach Löffeln, Tellern und Gläsern. Ich füllte die Wasserbehälter und machte gleichzeitig sauber. Obwohl ich alleine war, war innerhalb kurzer Zeit alles blitzblank. Ich rannte zur Schule zurück, die Hälfte des Unterrichts war um. Ich gab meiner Lehrerin den Schlüssel und setzte mich wieder hin. Sie bedankte sich etwas verlegen und strich mir über den Kopf. Ich war fröhlich bei dem Gedanken an die Freude, die sie nach Unterrichtsende angesichts ihrer sauberen Wohnung verspüren würde. Es gefiel mir, meiner Lehrerin eine Freude zu bereiten, auch wenn diese davon noch gar nichts wusste. Als ich nach Hause kam, erzählte ich meiner Mutter davon, die sich auch freute. Am nächsten Morgen lächelte mich meine Lehrerin bereits aus der Ferne mit einem glücklichen Gesichtsausdruck an, als ob sie mich in die Arme schließen wolle. Tatsächlich drückte sie meinen Kopf gegen ihr Brust und tätschelte meine Schulter: »Mein Kind, hast du diese ganze Arbeit gemacht? Wie hast du das so schnell hingekriegt? Und wie toll du das gemacht hast, ich kann gar nicht so sauber machen, das ganze Geschirr so aufstellen. Machst du diese Arbeit auch

zu Hause? Was ist deine Mutter für eine Frau, ich muss unbedingt vorbeikommen und ihr zu ihrer Tochter gratulieren.«

Sie sagte noch einiges mehr, es war fast so, als ob sie Selbstgespräche führe. Mir war das sehr peinlich, aber andererseits war ich glücklich, ihr eine solche Freude bereitet zu haben. Ich konnte endlich sicher sein, dass ich etwas Gutes getan hatte.

Meine Lehrerin erzählte auch im Lehrerzimmer davon. Sie erzählte es ihren Gästen, führte das Resultat ihrem Mann und ihren Kindern vor und lobte mich überall, als ob ich wer weiß was getan hätte. Eines Tages lud sie mich zu sich nach Hause ein, um mich den anderen Frauen aus dem Viertel vorzustellen. Gemeinsam mit meiner Klassenkameradin Aysel Ağırcan ging ich zu ihr. Zuerst küsste sie uns, dann küssten uns auch noch ihre anderen Gäste. Manche begnügten sich damit, uns die Hand zu reichen. Zwischen all den Frauen setzten wir uns auf ihre Aufforderung hin und ließen uns von ihr bedienen. Aber ich konnte es wieder nicht aushalten und stand auf, um bei der Verteilung der Teegläser zu helfen. Sie beharrte darauf, dass ich ihr Gast sei und nichts anfassen solle. Etwas verschämt aß ich von ihren kleinen Fleischpasteten mit Joghurt. Alle um mich herum beobachteten, wie ich saß, wie ich Tee trank und wie ich aß. Das machte mich noch verlegener, ich aß sehr vorsichtig. Ich aß die Joghurtpasteten mit einem kleinen Löffel, den Kuchen mit einer Gabel und es gelang mir, nichts zu verschütten oder etwas ähnlich Peinliches zu tun. Dadurch gewann ich Selbstvertrauen und konnte freier sprechen. Meine Scham und Verlegenheit legten sich.

Auch danach ging ich noch ein paar Mal in ihre Wohnung, um die Wasserbehälter zu füllen. Aber diesmal kam Aysel Ağırcan mit. Sie kümmerte sich weniger um die zu erledigende Arbeit, sondern war mehr damit beschäftigt, sich umzusehen. Eine ganze Weile betrachtete sie das Zigarettenkistchen im Gästezimmer. Es gab auch eine Musikbox. Wenn der Deckel geöffnet wurde, drehte sich die Frauenfigur darauf in Begleitung von Musik. Aysel fand trotz ihres jungen Alters bereits Zigaretten interessant. Sie steckte sich eine in den Mund und zündete sie mit dem zu der Zigarettenkiste gehörenden Feuerzeug an. Beim ersten Zug musste sie husten. Ich lachte sie aus,

aber gleichzeitig tadelte ich sie dafür, weil ich es nicht richtig fand, etwas ohne Erlaubnis einfach zu nehmen und zu rauchen. Aysel beließ es aber nicht dabei. Sie aß von dem Milchreis im Kühlschrank und füllte ihn mit Wasser auf, damit es nicht auffiel. Das war ein weiteres Vergehen. Ich sagte, wenn die Lehrerin das merke, werde sie uns nie mehr vertrauen. Vor Scham fing ich an zu schwitzen. Trotzdem griff ich gegen meinen Willen zu, als Aysel mir aus einer für Gäste vorgesehenen Süßigkeitendose einen Bonbon reichte.

Als ich eines Tages alleine dorthin ging, war der Mann meiner Lehrerin zu Hause. Er war gerade erst aufgewacht. Ich wollte sofort gehen, nachdem ich das Wasser aufgefüllt hatte. Er hieß mich warten und wollte mir zweieinhalb Lira in die Tasche stecken. Ich nahm das Geld nicht an, mir war das sehr peinlich. Es kam mir vor wie eine Gegenleistung für eine Hilfe. Es machte mich nachdenklich und ich war gekränkt. Schließlich war ich keine Dienstbotin, die für Geld die Hausarbeit erledigte. Ich wollte meiner Lehrerin helfen, weil ich sie gern hatte. Dieses Gefühl enstand von selbst, ganz unbewusst. Danach forderte meine Lehrerin mich ohnehin nicht mehr auf, mich um ihr Wasser zu kümmern, da die Zeiten der Wasservergabe sich geändert hatten.

Im Aşure-Monat brachte ich ihnen einen kleinen Topf davon. Als ich am nächsten Tag den Topf holen wollte, sah ich, dass sie die Süßspeise in den Abfall gekippt hatten. Innerlich war ich wütend. Sie mochten also die von uns zubereitete Aşure nicht! Es war Sünde, sie wegzuwerfen. Ich konnte nicht glauben, dass meine Lehrerin so etwas getan hatte.

Meine Schwestern waren Zwillinge. Wir hatten in diesem Winter eine Kuh in unserem Holzverschlag, um den Zwillingen Milch geben zu können. Meine Lehrerin kaufte regelmäßig einen halben Liter Milch von uns. Es war schwierig damals, welche zu bekommen. Als sie gehört hatte, dass wir eine Kuh haben, hatte sie angeboten, uns Milch abzukaufen. Keinesfalls könne sie sie unentgeltlich annehmen. Ich brachte die Milch zu ihr nach Hause.

Eines Tages kam meine Lehrerin zu uns. Sie umarmte und küsste meine Mutter und fragte, wie sie mich erzogen habe. Sie habe überall von mir erzählt. Meine Mutter antwortete mit ihrem schlechten

Türkisch. Wenn sie ins Stocken geriet, griff ich ein. Nach wie vor schämte ich mich über die schlechte Aussprache meiner Mutter. Meine Lehrerin erfasste mit einem Blick die Schlichtheit unseres größeren Zimmers und unsere Armut. Aber sie war ohnehin nicht auf der Suche nach Komfort, auch ihre eigene Wohnung war schlicht gehalten. Wir waren eine Arbeiterfamilie und wir waren sauber. Ich glaube, das beindruckte sie. Nach diesem Besuch mochte ich meine Lehrerin wieder lieber.

In der fünften Klasse der Grundschule lernte ich neue Dinge. Es kam zu einer Reihe von Vorfällen, die ich nicht verstand und nicht einordnen konnte. In den Radionachrichten hörte ich von Zeit zu Zeit zufällig Meldungen, die mit den Worten »Bei einem Gefecht mit Terroristen...« anfingen und mit Tod oder Verhaftungen endeten. Die Nachrichtensprecher hatten dabei sehr ernste Stimmen. Es wurden auch die Identität und die Adressen von Leuten genannt, nach denen gefahndet wurde.

Bei uns zu Hause gab es niemanden, der regelmäßig Radio hörte oder Zeitung las. Ich blätterte mit großem Interesse die alten Zeitungen durch, die wir zum Auslegen der Regale vom Laden oder Nachbarn holten. Meine Mutter ärgerte sich, wenn ich Stunden für die Regale brauchte. In einer Zeitung sah ich Farbfotos von Sibel Erkan, die damals entführt worden war. Die Fotos von dem besetzten Gebäude mit den kaum sichtbaren »Terroristen« am Fenster und die Kommentare nahmen einen Großteil der Zeitungsspalten ein.

Ein junges Mädchen war entführt worden, sie wurde als Geisel gehalten. Ich kannte den Grund nicht und wusste auch nicht, zu welchen Entwicklungen das führen sollte. Der Zusammenhang ließ sich höchstens über die Kategorien »links/rechts« interpretieren. Die Entführer waren offenbar Linke, sie hatten sich wie die jungen Leute beim »Pir-Sultan-Abdal-Vorfall« gegen den Staat gestellt. Die Meldungen, dass das Haus umstellt sei, zur Kapitulation aufgerufen wurde und die Ergreifung der »Terroristen« nur eine Frage der Zeit sei, machten mich traurig. Bei mir stellte sich Mitleid ein. Ich konnte die Entwicklungen nur oberflächlich auf der Basis dessen bewerten, was ich in Dersim gesehen und erlebt hatte.

Eines Tages war ich bei meiner Lehrerin vorbeigegangen und wir hatten uns gemeinsam auf den Weg zur Schule gemacht. Bevor wir losgingen, warf sie einen Blick in die Zeitung und schrie auf: »Oh mein Kind, das ist doch nicht möglich. Kamil, schau, was passiert ist, sie haben den Jungen erschossen. Hüseyin Cevahir ist erschossen worden!«. Als ich das hörte, bekam ich Angst. Die Polizei hatte auf ihn geschossen und er war tot. Meine Lehrerin fragte mich, ob ich Haydar Koç kennen würde. »Die sind doch auch von eurem Stamm, oder nicht?« Haydar Koç stammte aus Mazgirt, aus dem Dorf Kavun oder aus der Nähe. Er gehörte zu den Anführern des Stammes der Kureyşan. Aber er stand dem Staat nahe und war als Kollaborateur und Verräter bekannt. Deshalb war er unbeliebt, vor allem bei den jungen Menschen. Aber die Cevahirs waren gute Leute. Hüseyin Cevahir war tot, er war erschossen worden. Meine Lehrerin versuchte, mir die Angelegenheit begreiflich zu machen: »Er gehörte zu den Entführern von Sibel Erkan, sie wohnten ein Stockwerk darüber. Es gab eine Schießerei mit der Polizei. Es ist schade um ihn, es waren so junge Leute«, sagte sie mitleidig.

Bis ich nach der Schule wieder zu Hause ankam, gingen mir der Schmerz in ihrer Stimme, als sie vom Tod Hüseyin Cevahirs erfahren hatte, nicht aus dem Kopf. In Ankara war ein junger Mann aus Dersim, dessen Familie ich kannte, erschossen worden.

Als ich bei den Unterkünften ankam, wussten alle schon Bescheid. Schlechte Nachrichten verbreiten sich schnell, sagt man. So auch diese Todesnachricht. Es hieß, der Leichnam werde nach Dersim überführt. Es wurden bereits die ersten Beileidsbesuche abgestattet. Die Wohnungen von dem Teil der Verwandtschaft, der in der Stadt lebte, waren tagelang brechend voll, soviele Menschen kamen zu Beileidsbekundungen.

Für uns war es schwierig geworden, in der staatlichen Unterkunft wohnen zu bleiben. Mein Vater war vor langer Zeit nach Deutschland gegangen. Sein ehemaliger Arbeitskollege wollte endlich seine Familie aus dem Dorf nachholen und brauchte Platz. Wir zogen wieder in eine Mietwohnung in ein neues Gebäude im Stadtteil Dağ.

der mann, der die meere bereiste?

Die Mittelschule begann ich in Dağ. Ein Teil des Schulgebäudes des Tunceli-Gymnasiums war der Mittelstufe vorbehalten. Im Radio und in den Zeitungen gab es häufig Berichte über Unruhen. Dabei fiel der Name von Deniz Gezmiş und seiner Gruppe immer öfter. Es war nur einer von vielen Namen, aber er wurde am häufigsten erwähnt und erregte am meisten Aufmerksamkeit. Ganz am Anfang hatte ich es so verstanden, dass von einem Mann, der die Meere bereist[38], die Rede war. Ich begriff noch nicht, warum soviel von ihm gesprochen wurde, aber er beherrschte zunehmend die Nachrichten.

An den Hauptstraßen hingen erstmalig Plakate, auf denen Fotos der Gruppe um Deniz Gezmiş und Angaben zu ihren Personalien abgebildet waren. Die Leute begutachteten die Bilder voller Interesse. Wenn sie unter sich waren, fielen Sätze wie: »Was für heldenhafte Kerle!«. Sie sahen wirklich wie Helden aus, mit mutigem Blick und kühner Haltung. Jeder war auf seine Weise schön und in ihren Augen war ein Glänzen, waren Hoffnung und Kampf. Sie hatten einen herausfordernden Ausdruck im Gesicht. Bewusst oder unbewusst waren alle von ihnen beeindruckt. Es war nicht weiter bekannt, was sie getan hatten. Sie wurden »Terroristen« und »kommunistische Schmuggler« genannt, oder als Mörder, Räuber und Kriminelle verunglimpft. Für Hinweise auf sie wurde eine hohe Belohnung ausgesetzt. Kein Mensch mit einem Gewissen konnte einen solchen Verrat begehen. Konnte es so gewissenlose, unmenschliche Leute geben?

Auf dem Schulweg betrachtete ich neugierig die Plakate, die auf einem Schild an einem Strommast an einer Kreuzung hingen. Nachdem ich die Aufschrift »Für Hinweise ist eine Belohnung ausgesetzt« gelesen hatte, glitt mein Blick über die Menschenmenge auf der Straße. Ich betrachtete jeden Einzelnen, als ob man es den Leuten ansehen könne, ob sie dazu fähig seien. Manche verzogen schmerzhaft das Gesicht, andere sahen fröhlich aus und wiederum andere flüsterten einander zu, was für prächtige junge Kerle es doch seien. In

38 Im türkischen Original: »*denizleri gezen adam*«, ein Wortspiel mit dem Namen des jungen Revolutionärs Deniz Gezmiş

dem Moment setzte sich in meinem Kopf der Entschluss fest, in der Pause nochmal herzukommen und die Plakate abzureißen. Das wollte ich mit ein paar Freundinnen gemeinsam tun. Wir konnten vielleicht nicht alle abreißen, aber es gab durchaus Stellen, an denen es möglich war. Es hieß, dass ein weiteres Plakat am Eingang des Krankenhauses nebenan hing. Dort könnte es einfacher sein, denn man konnte das Gebäude zumindest im Erdgeschloss problemlos betreten. Lediglich in den oberen Stockwerken war der Zugang manchmal gesperrt.

Gemeinsam mit meinen Freundinnen setzten wir meinen Plan um. Wir rissen so viele Plakate ab, wie es uns in der Pause möglich war. Sie waren mit starkem Kleber an Stellen aufgehängt, die höher als unsere Köpfe waren. Am einfachsten waren die am Krankenhaus. Aber damit war die Sache noch nicht erledigt. Wir waren davon ausgegangen, dass keine weiteren Plakate aufgehängt und folglich niemand von den Gesuchten gefunden werden könne. Es waren sehr kindliche Gedanken.

Aber nein! Der Aufstand wurde mitten in unsere Kindheit gesät. Die stattfindenden Entwicklungen brachten unsere Gefühls- und Gedankenwelt völlig durcheinander. Wir lernten Neues. Bereits in der ersten Zeit an der Mittelschule, in den ersten Tagen, fand ich mich unverhofft inmitten eines Boykotts wieder. Es regnete leicht an diesem Tag. Auf dem Schulhof des Gymnasiums herrschte Aufregung. Alle beobachten die »großen Brüder«, die hin und her liefen, die verstreuten Menschengruppen zusammenriefen und die jeder kannte und mochte. Sie kamen von Zeit zu Zeit außerhalb der Menschenmenge zusammen, besprachen in leisem Ton etwas und liefen wieder auseinander. Plötzlich schlug die Stimmung um. Die Namen Ali Yeşil, Hasan und Metin fielen. Sie waren Schüler der letzten Klasse des Gymnasius. Es hieß, dass die Polizei sie geschnappt habe. Plötzlich drangen Polizeieinheiten in den Schulhof. Unser Lehrer und stellvertretender Direktor Şinasi Eskiçırak, der wegen dessen Abwesenheit den Direktor vertrat, schrie etwas, das ich nicht ganz verstehen konnte. Dann hörte ich, wie er zu den Polizisten sagte: »Wo ist mein Ali, wo mein Hasan? Ich will meine Schüler zurück. Mit welchem Recht führt ihr meine Schüler ab? Es ist mir egal, wer dazu den Befehl gegeben hat, es sind Schüler, sie haben nichts verbrochen!«.

Die Menschenmenge schwoll immer weiter an, alle verfolgten gespannt das Geschehen. Niemand fragte nach, was passiert sei, und niemand wäre in der Lage gewesen, darauf zu antworten. Es gab nur eine gemeinsame Antwort: Wut.

Unser Lehrer Şinasi probte unerschrocken weiter den Aufstand: »Dann nehmt mich auch fest!«, rief er jetzt. Dieser Aufstand machte die Polizisten zwar wütend, aber sie verloren auch ihre Entschlossenheit. Alle Schüler warteten vor der Schule. Es herrschte eine Boykott-Atmosphäre. Selbst der Direktor zeigte sich widerspenstig. Deshalb ergriffen die Polizisten nicht die Initiative, sondern blieben in Warteposition und lauerten auf eine günstige Gelegenheit. Ihre Angst war ihnen anzusehen. Manche beobachteten auch nur aus Entfernung scheinbar gleichgültig das Geschehen.

Schließlich kam der Polizeibefehl und auch der Lehrer Şinasi wurde festgenommen. Sie hielten ihn von zwei Seiten fest. Er wehrte sich heftig und versuchte, die Polizisten abzuschütteln. Schließlich sagte er wieder etwas und ging mit erhobenem Kopf zum Polizeiwagen. Als dieser sich in Bewegung setzte, strömte die Menschenmenge zum Ausgang des Schulhofes. Wir rannten. Ich machte einfach das gleiche, was alle anderen auch taten. Am Ausgang hielt Sabri Cengiz eine Rede und forderte zu einer Gedenkminute auf. Die linken Fäuste wurden in die Luft gereckt. Dann marschierten wir auf der Straße los. Bis zu einem bestimmten Punkt liefen alle gemeinsam, an einer Kreuzung verteilte sich die Menschenmenge gruppenweise auf die Stadtteile. Dabei handelte es sich um eine Vorsichtsmaßnahme, damit die Polizei nicht den ganzen Demonstrationszug auf einmal angreifen konnte.

Unsere Literaturlehrerin war die türkische Frau von Kemal Burkay, Halide Burkay. Der Unterricht bei ihr war immer etwas ganz Besonderes. Meistens las sie uns Gedichte vor. Eine Tages las sie wieder ein Gedicht und teilte dann mit, dass es von ihrem Mann sei. Damals befand sich Kemal Burkay in Haft. Am zweiten Tag des Schulboykotts hörten wir, dass mehrere unserer Lehrer strafversetzt worden waren. Unter den Strafversetzten befanden sich auch einige Schüler. Mein großer Bruder wurde an das Turan-Emeksiz-Gymnasium in Malatya versetzt. Diese Schule war als »Faschistennest« bekannt. Halide Bur-

kay wurde an das Gymnasium in Elazığ geschickt, auch dort hatten die Faschisten das Sagen. Wir hatten einen sehr großen Lehrer, auch er wurde wie alle »linken, fortschrittlichen« Lehrer versetzt. Es traf diejenigen Lehrer und Schüler, die als »Rädelsführer« ausgemacht worden waren. Halide Burkay weigerte sich zu gehen. Einige reichten ihren Rücktritt ein. Es war ein großes Durcheinander entstanden.

In der zweiten Klasse der Mittelschule unterrichtete uns der Lehrer Yusuf Kenan Deniz in Literatur. Eines Tages erzählte er uns etwas sehr Ungewöhnliches. Er malte ein Dreieck mit zwei langen Seiten an die Tafel. Im oberen Teil des Dreiecks zog er einen Strich, so das ein weiteres kleines Dreieck entstand. Den oberen Teil benannte er als Klasse der Herrschenden und Ausbeuter, den großen unteren Teil als Schicht der unterdrückten Arbeiterklasse und des Volkes. In einfachen Worten versuchte er uns begreiflich zu machen, wie Ausbeutung und Unterdrückung funktionieren. Er sprach von der Notwendigkeit, sich als Unterdrückte zu organisieren und gegen die Herrschenden zu kämpfen. Vorreiter in diesem Kampf sei ›*Dev-Genç*‹[39], unter deren Führung wir uns von der Unterdrückung befreien müssten.

Wir liebten unseren Lehrer Yusuf Kenan Deniz noch mehr, weil er eindeutig ein »Linker« war. Anhand einer simplen Zeichnung hatte er uns erklärt, was Unterdrückung ist. Sobald wir in die Pause gingen, fingen wir an, »Dev-Genç!« zu rufen, ohne dass die meisten von uns überhaupt wussten, ob es sich dabei um eine Organisation oder eine Person handelte. In der zweiten Unterrichtsstunde warnte unser Lehrer uns, dass wir nicht einfach so überall herumschreien dürften, weil das, was er erzählt habe, in gewisser Weise bedenklich sei. Er brachte uns bei, was Konspirativität war: Über einige Dinge durfte man nicht überall und jederzeit reden.

---

39 Die Föderation der Revolutionären Jugend der Türkei (türkisch: *Türkiye Devrimci Gençlik Federasyonu*, kurz: *Dev-Genç*) war eine 1965 gegründete und 1971 verbotene links-radikale Organisation in der Türkei, aus der viele weitere linksgerichtete Gruppen hervorgingen.

im laufe der zeit weiterlernen …

Der Kızıldere-Vorfall[40] hatte mein links schlagendes kindliches Herz in Flammen gesetzt. In den Zeitungen wurden Fotos von dem Dorf, dem zerstörten Haus, dem lebend auf dem Heuboden gefassten Ertuğrul Kürkçü[41] und den Toten gezeigt. Die Bilder waren groß und farbig. Vor allem das runde Gesicht von Mahir Çayan mit seinen riesigen schönen Augen machte mich sehr betroffen. Zehn Leben waren ausgelöscht worden. Wie hatte das nur passieren können? Ich blickte in die Zeitung und dachte nach. Dieser Vorfall war sehr viel blutiger verlaufen als die Sache mit dem Theaterstück »Pir Sultan Abdal«. Sie hatten den Guerillakampf in den Bergen beginnen und bis zum Schwarzen Meer vordringen wollen. Aber dann stand plötzlich die Hinrichtung von Deniz Gezmiş und seinen Freunden bevor. Auf einem NATO-Stützpunkt waren einige Leute als Geiseln genommen worden. Ziel war es, die Hinrichtungen zu verhindern. Aber es lief ganz anders.

Am sechsten Mai wurden Deniz Gezmiş und seine Gruppe hingerichtet. Er war für mich längst nicht mehr »der Mann, der die Meere bereiste«, sondern ein Revolutionär, ein Militanter und für den Staat gefährlicher Kommunist. Nicht umsonst war er zum Tode verurteilt worden. Ich versuchte mir vorzustellen, wie ein Galgen aussieht. Nie zuvor hatte ich einen gesehen.

Überall wurde über die Hinrichtungen gesprochen. Die Zeitungen waren voll mit bebilderten Nachrichten darüber. Unsere Nachbarn

---

40 Nach dem Militärputsch am 12. März 1970 in der Türkei entführten THKP-C und THKO zwei englische und einen kanadischen Radartechniker von einem NATO-Militärstützpunkt. Damit beabsichtigten sie, Deniz Gezmiş, Hüseyin İnan und Yusuf Aslan, die als Führer der THKO zum Tode verurteilt worden waren, freizupressen. Zehn der Revolutionäre wurden in Kızıldere am 30. März 1972 bei einer Befreiungsaktion getötet, darunter auch Mahir Çayan.

41 Ertuğrul Kürkçü (* 5. Mai 1948 in Bursa) war Aktivist der 68er-Bewegung und gründete 1970 mit Mahir Çayan und anderen die Untergrundorganisation der Türkischen Volksbefreiungspartei-Front (THKP-C). Er war der einzige Überlebende in Kızıldere und wurde vor einem Sondergericht zum Tode verurteilt, seine Todesstrafe wurde jedoch 1974 in eine 30-jährige Haftstrafe umgewandelt. Nach einer Gesetzesänderung wurde er 1986 entlassen und ist seit 2011 Abgeordneter der prokurdischen Dachpartei HDP (Demokratiepartei der Völker) im türkischen Parlament.

kauften regelmäßig Zeitungen, am meisten Onkel Ali Ataman. Ich wünschte mir, dass es auch in meiner Familie jemanden geben würde, der Zeitungen kaufen würde. Mit dem bisschen Geld, das wir zur Verfügung hatten, versuchte ich manchmal die *Günaydın* oder eine andere Zeitung mit vielen Bildern, die von dem Vorfall berichtete, zu kaufen, aber meine Mutter war generell dagegen. Schon damals fand sie selbst Zeitungen gefährlich. Und sie wollte nicht, dass wir uns mit gefährlichen Dingen befassten. Darüber hinaus war ich auch noch ein Mädchen und hatte mich mit solchen Dingen nicht zu beschäftigen. Aber die Verbote meiner Mutter, ihre Versuche, mich daran zu hindern, die Entwicklungen zu verfolgen, stachelten mich nur noch weiter an. Meine Mutter war sich der Tatsache nicht bewusst, dass sie das Gegenteil von dem erreichte, was sie eigentlich wollte, weil ich um so mehr versuchte, neue Dinge zu verstehen.

Die Familie von Ali Ataman war groß. Die Tochter Fethiye war an der Mädchenkunstschule. Ihre Schwester Perihan und ich gingen gemeinsam auf die Mittelschule. Die anderen waren noch jünger. Bei ihnen hatte die Mutter Emine mehr zu sagen, die Frauen in der Familie kümmerten sich um alles. Auf die Mädchen wurde kein Druck ausgeübt. Sie lasen alle gemeinsam Zeitung oder hörten Radio.

deniz, yusuf, hüseyin

Drei Namen waren damals in aller Munde: Deniz, Yusuf und Hüseyin ... Tagelang wurde über sie gesprochen. Als sie hingerichtet wurden, blieb so manches Essen stehen. Aus unterschiedlichen Gründen hatten die Menschen den Appetit verloren. Manche empfanden Schmerz, andere machten sich Sorgen um ihre Kinder und Angehörigen, die sich in anderen Städten aufhielten. Ich erinnere mich daran, wie Fethiye und andere weinten. Wir schnitten Fotos aus der Zeitung aus und bewahrten sie auf. In manchen Wohnungen hingen sie sogar an der Wand. In einigen Zeitungen füllten die Fotos und Meldungen ganze Seiten. So war Deniz mit seinen Freunden in alle Wohnungen gelangt. In den Zeitungen war zu lesen, welche Parolen sie auf dem Weg zum Galgen gerufen hatten. In Ausschnit-

ten wurden die Briefe an ihre Familien veröffentlicht. Wir schrieben ihre Namen in unsere Hefte und verfassten Gedichte. Dabei war der Anfangsbuchstabe einer jeden Verszeile ein Buchstabe von ihren Namen. Das Gedicht musste so lang sein, dass die Namen der drei dabei herauskamen. Vielleicht dachten wir uns dabei mit unseren kindlichen Köpfen auch etwas aus, aber all das spiegelte unsere ebenso naiven wie reinen Gefühle und einen Teil der Realität wider. Auch das war Ausdruck unserer Haltung gegen den türkischen Staat.

die ecevit-linke als alternative zur revolutionären linken?

Im Vorgarten des Gebäudes, in dem wir wohnten, stand ein Lehmhaus. Es hatte zwei Zimmer. Im Winter und vor allem während der Schulzeit war es schwer, eine Wohnung zu finden, insbesondere für SchülerInnen und Studierende. Jeder wollte eine Wohnung in unmittelbarer Nähe zu seinen Verwandten, zu Leuten aus dem gleichen Dorf oder Bekannten mieten. Das war wie ein emotionaler Reflex derjenigen, die vom Dorf kamen. Sie gingen davon aus, dass sie dann nicht alleine da stehen würden. Dabei hatten sie nicht einmal Unrecht. Denn in der Stadt herrschte ein großes Durcheinander, das den Menschen vom Dorf Angst einflößte.

Der Besitzer vermietete das Lehmhaus also an Menschen aus seinem Dorf oder an SchülerInnen aus der Nähe seines Dorfes. Meistens waren es Jungen. Selten wohnten auch Mädchen aus seiner Verwandtschaft dort. Da die Räume immer an mehrere Menschen vermietet wurden, war es schwierig, wenn nur ein oder zwei Mädchen dort waren. Früher waren es nur sehr wenige, die ganz alleine wohnten, ihre Anzahl stieg erst mit der Zeit an. Meistens gingen sie auf das Gymnasium oder die Mittelschule.

Die Kinder des Hausbesitzers lebten in Wohnungen im ersten Stock. In einer dieser Wohnungen lernte ich einen Revolutionär kennen. In jener heißen Zeit hatte auch er von Deniz und seiner Gruppe gesprochen und seine Krawatte herumgezeigt, von der er erzählte, sie sei ein Geschenk von Mahir Çayan. Er zählte einige Namen der

Getöteten auf und sagte, dass sie in sein Dorf gekommen seien und sich mit ihm unterhalten hätten. Auch in Halbori, Çukur und anderen Dörfern in der Nähe gebe es revolutionäre Studenten. Ein Bruder von Veli Tayhani studierte in Ankara. Sie waren Armenier. Das war etwas Besonderes. Eines Nachts klopfte es zu sehr später Stunde an unsere Tür und ein großer kräftiger Mann fragte nach meinem Bruder. Dieser war zu Hause und es machte den Eindruck, als ob er verabredet sei und auf jemanden warte. Der Mann an der Tür wollte nicht eintreten. Er sagte bloß, dass er die Stadt schnell verlassen und nach Ankara zurückkehren müsse. Später erfuhr ich, dass es sich bei der Person um den Bruder von Veli gehandelt hatte. Von ihm hatte ich bereits gehört.

Er nahm eine große Pistole entgegen, die er zuvor meinem Bruder zur Aufbewahrung gegeben hatte, und verschwand. Mein Bruder hatte ihm die Pistole heimlich zurückgegeben. Sie hatten nicht gemerkt, dass ich im Wohnzimmer war, weil ich das Licht nicht eingeschaltet hatte und es halbdunkel war. Ich freute mich darüber, dass auch mein Bruder in heimliche Aktivitäten verwickelt war.

Bei uns zu Hause gab es nur wenige Bücher, die mein Bruder mitgebracht hatte. Ich erinnere mich an Romane von Fakir Baykurt, Yaşar Kemal und Kemal Tahir und einen Gedichtband von Tevfik Fikret. Ich liebte es, wenn mein Bruder laut Gedichte vorlas. Er hatte eine schöne volle Stimme. Vor allem mochte ich seine Stimme, wenn er ›*Allı Turnam*‹ vortrug. Ich war enttäuscht, als ich später hörte, dass es ein Lied der Faschisten sei, aber ich mochte es sehr. Ich höre und singe es immer noch gern.

Zunehmend nahmen Begriffe wie »links« und »revolutionär« in meinem Kopf Gestalt an. Selbst die Lieder, die wir sangen, hatten sich geändert. Deniz, Mahir und all die anderen waren auch in unsere Lieder eingezogen. Meine Maßstäbe für Filme, Musik und Bücher waren andere geworden. Filme von Yılmaz Güney durften auf keinen Fall verpasst werden. Die Kinovorstellungen waren immer ausverkauft und bereits im Vorfeld gab es ein Wettrennen um die Eintrittskarten. Es wurde sogar in Kauf genommen, den Film stehend zu sehen. Während der Vorführung wurde applaudiert und gejubelt.

In einem Film von Murat Soydan gab es eine Hinrichtungsszene. Viele der Zuschauer weinten dabei und alle stampften aus Protest auf den Boden und ließen Buh-Rufe ertönen. Es wurde viel Mahsuni und Zamani gehört. Ihre Lieder begeisterten uns.

Dennoch handelte es sich dabei noch nicht um bewusste Entwicklungsetappen auf wissenschaftlicher Grundlage. Es waren Eindrücke, die bei der Formung der Persönlichkeit eine Rolle spielten. Auch Ecevit hatte einen gewissen Einfluss auf uns. Er wurde als eine Art Erlöser betrachtet. Der radikalen Linken war es bisher nicht gelungen, eine kontinuierliche, revolutionäre, militante Organisation hervorzubringen, obwohl die revolutionären Gruppen großen Einfluss hatten. Wenn es ihnen gelungen wäre, durch ganz konkrete Arbeit daraus eine Organisation zu entwickeln, die eine Führungsrolle eingenommen hätte, hätte die Ecevit-Linke[42] keinen nennenswerten Einfluss gehabt. Das Potential an jungen Menschen in Dersim und die gesamte Bevölkerung standen unter dem Einfluss der Assimilation. Ecevit sprach genau diese assimilierten Bevölkerunggruppen an und er hatte damit Erfolg, auch bei den Wahlen. Seine Partei war die CHP[43]. Natürlich war es Unsinn, unter den Systemparteien nach der besten Alternative zu suchen und ausgerechnet einen Mann als Erlöser zu betrachten, der mehr als alle anderen den Staat repräsentierte. In der Unfähigkeit, den Unterschied zwischen der revolutionären Linken, die in Opposition zum Staat stand, und der kemalistisch-staatstreuen Linken zu sehen, wurde versucht, beide in der Ecevit-Anhängerschaft zu vereinen. Dabei handelte es sich um eine weitere Form der Entfremdung vom eigenen Selbst.

Es gab blaue Ecevit-Hemden und Ecevit-Poster. In Wahlkampfzeiten gehörte es zu den Hauptaktivitäten jener Kreise, die sich selbst als Linke betrachteten, aber über keinerlei politisches Bewusstsein verfügten, für Ecevit Propaganda zu machen und an entsprechenden Kundgebungen teilzunehmen. Wessen Kraft nicht dafür ausreichte, als revolutionärer

42 Mustafa Bülent Ecevit (* 1925; † 2006) war ein sozialdemokratischer Politiker. Er wurde insgesamt vier Mal türkischer Ministerpräsident.

43 Die CHP (Republikanische Volkspartei) wurde 1923 von dem ersten türkischen Staatspräsidenten Mustafa Kemal Atatürk gegründet

Linker illegal zu arbeiten, bemühte sich als CHP-Linker, in Opposition zum Staat zu treten. Ecevit war wie ein Befreier für sie. Immerhin war er besser als Demirel und die anderen! Die Kehrseite der Angelegenheit war, dass der Staat über Ecevit versuchte, die revolutionäre Linke unter Kontrolle zu bekommen, er wurde als Alternative zur radikalen Linken propagiert. Und es war durchaus realistisch, die Opposition in Dersim über die Strukturen der staatstreuen CHP zu binden.

Ecevit kam in jener Zeit, Ende des Jahres 1973, nach Dersim. Ihm wurde ein prachtvoller Empfang bereitet. Alle Klein- und Autobusse, sogar Lastwagen wurden in Bewegung gesetzt, um die Menschen aus der Umgebung in die Stadt zu bringen. Von Kovancılar über die Mazgirt-Brücke bis nach Sihenk wimmelte es von Menschen. Ich war wütend, weil ich nicht weiter als bis zum Stadtzentrum gehen durfte. Mein Vater hatte uns auf der Dachterasse eines Hotels untergebracht. Wir trugen Ecevit-blaue Kleidung, auf unserer linken Brustseite prangte sein Foto. Aber das reichte uns noch nicht. Mit roter Farbe schrieben wir auf die Betonpfeiler der Terasse die Parole: »Karaoğlan[44] kommt! Karaoğlan an die Macht!«

Das Hotel befand sich gegenüber der Stadtverwaltung. Man konnte den ganzen Platz überblicken. Noch vor Ecevits Ankunft waren alle Dächer voller Menschen.

Und dann konnte man ihn sehen. Seine Frau Rahşan war auch dabei. Sie winkten, die Menge raste vor Begeisterung. Der Platz bebte unter den einstimmig gerufenen Parolen und dem Applaus. Danach fing er vom Balkon der Stadtverwaltung an zu sprechen: »Werte Menschen aus Tunceli[45]...«, sagte er, aber die Menschenmenge war nicht zum schweigen zu bringen. Die Pfiffe und Parolen rissen nicht ab. Ecevit redete trotzdem weiter. Er sprach davon, dass alles teurer geworden sei, von Preissteigerungen und Armut.

Und er machte viele Versprechungen.

---

44 Wörtlich: »dunkler Sohn«; in Anatolien werden Volkshelden so bezeichnet; Spitzname Ecevits

45 Türkischer Name von Dersim

meine mutter lehrte mich nicht nur die rebellion, sie brachte mir auch das kämpfen bei

In jenem Jahr hatte mein Vater beschlossen, meinen großen Bruder und mich mit nach Deutschland zu nehmen. Ich wollte die Schule nicht verlassen. Die Mittelschule hatte ich abgeschlossen und ich wollte weiter lernen. Mich interessierte der Beruf der Krankenschwester und ich wollte auf die Gesundheitsschule gehen. Ich wusste nicht viel über Internate, aber in unserer Verwandtschaft gab es Mädchen, die Schulen mit angeschlossenen Wohnheimen besuchten. Die Tochter eines Onkels mütterlicherseits war an der Mädchenberufsschule in Elazığ und die Tochter eines Onkels väterlicherseits ging in Akçadağ zur Schule. Das fand ich besser. Ich wünschte mich damals weit weg, weil ich dachte, dass meine Mutter mich dann mehr lieben würde. Meine jüngsten Geschwister waren die Zwillinge. Wie meine Freundinnen aus der Grundschule hießen sie Feride und Nesibe. Ihre Erziehung verlief schwierig. Ständig sagte meine Mutter: »Jetzt habe ich gerade eine bewältigt, da gibt mir Allah noch zwei!«. Sie beschwerte sich bei Allah darüber. Ich freute mich insgeheim, dass es die Zwillinge gab. Ich erinnere mich, dass ich während der Schwangerschaft meiner Mutter, wenn sie mich tadelte und sich darüber ärgerte, dass ich ein Mädchen war, sagte: »Ich hoffe, es kommen noch zwei!«. Dabei kam ich gar nicht auf die Idee, dass es Zwillinge werden würden, ich meinte nur, dass ich viele Schwestern haben wollte. Als die Zwillinge geboren wurden, freute ich mich. Es war, als ob Gott meine Fürbitte erhört hätte. Aber natürlich war es nicht einfach, die beiden groß zu ziehen, auch mir fiel es manchmal sehr schwer.

Normalerweise kümmerte ich mich um Nesibe und meine Mutter mehr um Feride. Gemeinsam wickelten wir die beiden und gaben ihnen Brei. Die Nachbarn nannten Nesibe bereits »Sakines Tochter«. Feride war blond, Nesibe dunkler. Sie waren zweieiige Zwillinge. Meine Mutter hatte unmittelbar nach ihrer Geburt eine Blinddarmoperation, was die Sache für mich nicht einfacher machte. Ich war damit überfordert, den Haushalt zu führen, gleichzeitig die Zwillinge

zu versorgen und die Verantwortung für die ganze Familie zu übernehmen. Bereits in jungen Jahren musste ich lernen, alle möglichen Arbeiten auszuführen.

Wir waren damals sieben Geschwister. Ich war die älteste Tochter. Außer meinem großen Bruder waren alle jünger und mussten versorgt werden. Obwohl ich die Wäsche, das Essen, das Brotbacken, den Einkauf und alle anderen Aufgaben erledigte, konnte ich meine Mutter einfach nicht zufrieden stellen. Während die Nachbarinnen mich mit meinem Fleiß im Haushalt trotz meines jungen Alters ihren Töchtern als Vorbild präsentierten, konnte ich meiner Mutter nichts Recht machen. Sie war eine sehr kratzbürstige Frau. Es war auch nicht einfach für sie, mit so vielen Kindern allein zu sein, denn mein Vater war ja nicht da. Diese Last erdrückte sie. Meine Mutter regierte die Familie in der Sprache und mit den Regeln, die sie kannte und verstand. Sie ist der Mensch in meinem Leben, der mich am meisten beeinflusst hat. Deshalb werde ich noch viel von ihr erzählen. Als meine Mutter mich die Rebellion lehrte, brachte sie mir auch das Kämpfen bei. Deshalb schulde ich ihr sehr viel.

Mein Vater konnte meinen Bruder und mich schließlich überzeugen und nahm uns mit nach Berlin. Es war das erste Mal, dass ich Dersim, meine Familie und meine Mutter Zeynep verließ. Je größer die Entfernung wurde, desto stärker wuchs meine Sehnsucht. Es stellte sich Reue bei mir ein, ich war traurig und manchmal weinte ich.

Die erste Stadt, die ich nach Dersim sah, war Elazığ. Aber der Bus hielt dort nicht an, sondern fuhr direkt weiter nach İstanbul. Ich konnte nur bei den Pausen auf dem Weg etwas sehen, weil wir einen Großteil der Strecke nachts zurücklegten. Die Busfahrt war eine Tortur. Den ganzen Weg über war mir übel und ich musste mich übergeben. Mein Vater und mein Bruder waren solche Fahrten gewöhnt. An den Ortseingängen von Kovancılar und Elazığ war die Aufschrift MHP auf Schildern und Steinen zu lesen. Beide Orte waren dafür bekannt, dass es dort viele Faschisten gab, die Aufschrift war wie eine Bestätigung. Auch in Kayseri, Yozgat und Bolu stand MHP oder AP, ganz selten kam auch die Aufschrift CHP vor.

Schließlich erreichten wir İstanbul. İstanbul war riesig. Die Bosporos-Brücke war in diesem Jahr gebaut worden, sie war noch nicht ganz fertig. Es war eine sehr große und lange Brücke, die mich begeisterte. In İstanbul hatten wir Verwandte, aber wir übernachteten trotzdem im Hotel. Unsere Flugtickets waren an das Ticket meines Vaters gebunden. Wir durften den Flug auf keinen Fall verpassen. Einer der Besitzer von Turkish Airlines war Fahri Baba, ein enger Freund meines Vater. Mein Vater hatte ihn angerufen und die Buchung veranlasst. Ich war neugierig auf Fahri Baba. In meiner Vorstellung war er ein mächtiger Geschäftsmann. Später in Berlin lernte ich ihn kennen, und er war wirklich ein liebenswürdiger, Ehrfurcht gebietender Mann.

Ich bestieg das erste Mal ein Flugzeug. Es war wunderschön, vor allem konnte ich gar nicht genug davon kriegen, in die Wolken einzutauchen. Es kam mir vor wie Hüpfen auf einem riesigen Baumwollhaufen. Ich sah viele neue und interessante Dinge, aber nichts davon erschien mir befremdlich. Ich konnte mich schnell anpassen und lernte rasch, indem ich mich umsah und meinen Vater und meinen Bruder beobachtete. Auch die Speisekarten, die uns im Flugzeug ausgehändigt wurden, begriff ich sofort. Das Flugzeug musste in Sofia auftanken. Wir waren in einem kommunistischen Land! Im Geschichtsunterricht hatte ich beim Thema Bulgarien aufgepasst, es hatte ein sozialistisches Regime. Deshalb war ich neugierig, aber wir machten nur eine Zwischenlandung. Wie mochten wohl die Menschen, menschliche Beziehungen hier sein? Ich versuchte einen Unterschied zu sehen, aber lediglich die Polizisten erschienen mir anders. Türkische Polizisten lösten in mir ganz andere Gefühle aus.

Deutschland war groß. Über Stuttgart und Frankfurt flogen wir nach Berlin. Mein Vater machte uns auf Ostberlin aufmerksam. Er erzählte, dass Berlin geteilt und in der Mitte eine Mauer gebaut worden sei. Von der Besonderheit des Regimes in Ostdeutschland hatte ich bereits im Unterricht gehört. Aber natürlich war es etwas ganz anderes, es wirklich zu sehen. Wir flogen jedoch nur darüber hinweg.

Dann landeten wir in Berlin und fuhren mit einem Taxi zur Johanniterstraße 10, wo wir eine große Einfahrt durchquerten. Nach-

dem wir an vielen Gebäuden vorbeigekommen waren, erreichten wir schließlich ein zweistöckiges Haus, das etwas abgeschieden lag. Das erste, was mir gefiel, war eben diese Abgeschiedenheit und Schlichtheit des Hauses. Ich mochte es nicht, wenn ein Haus ganz viele Wohnungen hatte. Mein Vater sagte, dass er keine andere Wohnung gefunden habe. In Deutschland werde es außerdem als ungesund betrachtet, wenn viele Personen zu eng beieinander lebten, das sei verboten. Wir sollten zu dritt in einer Wohnung leben, die für eine Person vorgesehen war. Es gab ein Zimmer, eine kleine Diele, eine Küche und ein Bad.

Warum hatte mein Vater meinen Bruder und mich hierher gebracht? An einen Ort, den er selbst »Land der Ungläubigen« nannte und nicht mochte, weil die Arbeitsbedingungen hart und seine Familie weit weg war? Wir hatten beide die Schule abgebrochen. Er hatte auch nicht die Absicht, uns arbeiten zu lassen. Ich war vierzehn, mein Bruder siebzehn Jahre alt.

Die Beziehung meines Vaters zu meinem Bruder war interessant. Mein Bruder war der älteste von uns Geschwistern und in Abwesenheit meines Vaters der Familienvorstand. Das verschaffte ihm eine gewisse Autonomie, die meine Mutter jedoch nicht akzeptierte. Auch zu Hause war sein Status speziell. Er war sehr ordentlich, seine Kleidung stets gebügelt und sauber. Manchmal wechselte er seine Kleidung zwei oder drei Mal am Tag. Nie durfte ein Strumpf oder ein Hemd von ihm schmutzig sein, sonst brach die Hölle los. Er stand als Letzter von allen auf. Dann wurde ihm das Frühstück serviert. Er füllte nicht einmal sein Wasserglas selbst, auch wenn der Krug direkt neben ihm stand. Das Essen mochte er meistens nicht und er aß ständig in Lokalen. Meine Mutter machte das traurig, gleichzeitig verfluchte sie ihn: »Du gehst los und isst diese schmutzige Suppe in dem Lokal, das saubere Essen zu Hause isst du nicht. Was kann man von einem Abkömmling wie dir schon erwarten?« Ihrer Meinung nach war er ein undankbarer Sohn.

Meine Mutter kochte sehr gut. Ich konnte die Angewohnheiten meines Bruders nicht nachvollziehen. Im Sommer ging er nach İstanbul, Antalya oder Ankara. Mein Vater schickte ihm Extrageld. Trotzdem

bedrängte er auch meine Mutter, damit sie ihm Geld gebe, oder er machte Schulden und fragte wieder meinen Vater. Die Schulden meines Bruder wurden immer beglichen, wenn mein Vater in den Ferien nach Hause kam. Mein Vater sagte zwar: »Fürchte dich vor Allah!«, aber er wurde nicht wütend. Mein Bruder hatte seine eigenen Prinzipien, die er auf seine spezielle Weise durchsetzte. Dabei machte es keinen Unterschied, wo er sich gerade aufhielt. Selbst die Kraft meiner Mutter reichte nicht aus, um ihn zu ändern. Mein Vater war meinem Bruder gegenüber ohnehin sehr tolerant. Er betrachtete ihn nicht nur als einen Sohn, sondern wie einen Freund. Er schätzte ihn und war stolz darauf, bereits in jungen Jahren einen so großen Sohn zu haben. Die Leute aus der Umgebung, selbst die deutschen Nachbarn, glaubten erst nicht, dass wir die Kinder meines Vaters waren. Wir waren beide recht groß für unser Alter. Mein Vater war jung, fit und dynamisch.

Er war ein offener Mensch und behandelte alle Menschen wie Freunde. Auch die Eigenart der Menschen aus Dersim, nach Möglichkeit unter sich zu bleiben, fehlte ihm. Er hatte Freunde aus Sivas, Kayseri, İstanbul und Kars. Alle, die uns besuchen kamen, stammten aus verschiedenen Orten. Er hatte auch deutsche, afrikanische und libysche Freunde. Weil er sich herzlich und natürlich verhielt, war er beliebt. Gleichzeitig hatte er eine sehr enge Bindung zu seiner Familie. In Deutschland lernte ich meinen Vater noch besser kennen und liebte ihn umso mehr.

In Gedanken und Gefühlen war er eigentlich immer bei uns. Seine häufigen Heimreisen, seine Lieder, Gedichte und Ratschläge, alles geschah aus Liebe zu uns. Wir waren alle sehr berührt, als wir seine Kassette »Ratschläge an meine Kinder« hörten. Er wollte uns damit zeigen, was richtig ist im Leben, Absatz für Absatz. Diese Kassette haben wir sehr lange aufbewahrt. Ich wünschte mir, ich hätte sie jetzt bei mir und könnte sie hören. Im Zoroastrismus ist das eine Besonderheit. Ratschläge sind Ausdruck der Verbundenheit. Sie beinhalten Kritik und mahnen. In gewisser Weise waren wir die Welt meines Vaters. Er war anders als andere Väter. Viele kamen jahrelang nicht nach Hause. Obwohl sie bereits verheiratet waren, heirateten sie nochmal in Deutschland. Alkohol, Glücksspiel oder Beziehungen

zu anderen Frauen waren Angewohnheiten, die das Familienleben durcheinder wirbelten und ganze Familien zerstörten. In Dersim wurden die Namen von vielen genannt, die deutsche Frauen geheiratet hatten. Manche brachten ihre neuen Frauen sogar in den Ferien mit. Das schaffte böses Blut. Manche taten das angeblich auch aus Gerissenheit. Es hieß, dass sie eine Ehe mit einer reichen Deutschen eingegangen seien, um an ihr Erbe zu kommen.

Von meinem Vater war bekannt, dass er sich nicht auf diese Weise mit Frauen einließ. Er genoss das größte Vertrauen in der Nachbarschaft. Die Männer überließen ihre Frauen der Obhut meines Vaters, wenn sie etwas zu tun hatten und nicht zu Hause waren.

Normalerweise war mein Vater mit uns zusammen oder er teilte uns mit, wo er sich aufhielt. Wenn er lange arbeiten oder irgendwo hin musste, rief er an. Dann holte er auch die Leute ans Telefon, mit denen er unterwegs war. Er vermied alles, was unser Vertrauen hätte erschüttern können. So war seine Lebensart, die auch auf uns abfärbte. Mein Bruder war allerdings etwas gerissener. Manchmal griff er zu Schwindeleien, die jedoch sofort aufflogen. Angesichts des Verhaltens meines Vaters war es schwierig, ihn anzulügen. Es ist nicht einfach, einem Menschen mit einem so reinen Herzen ins Gesicht zu lügen. Man gibt schnell alles zu.

Mein Vater neigte auch nicht zu Zigaretten, Alkohol oder Glücksspiel. Er rauchte nicht. Alkohol trank er nur bei Besuchen, ohne dass er jemals betrunken wurde. Er vertrug auch nicht viel, und dann spielte er Saz, sang und irgendwann weinte er. Seine Lieder handelten immer von Trennung und Sehnsucht. Zwei seiner Kinder waren bei ihm, aber das reichte ihm nicht. Oft kam es vor, dass er mit Tränen in den Augen vom Esstisch aufstand und fragte: »Was essen wohl meine Kinder? Ob sie das Geld bekommen haben, das ich geschickt habe? Ob Zeynep wohl wieder geizig ist?«

Mein Bruder reagierte gereizt auf diese ständigen Wiederholungen. Es gelang ihm jdoch, meinen Vater zu beruhigen. Seine Worte trösteten meinen Vater. Ich dagegen konnte ihn nicht trösten, ich weinte entweder mit ihm zusammen oder wenn ich allein war. Mir tat vor allem mein Vater leid. In Dersim gab es falsche Vorstellungen über die Kinder der

Almancı[46], die als reich galten. Es bedeutete viel Geld und viele Geschenke. Mein Vater versorgte uns mit allem, was wir brauchten, wenn er in den Ferien nach Hause kam. Er brachte Geschenke mit und sparte an nichts, um uns zwanzig Tage oder einen Monat gut ernährt zu wissen.

Einmal hatte er uns über den Wunsch meiner Mutter abstimmen lassen, an einen anderen Ort als Dersim zu ziehen. Außer meiner Mutter und meinem großen Bruder unterstützten wir alle meinen Vater. Wir wollten in keine andere Stadt gehen, das hatte für uns keine Anziehungskraft. Für meinen Bruder hingegen war es gleichgültig. Er war sowieso ständig unterwegs, ein Umherziehender. Manchmal dachte ich, dass er großes Glück hatte. Er war sehr ordentlich und sauber. Was das Thema Sauberkeit betrifft, habe ich mir vieles bei ihm abgeguckt, so auch das dreimal tägliche Zähneputzen und vor allem abends vor dem Schlafengehen.

Eines Tages sagte mein Bruder beim Frühstück zu mir: »Steh auf, wasch mein Hemd und setz dich dann hin!«. Er hatte sein Hemd gerade erst ausgezogen und ich hätte es sowieso später gewaschen. Aber jetzt saßen wir beim Frühstück. Meinen Vater machte es wütend, dass er mich so anfuhr und zum Aufstehen bewegen wollte. Weil er Schichtdienst hatte, konnten wir nur eine Woche lang morgens gemeinsam frühstücken. Die anderen Wochen hatte er andere Anfangszeiten. Es war selten, dass wir alle drei zusammen waren. Eigentlich gab es auch noch andere Probleme. Meinem Vater gefiel die Lebensweise meines Bruders nicht. Das sagte er ihm zwar nicht offen ins Gesicht, aber er ließ es ihn durch bestimmte Verhaltensweisen spüren. Mein Bruder war sich dessen bewusst. Die Geduld meines Vater wurde durch sein spätes Nachhausekommen, sein gelegentliches Wegbleiben, seinen verschwenderischen Umgang mit Geld und andere Angewohnheiten strapaziert. An jenem Tag riss ihm der Geduldsfaden. Auf die Worte meines Bruders schleuderte mein Vater einen Glasaschenbecher gegen die Wand und sagte: »Du Sohn eines Esels, hast du denn gar kein Gewissen? Sie macht die gesamte Hausarbeit, sie bedient deine und meine Freunde, sie macht

46 Bezeichnung für die Menschen, die zum Arbeiten nach *Almanya* (Deutschland) gegangen sind

nicht eine Minute Pause. Was soll die Eile, du hast das Hemd gerade erst ausgezogen, jetzt warte ab, sie soll erstmal frühstücken und es dann waschen!« Mit diesen Worten stand er vom Tisch auf.

Der Aschenbecher war direkt am Kopf meines Bruders vorbei geflogen und an der Wand zersplittert. Hätte er seinen Kopf nicht gesenkt, wäre sein Schädel gebrochen. Ein solches Verhalten meines Vaters hatte mein Bruder überhaupt nicht erwartet. Er war sehr betroffen und weinte schluchzend. Auch er stand vom Tisch auf. Nur ich war übrig geblieben. Aber ich brachte keinen Bissen mehr herunter und ließ das Frühstück stehen. Wie sollte es jetzt weitergehen? Mein Vater hatte die Wohnung verlassen. Zu meinem Bruder konnte ich nicht gehen. Aber all das war meinetwegen passiert. Ich war bedrückt und konnte das Weinen meines Bruders nicht ertragen. Als ich zu ihm ging und ihn bat, damit aufzuhören, wurde er zu meiner Überraschung nicht wütend. Ich wusste, warum er weinte, und mein Vater hatte Recht, wenn er sich über ihn ärgerte. »Das mit dem Aschenbecher hätte nicht sein müssen«, dachte ich mir. Mein Bruder fragte sich, wo mein Vater hingegangen sei und wollte, dass ich im Park am Kanal nachschaute. Wenn er wütend war, nannte er meinen Vater »Alter«:

»Der Alte zieht los und handelt sich Ärger ein«, brachte er seine Besorgnis zum Ausdruck.

Mein Vater war sensibel. Für ihn selbst war es unerträglich, sich so gegen seinen geliebten Sohn verhalten zu haben. Ich rannte aus dem Haus und lief in den Park. Als ich meinen Vater auf einer Bank sitzen sah, freute ich mich. Nachdem wir ein bisschen spazieren gegangen waren, nahm ich ihn am Arm und führte ihn nach Hause. Er küsste meinen Bruder und sie schlossen Frieden. Natürlich entschuldigte sich auch mein Bruder. Plötzlich herrschte eine ganz andere Atmosphäre. Ich freute mich sehr darüber. Mit dieser Freude krempelte ich meine Ärmel hoch und begann, das Hemd zu waschen. Ich wollte nie wieder etwas Schmutziges liegen lassen. Am allermeisten fürchtete ich Streit in der Familie. Das war schrecklich für mich.

In Deutschland übergab mein Vater mir die Verwaltung des Geldes. Er brachte mir seinen Lohn und sagte: »Nimm das Geld und mach damit, was du willst, aber mach es nicht wie Haydar!«

Ich schickte möglichst viel davon nach Hause nach Dersim. Wir konnten höchstens dreihundert Mark schicken, selten waren es auch fünfhundert, wenn es mehr Kindergeld gab oder mein Vater Überstunden gemacht hatte. Ich gab meinem Bruder und meinem Vater Taschengeld und machte die Wocheneinkäufe. Außerdem probierte ich eine Spardose aus. Es zeigte Erfolg, dass ich sparsam mit dem Geld umging. Aber es kam sehr viel Besuch zu uns. Jeder von uns hatte einen eigenen Freundeskreis, und einige kamen ständig. Schließlich waren mein Bruder und ich immer zu Hause. Wir hatten also einen weiten Bekanntenkreis und dementsprechend stiegen auch unsere Ausgaben. Kaum jemand zeigte dafür Verständnis. Wir selbst gingen selten aus. Unsere häufigsten Gäste waren die Geschwister Güngör aus Nazimiye, von denen einige geizig waren und sich fast nie zu Hause aufhielten. Ein Bruder hatte eine Deutsche geheiratet und zwei Kinder bekommen.

Ich war zu Neujahr fünfzehn Jahre alt geworden. Mein Vater meldete meinen Bruder und mich bei einem Sprachkurs an. Deutsch war auch meine Fremdsprache in der Mittelschule gewesen. Mein Bruder hatte Englisch gelernt. Für meinen Bruder war die Sprache eigentlich wichtiger, aber er lernte sowieso im Alltagsleben deutsch. Er hatte auch deutsche Freunde und fuhr häufig nach Ostberlin. Unsere SchulkameradInnen waren verschiedener Herkunft, sie stammten aus İstanbul, Çanakkale, Kayseri, Sivas und Dersim. Ich war die Jüngste. Mein Bruder zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Seinetwegen suchten die jungen Mädchen Kontakt zu mir. Sie dachten erst, ich wäre seine Freundin, und lehnten mich ab. Als sie erfuhren, dass ich seine Schwester war, kamen sie auf mich zu.

Einige der Freunde meines Bruders waren Linke, Revolutionäre. Wenn sie zu uns zu Besuch kamen, beschäftigten sie sich viel mit mir. Es interessierte mich, wenn sie vom Sozialismus, von den unterdrückten und den herrschenden Klassen sprachen. Sie brachten mir Kampflieder bei. Das erste, das ich lernte, ging so:

»Jandarma, wir sind Sozialisten
Wir kommen in Freundschaft
Mit uns kannst du dich befreien
Reiche uns die Hand«

Der junge Mann, der mir das Lied beibrachte, stammte aus Elazığ. Er war älter als mein Bruder und sagte, er sei von der TKP. Mein Bruder ging auch in linke Vereine.

In dem Viertel, in dem wir wohnten, waren eines Abends Parolenrufe zu hören. Ich kam vom Einkaufen und wollte mit meinen Tüten sofort loslaufen, um zu sehen, was los war. Aufgeregt ließ ich die Nachbarstochter, mit der ich unterwegs war, zurück und lief los. Ich dachte mir, es müssten Revolutionäre sein. Etwas anderes kam mir gar nicht in den Sinn. Aber als ich mich näherte, hörte ich einen faschistischen Marsch. Ich war wütend und enttäuscht.

Einer in der ersten Reihe trug ein Bild mit einem Wolf in der Hand, dem Zeichen der Faschisten. Mit den Händen machten sie das Wolfszeichen. Ich bereute, dass ich so gerannt war und sagte mit leiser Stimme: »Diese niederträchtigen Kerle!«. Als ich nach Hause kam, erzählte ich meinem Vater von der Demonstration der Türkeş[47]-Anhänger. Mein Vater sagte, dass sie einen eigenen Verein hätten und staatliche Unterstützung erhielten.

In den Briefen, die wir aus Dersim bekamen, wurde manchmal über die dortigen Ereignisse berichtet, aber es wurde nicht sehr offen geschrieben. Auch in den Zeitungen *Hürriyet* und *Yeni Asır*, die wir manchmal kauften, war von gewalttätigen Auseinandersetzungen und Schießereien die Rede. In Dersim-Vartinik waren bei einer Schießerei Leute ums Leben gekommen und es hatte Festnahmen gegeben. Die InternatsschülerInnen am dortigen Gymnasium und die StudentInnen der Lehrerschule waren überwiegend faschistisch eingestellt. Sie kamen aus Orten wie Erzurum und Elazığ.

Auch an den Schulen und Universitäten kam es zu Auseinandersetzungen. Mein Vater war froh, dass mein großer Bruder bei ihm war. Die anderen waren noch klein, und mein Vater war der Ansicht, dass sie mit derartigen Dingen noch nichts zu tun hätten.

Mich interessierten die Entwicklungen in Dersim sehr, gerade weil ich sie nur aus der Entfernung verfolgen konnte. Dabei konnte ich

---

47 Alparslan Türkeş (* 1917 in Nikosia, Zypern, † 1997 in Ankara) war ein neo-faschistischer, rechtsextremer türkischer Politiker und Gründer der paramilitärischen Organisation »Graue Wölfe«.

lediglich Vermutungen anstellen, weil die Briefe sehr vage blieben. In Dersim gab es eine hitzige Jugend. Mit dem Namen Tunceli wurde immer Fortschritt und Revolution assoziiert. Es reichte schon aus zu sagen, dass jemand aus Tunceli stammte, dann wurde angenommen, derjenige sei leicht für die revolutionäre Arbeit zu gewinnen. Auch wir wurden so fast automatisch zu revolutionären Linken, das gehörte bei Menschen aus Tunceli einfach dazu.

Eines Tages fand eine Kulturveranstaltung in einem Verein in Berlin statt. Die Freunde meines Bruders hatten davon erzählt, und ich ging gemeinsam mit meinem Bruder und meinem Vater hin. Der Saal war überfüllt. Es waren auch Fremde da, also Deutsche und Angehörige anderer Völker, das machte die Sache noch interessanter. Mein Bruder stand von Zeit zu Zeit auf und ging zu seinen Freunden, die umherliefen oder an der Tür standen. Wieder verspürte ich Freude, weil ich dachte, dass mein Bruder heimlich auch in diese Dinge verwickelt sei und es bloß vor uns verbarg.

Bei der Veranstaltung wurde ein Theaterstück aufgeführt. Darin kam eine Szene vor, in der ein junger Mann mit gefesselten Händen von türkischen Soldaten geschlagen und abgeführt wurde. Der junge Mann blutete und stöhnte, die Soldaten hörten nicht auf, ihn zu schlagen. Ich war so betroffen, dass ich plötzlich aufstand und rief:

»Schlagt doch zu, so leicht sterbe ich nicht
Im Ofen ist meine zu Asche gewordene Glut
In meinem Bauch mein Wort, für den, der es versteht«.

Alle drehten die Köpfe und schauten mich an. Sie dachten, dass mein Gedicht Teil des Stückes gewesen sei. Mein Vater und mein Bruder waren völlig überrascht und fragten sich, was mit mir los sei. Dabei mussten sie lächeln. Mein Vater strich mir über die Haare. Sie machten sich liebevoll über mich lustig und fragten, ob ich heimlich etwas getrunken habe. Während der Pause kamen einige Freunde meines Bruders auf mich zu und gratulierten mir. Sie gaben mir die Adresse ihres Vereins und forderten mich auf, öfter dorthin zu kommen. Aber ihr Verhalten wirkte nicht besonders anziehend auf mich. Ich fand, dass sie es sich zu einfach machten, so nach dem Motto: »Da haben wir noch eine gefunden«.

Ich wusste noch nicht, was revolutionär wirklich bedeutet. Sowohl die theoretisch-ideologische Dimension als auch die praktisch-organisatorische Arbeit waren mir fremd. Mich beeindruckten lediglich einige allgemeine Wahrheiten, es mangelte bei mir an Informationen und Bewusstsein. Ich wollte nicht auf Wunsch anderer Revolutionärin werden oder irgendeiner Fraktion beitreten, ohne wirklich selbst davon überzeugt zu sein. Das war kein bewusster Gedankengang, aber so war es von Anfang an. Mein Selbstbewusstsein wuchs jedoch.

Meine Familie und mein Umfeld waren der Linken gegenüber und auch im sozialen Leben aufgeschlossen. Wir waren einander sehr verbunden und in unserer Familie herrschten Ordnung und Disziplin. Gleichzeitig gab es autonome Beziehungsformen, bei denen die demokratisch und humanistisch veranlagte Persönlichkeit meines Vaters eine große Rolle spielte. Für meinen Bruder als ältesten Sohn der Familie war es ohnehin kein Problem, eigene Entscheidungen zu treffen und sich sein Umfeld selbst auszusuchen. Aber auch ich als Mädchen wurde nicht unter Druck gesetzt oder mit besonderen Verboten belegt. Im Gegensatz zu meiner Mutter zeigte mein Vater mir offen seine Liebe und Wertschätzung. Das konnte ich deutlich spüren.

Obwohl das Leben in Europa in gewisser Hinsicht einfach war, hatte es für mich keine Attraktivität. Berlin war eine riesige Stadt mit riesigen Gebäuden und einer Bevölkerung, die in allen Dingen anders war. Auf den ersten Blick kamen mir einige Sachen merkwürdig vor. Als wir zum Beispiel gerade erst aus dem Flugzeug gestiegen waren und an der Haltestelle warteten, küssten sich einige Paare ganz offen. Mir war das peinlich und ich senkte den Kopf, vor allem, weil mein Vater und mein Bruder dabei waren. Und dann gab es auf dem Weg zu dem türkischen Geschäft, in dem wir unsere Einkäufe erledigten, ein Lokal für Hunde. Verärgert beobachtete ich jedes Mal, wenn ich dort vorbeikam, die alten Frauen und Männer, die hineingingen. Die Frauen hatten angemalte Lippen und trugen Hüte mit Federschmuck, Pelze, Gehstöcke oder Schirme. Auf der anderen Seite war es schön, dass die Alten ein Haus hatten und gepflegt waren. Bei uns will niemand alt werden. Die Menschen wünschen sich »eine Handvoll guter Erde« von Düzgün Baba, bevor sie alt und gebrechlich werden.

Ich war ein junges Mädchen und tat, was mir gefiel. Ich wollte niemanden nachahmen und tendierte dazu, nicht das zu tun, was alle taten, sondern nur das, von dem ich wirklich überzeugt war. Zwar achtete ich darauf, niemanden zu kränken und die Meinung anderer zu respektieren, aber am wichtigsten war mir meine eigene Meinung. Ich war recht eigensinnig. Schminke und aufgetakelte Kleidung interessierten mich nicht. Da ich jedoch meine extrem lockigen Haare nicht mochte, setzte ich manchmal eine Perücke auf. Als mein Vater mich das erste Mal mit Perücke sah, sagte er: »Herzlich Willkommen, wo ist denn Sakine?« Erst dann erkannte er mich und wir brachen in Gelächter aus. Mein Vater, mein Bruder und viele Freundinnen und Freunde mochten allerdings meine Locken und meinten, dass ihre Natürlichkeit mir besser stehen würde. Mit dieser Perücke fuhr ich später nach Dersim zurück.

die kurdische identität ergab in verbindung mit einem revolutionären bewusstsein einen sinn

Gemeinsam mit meinem Vater besuchte ich eine weitere Veranstaltung. Uns war, als ob eine geheime Kraft uns organisieren würde. Dabei lief eigentlich alles wie von selbst. Es war Teil unserer Familienkultur, neuen Dingen gegenüber aufgeschlossen zu sein. Wir waren nicht konservativ. Dadurch ergaben sich wie von selbst neue Kontakte. Die Veranstaltung war von der I-KDP[48] organisiert, mein Vater wusste nicht genau, um was für eine Art Veranstaltung es sich handelte. Ihm hatte die Information ausgereicht, dass es eine kurdische Veranstaltung sei. Ein kurdisches Bewusstsein hatten wir damals noch nicht. Wir bezeichneten uns als alevitisch. Es gab keine kurdische Identität im Pass, im Ausweis, in Arbeitsverträgen oder staatlichen Behörden. Unabhängig davon, ob man aus Tunceli, Kayseri oder Trakya stammte, wurde jede Bürgerin und jeder Bürger der Republik Türkei als Türke bezeichnet. Und es war auch nicht so wichtig. Niemand war auf der Suche nach nationalen Wurzeln. Auch

---

48 Demokratische Partei Kurdistan-Iran

in der revolutionären Linken wurde kein Unterschied gemacht. Aber Ali Gültenkin und Kemal Burkay waren in Dersim für ihr ausgeprägtes kurdisches Bewusstsein bekannt. Sie wurden abfällig als »Kurdentümler« bezeichnet. Es gab ein Buch von İsmail Cem über die »Probleme im Osten«. Wir stammten ja aus dem Osten, deshalb interessierte uns das. Ansonsten wurde von Kurden überhaupt nicht gesprochen. Was führte meinen Vater auf diese Veranstaltung? Er war ein Arbeiter, hatte Kinder, eine Familie, der er sehr verbunden war. Aber er hatte eine Schule besucht. Auch wenn es nur die Grundschule gewesen war, hatte sie zu seiner Aufklärung beigetragen. Und er war beinflusst vom Wesen des Alevitentums, war flexibel und ergriff die Initiative, mehr noch als mein Bruder. Mein Bruder war ruhiger und zog mit seinem Verhalten nicht viel Aufmerksamkeit auf sich.

Wir gingen zu dritt zu der Veranstaltung. Ich trug meine Perücke, einen langen schlichten Rock und eine Bluse. Aber die Veranstaltung war ganz anders als wir erwartet hatten. Alle trugen Nationalkleidung. Selbst die Ausländer hatten unsere traditionelle Kleidung angezogen. Es herrschte eine farbenfrohe Ausgelassenheit. Der Saal war nicht besonders groß und erinnerte eher an ein Lokal. Es wurde kurdisch und deutsch gesprochen. Der Moderator trug ein Hemd, einen *şalvar*[49] und auf dem Kopf ein *kefiye*[50]. Wir verstanden nur ein paar Wörter auf kurdisch. Meine Vater konnte auch ein bisschen die deutsche Übersetzung verstehen.

Es wurde ein Video über die Barzani[51]-Bewegung und Mahabat[52] gezeigt, in dem von Atatürk[53], Dersim, Şêx Seîd und Koçgiri[54] gesprochen wurde. Als von Dersim und dem Genozid die Rede war,

---

49 Traditionelle kurdische Pluderhose

50 Traditionelles kurdisches Tuch

51 Mustafa Barzani (* 1903 in Barzan, damals Osmanisches Reich; † 1979 in Washington, D.C.), Vater von Masud Barzani, war von 1946 bis zu seinem Tod Vorsitzender der Kurdischen Demokratischen Partei (KDP) im irakischen Teil Kurdistans.

52 Die Republik Mahabad (offiziell: Republik Kurdistan, kurdisch *Komara Kurdistan*) war der einzige kurdische Nationalstaat. Er wurde im Nordwesten des zu jenem Zeitpunkt teils von Großbritannien, teils von der Sowjetunion besetzten Iran gegründet und bestand vom 22. Januar bis zum 16. Dezember 1946.

53 Mustafa Kemal (* 1881 in Selânik, heute Thessaloniki; † 1938 in Istanbul), seit 1934 Atatürk genannt, war Begründer und erster Präsident der Republik Türkei

54 Der Koçgiri-Aufstand fand 1920 in der Provinz Sivas mit der Forderung nach einem unabhängigen Kurdistan statt.

waren aneinander gekettete Menschen mit geschorenen Köpfen zu sehen. Dann wurde hauptsächlich von den Peschmerga[55] geredet. Der Film zeigte auch Kriegs- und Gefechtsszenen. Es war 1974 und die Peschmerga leisteten Widerstand gegen das irakische Regime. Auch der Faschist Saddam war zu sehen. Aber öfter noch wurde Mustafa Barzani gezeigt. Er war in den Bergen und gekleidet wie ein Peschmerga, mit *raxt*[56] und *şutik*[57] um die Hüfte.

Den tiefsten Eindruck an jenem Abend hinterließ bei mir ein Lied, dessen eine Zeile ich noch lange Zeit ständig auf den Lippen hatte: »*Bîrnakim ha bîrnakim, riya Lenin bîrnakim*[58]«. Es wurde von allen gemeinsam im Chor gesungen. Danach wurden noch weitere kurdische Lieder in Saz-Begleitung gespielt. Zum Schluss tanzten alle *halay*[59]. Mein Vater war nicht zu halten, vor allem, weil sein Sohn und seine Tochter dabei waren. Ich wollte jedoch nicht tanzen, mir war eher zum Weinen zumute, weil ich keine kurdische Kleidung trug. Mein Vater lachte und sagte: »Woher sollte ich denn wissen, dass alle in traditioneller Kleidung kommen. Und auch wenn ich es gewusst hätte, wo hätte ich denn plötzlich ein Kleid für dich finden sollen. Dein langer Rock ist auch schön, komm, lass uns tanzen!«

Aber er konnte meine Sturheit nicht brechen. Was war das plötzlich für eine Scham, warum war mir das auf einmal so wichtig? Dabei hatte ich mich früher meiner kurdischen Herkunft geschämt. Mir war es peinlich gewesen, nicht gut türkisch zu können, und dass meine Mutter nicht wie eine Türkin sprach. Jetzt schämte ich mich, weil ich keine kurdische Kleidung, diese farbenfrohen Gewänder, die Ausdruck kurdischer Identität sind, trug und mich anders fühlte als die anderen. Es war vielleicht sehr profan, aber es war diese Scham, die mein Interesse an der kurdischen Identität weckte.

---

55 Peschmerga (kurdisch: *Pêşmerge* – Die dem Tod ins Auge Sehenden) ist der kurdische Begriff für die irakisch-kurdischen Kämpfer. Der Begriff Peschmerga existiert seit den 1920er Jahren. Als Peschmerga bezeichnen sich insbesondere die bewaffneten Einheiten der südkurdischen Parteien KDP und PUK.

56 Munitionsgürtel

57 Traditionelles Hüfttuch

58 Kurdisch für: Vergiss nicht, vergiss nicht den Weg von Lenin

59 Traditioneller Rundtanz

Der Besitzer des Hauses, in dem wir wohnten, war schwer krank geworden. Bis dahin wusste ich nur von einem Sohn und einer Tochter. Jetzt erfuhren wir, dass er noch eine Tochter in Ostberlin hatte, sein ältestes Kind. Ein Teil der Familie befand sich in der einen Hälfte von Berlin, ein Teil in der anderen. Beide Hälften hatten verschiedene Regierungen. Wie mochte es wohl sein, in einem sozialistischen Land zu leben? Mein Bruder fuhr häufig nach Ostberlin, aber ich bekam nicht viel davon mit. Ich hatte durch ein Fernrohr von einem Turm an der Mauer über die Stadt geschaut, aber einen Unterschied hatte ich nicht erkennen können. Die Ruinen entlang der Mauer wurden wieder hergerichtet. Es gab einen breiten Streifen entlang der Mauer, der auf großen Schildern als Gefahrenzone ausgewiesen wurde. Auf der Mauer war elektrischer Stacheldraht. So sah also eine Grenze zwischen zwei Staaten aus.

Die Tochter unseres Hausbesitzers hatte über das Konsulat einen Antrag gestellt und es geschafft, in den Westen zu kommen. Ich war neugierig und aufgeregt, erstmalig einen Menschen zu sehen, der im sozialistischen System lebte. Wir luden sie zu uns nach Hause ein und stellten ihr haufenweise Fragen. Was war Gleichheit, was Freiheit? Wie war ihr eigenes Leben und wie war es gelungen, den Unterschied zwischen Armen und Reichen aufzuheben? Wir fragten sie zu allen möglichen Themen aus und sie gab uns Antworten. Sie sagte, dass sie eine Wohnung und ein Auto habe. Jeder habe Arbeit und es sei nicht einfach, die Spuren des Krieges zu überwinden. Der Unterschied zu ihren Geschwistern war deutlich. Sie wirkte reifer, gesetzter und bewusster. Die anderen machten einen leichtfertigeren Eindruck.

Mein Vater ging die Angelegenheit mit Humor an. Er hatte schon früher immer Witze gerissen, wenn von dem Kurdentum von Ali Gültekin, von Sozialismus oder Kommunismus gesprochen wurde. In Anspielung auf Onkel İbrahim aus dem Dorf Tahtı Halil sagte er dann: »Wenn ihr einen kurdischen Staat gründet, macht ihr *Ape*[60] İbrahim zum Präsidenten!«. Auch heute lachte er über unsere ungeduldige Fragerei und unser Interesse am Sozialismus: »Ich kann euch

60 Kurdisch für: Onkel

auch ein Auto kaufen. Wenn das Sozialismus bedeutet, ist es ganz einfach!« Unser Übereifer störte ihn.

Für uns war es schön, von einem Menschen, der in einem solchen Land lebte, etwas über den Sozialismus zu erfahren, über den wir so viel diskutiert und den wir in Liedern besungen hatten, auch wenn es nur begrenzte Informationen waren. Es bedeutete, dass der Sozialismus kein Traum war, sondern dass er umgesetzt werden konnte, wenn dafür gekämpft wurde. Ich hatte noch keine Bücher gelesen, die direkt davon handelten, aber es gab ein konkretes Beispiel. Ostdeutschland lag direkt vor der Tür, mit einer Genehmigung konnte man dorthin fahren. Ich wollte Ostberlin nur zu gerne sehen, aber mein Bruder schüttelte mich jedes Mal ab, wenn er sich auf den Weg dorthin machte. Es reichte mir nicht aus, Ostdeutschland von der Mauer aus zu betrachten. Dieses Land blieb für mich ein Geheimnis. Es musste irgendwie anders sein und ich wollte es mit eigenen Augen sehen. Obwohl das eigentlich möglich war, hatte ich meinen Wunsch bislang nicht erfüllen können. Die Vorstellung, dass Sozialismus umsetzbar war und im Sozialismus die Zukunft lag, blieb in mir immer lebendig.

Mein Vater arbeitete in drei Schichten, was sehr anstrengend war. Darunter litt auch seine Gesundheit. Er wurde krank und musste ins Krankenhaus. Durch seine Arbeit wurden neun Personen ernährt. Es war ungerecht. Manchmal konnte ich es nicht aushalten und weinte. Wenn er von der Arbeit kam, fiel es ihm schwer, die Treppe im Haus hinaufzusteigen. Ich verfluchte den Wecker, der morgens klingelte. Meistens verließ mein Vater das Haus ohne zu frühstücken. Manchmal nahm er Essen mit, das ich zubereitet hatte. Dann freute ich mich. Es machte mich auch glücklich, die Lieblingsessen meines Vaters zu kochen, weil ich dann das Gefühl hatte, einen Beitrag geleistet zu haben. Aber es reichte mir nicht, nur für Essen und Sauberkeit zu sorgen. Eines Tages wurde ich wütend und fragte, ob ich eine Dienerin sei. Aber auch das änderte nichts. Damit wollte ich auch nicht sagen, dass es mir etwas ausmachte, meinem Vater und Bruder zu dienen. Es kamen viele Leute zu Besuch. Darunter waren solche, die uns auszunutzen schienen. Sie kamen ohne irgendeinen Anlass.

Ich war auch wütend, weil mein Vater meinen Vorschlag abgelehnt hatte, arbeiten zu gehen. Er sagte: »Was werden die Leute sagen! İsmail hat seine kleine Tochter mitgenommen, um sie arbeiten zu lassen! Was ist, wenn dir irgendetwas passiert im Land der Ungläubigen? Du siehst es doch selbst, die Straßen sind voll von Vagabunden und Trinkern. Das kommt überhaupt nicht in Frage!«.

Der Deutschkurs, den wir besuchten, brachte nicht viel. Den Unterrichtsstoff hatte ich bereits in der Mittelschule durchgenommen. Und wir redeten sowieso meistens türkisch im Unterricht. Einige der Mädchen gingen nur so in den Kurs, ohne die Absicht, wirklich deutsch zu lernen. Manchmal schloss sich mein Bruder ihnen an und sie gingen gemeinsam aus. Dann ging ich alleine nach Hause. Als mein Vater das merkte, wurde er wütend. Mein Bruder hatte eine Zeitlang eine Freundin, die aus dem Iran stammte, eine iranische Kurdin. Mein Vater mochte sie sehr, aber die Freundschaft hielt nicht lange, weil mein Bruder sie nicht heiraten wollte. Er war wählerisch und setzte hohe Maßstäbe. Dass er trotzdem soviel mit Mädchen zu tun und öfter neue Freundinnen hatte, fand ich nicht richtig. Es waren vorübergehende und unaufrichtige Beziehungen, die niemandem nutzten. Als ich ihn einmal darauf ansprach, wurde er wütend und sagte, ich solle mich nicht einmischen. Auch mein Vater brachte von Zeit zu Zeit seine Bedenken zur Sprache. Es gab eine Sorte von Freundschaften, die einen Menschen im riesigen Europa zu Fall bringen konnte.

Zu der deutschen Frau von Ali aus Mazgirt hatten wir guten Kontakt. Sie sprach ein bisschen türkisch, ich ein bisschen deutsch, damit konnten wir uns einigermaßen verständigen. Mir erschien es sinnlos, nicht zu arbeiten und nichts zu tun zu haben. Deshalb gefiel es mir nicht mehr, in Deutschland zu sein. Berlin war zwar eine schöne Stadt, aber die Parks und großen Geschäfte befriedigten mich nicht. Selbst die Seen und Hügel in den Parks waren künstlich. Es gab künstliche Wege, künstliche Berge und künstliche Flussläufe. Ich vermisste die Wälder und Dörfer in Dersim, ich vermisste den Munzur.

Natürlich gab es auch in Berlin schöne Stellen. Ich freute mich, dass unser Viertel in der Nähe eines Parks war, durch den ein Kanal

verlief. Es gefiel mir, über die Grünflächen, den sauberen Rasen und Erdboden zu laufen.

Ich fragte unsere deutsche Nachbarin, ob sie mir helfen könne, neben dem Deutschkurs eine Arbeit zu finden. Sie willigte ein und gemeinsam fragten wir an mehreren Stellen nach Arbeit. Schließlich fanden wir etwas in einem kleinen Laden, der sich in einem Einkaufszentrum befand. Es war keine schwere Arbeit. Ich musste nur einmal wöchentlich die Einkaufskörbe stapeln und für Ordnung sorgen. Ich hatte mir eine Schulbescheinigung besorgt, Ausweis, Foto und Aufenthaltserlaubnis hatte ich sowieso. Es fehlte nur noch die Erlaubnis meines Vaters. Wie lange hätte ich heimlich ohne seine Genehmigung arbeiten können?

In jenen Tagen erfuhren wir aus einem Brief aus Dersim, dass meine Mutter wieder schwanger war, was mich wütend machte. In meinem Ärger sagte ich zu meinem Vater: »Es reicht! Was wollt ihr mit so vielen Kindern?« Auch mein Bruder war wütend. Meinem Vater war die Angelegenheit ein bisschen peinlich, und er gab uns Recht. Aber es war nunmal passiert.

Mein Vater verbot mir zu arbeiten. Zornig sagte ich zu ihm: »Dann schick mich wieder zurück, ich will nicht länger hier bleiben«. Mein Vater versuchte alles, um mich davon zu überzeugen, bei ihm zu bleiben. Immer wieder betonte er, wie wichtig es ihm sei, bei seiner Heimkehr ein warmes Essen vorzufinden und seine Kinder zu sehen. Aber schlussendlich stimmte er zu, dass es besser wäre, wenn wir heimkehrten.

rückkehr nach dersim

Der Beschluss, nach Dersim zurückzukehren, besserte meine Stimmung. Ich wurde vor allem zurückgeschickt, um meiner Mutter behilflich zu sein. Aber ich wollte nicht mehr auf kleine Kinder aufpassen und Windeln waschen. Es war schwierig genug gewesen, die Zwillinge großzuziehen. Jetzt würden wir acht Geschwister sein. Meine Eltern ärgerten sich einerseits über die vielen Kinder, andererseits machten sie ständig neue. Das machte mich wütend. Aber

ich freute mich sehr darauf, wieder nach Dersim zurückzukehren. Ich wollte endlich weiter zur Schule gehen. Elf Monate war ich dem Unterricht fern geblieben.

Innerhalb dieses einen Jahres war ich gewachsen. Mein Körper hatte sich verändert. Ich hatte viel gesehen und erlebt. In der Schule hatte ich ein Jahr pausiert, aber es war nicht umsonst gewesen.

Bei der Ankunft in Dersim war ich aufgeregt. Niemals war ich so lange weg gewesen. Mein Bruder war mehr daran gewöhnt. Als wir aus dem Bus stiegen, guckten uns alle Leute an. Es war mir nicht bewusst, aber mit meiner blonden Perücke und den Schlaghosen zog ich die Aufmerksamkeit auf mich. Ich wurde für eine Deutsche gehalten. Nie hätte ich gedacht, dass so etwas passieren könne. Die Leute verhielten sich distanziert. Ich konnte nicht begreifen, warum sich meine Bekannten so unterkühlt verhielten und war enttäuscht.

Bevor wir in unserem Viertel ankamen, hatte meine Mutter bereits die Information erreicht, dass Haydar und ein deutsches Mädchen gekommen seien. Die Nachbarkinder, Frauen aus der engeren Verwandtschaft und meine Mutter kamen uns entgegen. Bis ich direkt vor ihr stand, erkannte meine Mutter mich nicht. Ihre Verblüffung hielt an, bis ich sagte: »Mutter, ich bin es, erkennst du mich nicht?« Niemand war auf die Idee gekommen, dass ich eine Perücke tragen würde. Nach den elf Monaten Abwesenheit hatte niemand eine vollkommen veränderte Sakine erwartet. Ich benahm mich, als ob alles ganz normal sei. Die Leute gewöhnten sich innerhalb kurzer Zeit an meine Perücke, obwohl ich sie nicht immer aufsetzte und später ganz ablegte.

Dersim hatte sich in unserer Abwesenheit verändert. Nach Deniz, Mahir und den anderen war jetzt die Gruppe um İbrahim Kaypakkaya im Gespräch. Es wurde darüber geredet, wie Männer aus der Gruppe in verletztem Zustand hinter einem Jeep hergezogen und ihre Leichname der Bevölkerung vorgeführt wurden, um Angst und Schrecken zu verbreiten. Es wurde viel über Folter gesprochen. Ali Haydar Yıldız war erschossen worden. İbrahim Kaypakkaya war von einem Lehrer und Gemeindevorsteher, in dessen Haus er sich verletzt geflüchtet hatte, verraten und von der Polizei festgenommen worden. Er wurde im Kerker von Diyarbakır zu Tode gefoltert.

Voller Schmerz und Wut wurde berichtet, dass ihm die Finger- und Fußnägel gezogen und dann die Finger abgeschnitten worden seien. Er wurde als ein Held bezeichnet, der lieber gestorben sei, als Verrat zu begehen. Im Gedenken an Kaypakkaya und Ali Haydar Yıldız wurden auch Lieder verfasst.

Auch in der Lehrerschule in Dersim war etwas passiert. Es hatte eine gewalttätige Auseinandersetzung zwischen den Faschisten, die in einer Pension lebten, und den Revolutionären gegeben. Dabei soll sogar der untere Stadtteil angegriffen und der Gouverneur geohrfeigt worden sein. Das war im Jahr 1974.

Eine Weile erlebte ich es zu Hause als Vorteil, frisch aus Deutschland gekommen zu sein. Meine Mutter bemühte sich, mich in Ruhe zu lassen. Es war anders als früher. Ich war dabei, mich in eine junge Frau zu verwandeln, und das hatte offenbar seinen Nutzen. Die jungen Mädchen aus der Umgebung hatten andere Beziehungen zu ihren Müttern. Die Mütter zwangen ihren Töchtern nicht an jedem Punkt ihren Willen auf. Sie konnten bei vielen Themen selbst entscheiden, mussten ihre Mütter nicht mehr überall hin begleiten und hatten einen eigenen Freundeskreis, den sie auch nach Hause einluden. Perihan, Cemile und Nimet waren in meinem Alter.

Auch meine Mutter sah, dass ich groß geworden war. Es freute sie, wenn die Leute aus unserem Umfeld Gefallen an mir fanden, aber gleichzeitig versuchte sie gerade deshalb, mich vor möglichen Gefahren zu schützen. In alles mischte sie sich ein, von meiner Kleidung bis zu meiner Frisur. Überall wollte sie mir ihren Willen aufdrängen. Wir stritten uns viel, auch wenn sich im Ergebnis nichts änderte. Meine Mutter jammerte ohne Unterlass. Das war eine abstoßende Eigenart von ihr, die mich zur Weißglut bringen konnte. Sie kümmerte sich nicht darum, ob der Moment oder der Ort passend waren, um ihre Beschwerden hervorzubringen.

Durch ihr Verhalten wurde ich immer sturer und rebellischer. Sie brachte mich dazu, gar nichts mehr von dem zu tun, was sie mir sagte. Oder ich tat aus Wut gegen meinen Willen und zu meinem eigenen Nachteil das, was sie von mir wollte, um sie zufrieden zu stellen. Aber auch das nützte nichts. Zum Beispiel wollte ich mit

meinen Freundinnen ins Kino oder irgendwo anders hin und hatte lange gefleht und gebettelt, um die Erlaubnis zu bekommen. Als ich gerade los wollte, änderte sie ihre Meinung wieder. Ich gab auf. Meine Freundinnen waren traurig. Auch ihren Müttern tat ich leid und sie ärgerten sich über meine Mutter, die mich daraufhin selbst anflehte, ich möge doch bitte gehen. Aber ich ließ mich nicht mehr von ihr umstimmen. Die Beziehung zwischen uns war bemerkenswert. Ständig hatten wir Streit. Vielleicht glaubte sie, dass sie ihre Tochter eben mehr liebe und an sie dachte, als andere Mütter das taten. Aber das ist doch keine Liebe, wenn man jemandem ständig den eigenen Willen aufdrängt. Was hatte sie davon, dass alle dauernd wütend auf sie waren? Sie erreichte mit ihrem Verhalten nicht, dass meine Liebe und Verbundenheit zu ihr größer wurden, sondern im Gegenteil nur, dass meine rebellische Seite in den Vordergrund trat.

Da meine Vater nicht zu Hause war, trug sie eine schwere Verantwortung. Es war eine doppelte Last für sie, uns nicht nur Mutter zu sein, sondern auch den Vater zu ersetzen. Wir waren eine große Familie, die ernährt werden wollte. Alle Kinder gingen zur Schule. In unserer Umgebung gab es Unruhen. All das löste bei meiner Mutter den Reflex aus, uns zu kontrollieren und vor »schlechten Angewohnheiten« zu bewahren.

Wir waren jetzt acht Geschwister. Meine Mutter war damit überfordert, sich um acht Kinder und alle Probleme der Familie zu kümmern. Unsere Beziehungen zu Verwandten waren begrenzt. Wenn uns Briefe meines Vaters erreichten oder er selbst in den Ferien kam, besserte sich ihre Stimmung. Mein Vater konnte sie zügeln. Er sprach und diskutierte mit ihr und versuchte, ihre sinnlosen Ausbrüche zu besänftigen. Mein Vater kritisierte auch das Verhalten meiner Mutter mir gegenüber. »Sie ist deine Tochter, ein junges Mädchen. Du musst ihr behilflich sein. Lass sie doch ein paar Sachen so machen, wie sie es will, greif nicht ständig in ihr Leben ein. Es kann nicht unser Wunsch sein, dass unsere Kinder genau wie wir denken und leben. Das wäre nicht richtig. Sie tun ja auch nichts Schlechtes, wir können stolz auf sie sein.« Mit solchen Worten versuchte er sie zu überzeugen. Dadurch verbesserte sich unser Verhältnis zumindest

zeitweise. Meinem Vater tat es leid, dass ich jeden Morgen früh aufstand, um vor der Schule die Hausarbeit zu erledigen. Er ärgerte sich, dass meine Mutter trotz all meiner Bemühungen nicht zufrieden zu stellen war, und sagte zu ihr: »Fürchte dich vor Allah! Sie steht auf, erledigt ihre Arbeit und geht dann zur Schule, das macht keine andere Tochter. Und du suchst trotzdem noch nach Fehlern!« Ich konnte es meiner Mutter einfach nicht Recht machen.

Niemand widersetzte sich meinem Wunsch, weiter zur Schule zu gehen. Ganz im Gegenteil unterstützte meine Familie, dass ich eine weiterführende Schule besuchte. Über Heirat war bis dahin noch nicht viel gesprochen worde. Auch über meinen großen Bruder, der ja der Älteste von uns Geschwistern war, wurde kaum im Zusammenhang mit diesem Thema geredet. Er bot auch niemandem die Gelegenheit, diese Frage zu erörtern, er hatte seine Prinzipien. Obwohl er bereits Freundinnen gehabt hatte, war die Ehe für ihn kein leichtes Thema. Es ging dabei darum, sich zu binden. Wer weiß, vielleicht waren es auch die bestehenden Familienstrukturen und die Beziehungen in unserem Umfeld, die in seinen Augen der Ehe ihren Sinn nahmen.

Die Ehe meiner Tante Sakine war bemerkenswert. Wir machten uns manchmal darüber lustig. Sie war entsprechend der Tradition über die Vermittlung der Familie verheiratet worden. Vor der Hochzeit hatte sie den Mann sehen wollen, dem sie versprochen war. Das Haus konnte sie nicht verlassen, deshalb musste sie aus dem Fenster gucken. Sie stieg auf einen Wasserkanister, um besser sehen zu können. Dann fiel der Kanister um und mit ihm meine Tante Sakine. So musste sie einen Mann heiraten, den sie nicht mal aus der Ferne zuvor gesehen hatte. Inzwischen hatte sie sieben oder acht Kinder, ihr Mann war Fahrer. Sie waren dennoch wie zwei Fremde zueinander. Ihre Beziehung war anspruchslos und kam uns völlig sinnlos var. Sie sprachen so gut wie gar nicht miteinander, hatten aber trotzdem viele Kinder bekommen. Ich erinnere mich, dass die Kinder uns leid taten und wir uns manchmal über sie lustig machten. Verglichen mit ihren Eltern führten meine Eltern eine gute Ehe.

meine kindliche begeisterung wurde in ketten gelegt

Die gesellschaftlichen Bedingungen änderten sich langsam. Traditionelle Wertmaßstäbe wurden gelockert. Junge Frauen und Männer mussten nicht sofort heiraten, sondern hatten die Möglichkeit, sich erstmal kennenzulernen, sich zu treffen und zu unterhalten. Meine jüngste Tante Güneş hatte auf diese Weise geheiratet. Auch Fethiye, die Nachbarstochter, hatte ihren Verlobten zufällig kennengelernt und die beiden hatten selbst beschlossen, zu heiraten. Das war damals noch nicht gut angesehen. Es gab Gerüchte darüber, dass der junge Mann als Gast in die Familie gekommen sei und dann die Tochter des Hauses habe heiraten wollen. Ihre gemeinsamen Spaziergänge sorgten für Klatsch und Tratsch.

Brautgeld wurde zunehmend abgeschafft. Die Jugend in Dersim war schließlich »linksrevolutionär« und musste neue Bräuche repräsentieren. Viele Leute fanden das gut. Inzwischen galt es sogar als normal, wenn die Studenten in den Großstädten türkische, tscherkessische oder Mädchen ganz anderer Herkunft heirateten. Früher war die Ehe unter Verwandten sehr verbreitet. Das kam immer weniger vor. Es war kein zwingend notwendiger Brauch mehr. Eheversprechungen, die von den Eltern bereits für ihre noch in der Wiege liegenden Kinder gemacht worden waren, verloren ihre Gültigkeit. Aber konnte damit das Schicksal geändert werden? Die Frage war, inwieweit die Tradition überwunden wurde. Auch ich war schon als Kind als zukünftige Schwiegertochter auserkoren worden.

Mit unserer Verwandtschaft väterlicherseits hatten wir nicht viel Kontakt. Wir sahen sie selten und nur dann, wenn mein Vater in den Ferien heimkam. Meine drei Onkel hatten Kinder in meinem Alter. Weil wir uns kaum kannten, fehlte uns die Vertrautheit von Verwandten und wir verhielten uns distanziert zueinander. Als ich noch klein war, hatte die Familie einer meiner Onkel beschlossen, mich zur Schwiegertochter zu machen. Meine Mutter reagierte wütend darauf. Sie verstand sich nicht gut mit der Familie meines Vaters und mochte sie nicht.

Die Familie meiner Mutter verhielt sich umsichtiger bei diesem Thema. Mein Onkel und seine Frau betrachteten ihre Kinder realistisch. Diese hatten die Schule abgebrochen und arbeiteten auch nicht. Wer wollte schon einen solchen Mann heiraten! Mich hingegen mochten sie. Weil ich Schulbildung genossen hatte, war ich in ihren Augen zu gut für ihre Söhne.

Wenn es in unserem Bekanntenkreis Hochzeiten gab, war mein Vater begeistert: »Ach, wenn ich dieses Glück doch auch erleben könnte!«. Er wollte uns gerne verheiraten, aber er drängte uns nicht und brachte das Thema kaum zur Sprache. Dabei spielte auch die ablehnende Haltung meines großen Bruders zur Ehe eine Rolle, der manchmal sagte: »Ich halte es selbst kaum mit meiner Mutter aus, wie soll es dann meine Braut aushalten, wenn ich heirate?«

Die Wünsche und Gedanken meiner Eltern in Bezug auf ihre Kinder drehten sich meist um dieses und ähnliche Themen. Meine Mutter ließ mich an meiner Aussteuer arbeiten. Sie brachte die schwierigsten und schönsten Beispiele von Stickereien und Kreuzsticharbeiten mit nach Hause. Während sie mir diese Kunst beibrachte, arbeitete sie selbst auch fleißig mit. Manche jungen Mädchen arbeiteten mit großer Leidenschaft an ihrer Aussteuer. Sich auf die Ehe vorzubereiten und sich selbst als Heiratskandidatin zu betrachten, war ein Traum vieler Mädchen. Mir machte das keinen Spaß. Ich hatte aus Deutschland nichts für meine Aussteuer mitgebracht, nur Geschenke für andere. Die Ehe und materielle Beziehungen erschienen mir abstoßend. Die Lebensphilosophie meines Vaters hatte sich bei uns durchgesetzt. Er assoziierte mit der materiellen Seite des Lebens immer Profit, Unrecht, Streit und Lieblosigkeit. Sobald das Thema auf materielle Vorteile kam, stieß mein Vater Flüche aus. In der Welt, in der wir lebten, spielten materielle Werte jedoch eine große Rolle.

Nach meiner Rückkehr aus Deutschland kam das Hochzeitsthema in meiner Familie erneut zur Sprache. Unsere Nachbarn von gegenüber, Onkel Hıdır und seine Frau, kamen häufig zu Besuch. Hıdır war ein großer, stattlicher Mann. Er war Rentner, aber noch sehr beweglich. Seine Frau war Türkin und im Gegensatz zu ihm klein und rundlich. Dieses alte Paar war sehr beliebt. Auch sie bekamen

viel Besuch und so litten sie nicht unter Einsamkeit. In jener Zeit kam ihre Tochter, die bereits verheiratet war und Kinder hatte, aus Ankara zu Besuch.

Als wir aus Deutschland heimkehrten, kamen viele Gäste, um uns zu begrüßen und uns willkommen zu heißen. Hıdır und seine Familie waren die ersten, die kamen und die letzten, die gingen. Sie interessierten sich für alles. Am meisten gefiel ihnen mein häuslicher Fleiß. Ein junges Mädchen mit Geschick im Haushalt genoß ein hohes Ansehen als zukünftige Schwiegertochter. Ich empfand es als merkwürdig, dass anstelle der Person, auf die es eigentlich ankam, das Gefallen der Eltern an mir so wichtig war. Liebe ist im Leben eines Menschen zweifellos wichtig. Die positiven Eigenschaften eines Menschen oder sein angenehmes Äußeres zu lieben, ist für das Zusammenleben wichtig. Niemand möchte mit einer abstoßenden Persönlichkeit zusammen sein. Aber hier wurde die Frage ganz anders behandelt.

In der Siedlung waren wir Nachbarn gewesen. Wir hatten keinen besonders engen Kontakt und ich erinnerte mich nicht gut an die Familie. Von den Kindern konnte ich mich an Doğan und Metin erinnern. Metin zog mit seiner Körpergröße und seiner schnellen Gangart die Aufmerksamkeit auf sich. Er war als aufbrausendes Kind der Familie bekannt. Wir waren damals noch klein. Wer weiß, vielleicht waren wir in ihren Augen unartige, schmuddelige Kinder, wenn wir im mittleren Garten Ball spielten. Sie streichelten unsere Köpfe, während sie versuchten, uns ihren Ärger über unsere Frechheiten begreiflich zu machen. Es kam vor, dass wir »Bruder Metin, Bruder Metin« schrien, denn wir versuchten auf kindliche Weise auf uns aufmerksam zu machen.

Jetzt war ich groß geworden. Wenn wir uns trafen, vermied ich den Blickkontakt oder tat so, als hätte ich ihn gar nicht gesehen. Er kam in den Ferien nach Hause. Ich sah ihn ein paar Mal auf dem Balkon oder auf der Straße. Im Lager war er als »Bruder Metin« bekannt. Er war nur jemand, den ich kannte, ansonsten hatte seine Existenz keine Bedeutung für mich. Aber mir fiel auf, wie bemüht seine Mutter, sein Vater und seine große Schwester um mich waren.

Auch die Brüder meines Vaters traten auf den Plan. Celal, der Sohn von Onkel Mustafa, ging auf das Gymnasium. Haydar, der Sohn meines anderen Onkels, war auf der Berufsschule. Auch İbrahim, Mehmet Ali und Baki waren Kinder von Onkel Mehmet. Mehmet Ali studierte in Ankara, er war seit langem TKP-Anhänger und im Zusammenhang mit Kämpfen gegen die Faschisten bekannt geworden, als er noch in Erzincan zur Schule ging. Auch Baki und İbrahim waren Hitzköpfe. Am liebsten mochte ich İbrahim. Er zeigte immer Interesse an mir. Zwar kam er nicht häufig zu uns zu Besuch, aber wenn wir uns sahen, fragte er nach, wie es mir gehe. Wir hatten ein herzliches und unkompliziertes Verhältnis. Baki ging auf das Gymnasium, mit ihm hatte ich nicht viel zu tun. Er war ein klein wenig älter als ich, deshalb nannte ich ihn als Zeichen des Respekts »*abi*«[61]. Die Söhne meiner Onkel waren alle älter, deshalb nannte ich sie alle so. Baki war früher schon einmal bei uns zu Hause gewesen. Auch dieses Mal dachte ich, es handele sich um einen ganz normalen Besuch. Aber es kam ganz anders. Mein großer Bruder und meine Mutter wussten, worum es ging. Mein Bruder sagte: »Sprich selbst mit ihr, aber sie ist noch sehr jung. Es wäre besser, wenn ihr dieses Thema nicht ansprecht.«

Dann ging mein Bruder weg. Vorher hatte er noch meiner Mutter geraten, Verständnis zu zeigen und uns alleine zu lassen. Als alle einzeln die Wohnung verließen, begriff ich, was los war. Ich begann aufzuräumen, um Zeit zu gewinnen. Mir kam das alles sehr merkwürdig vor. Aber es gefiel mir, dass ich mir sicher war und selbst entscheiden durfte. Ich war ein junges Mädchen geworden und mein Mutter gestand mir das Recht zu, eine eigene Entscheidung zu fällen. Es hatte also auch einen Vorteil, erwachsen zu werden. Wir tranken Tee und ich lehnte seinen Heiratsantrag ab. Er sagte, dass er sich bereits in der Mittelschule für mich interessiert habe. Es war eine sehr reife Unterhaltung. Ich erklärte, dass ich nicht ans Heiraten dächte, sondern zur Schule gehen wolle. Er entgegnete, dass er selbst auch nicht sofort eine Ehe eingehen wolle, da er auch noch studiere, aber wir könnten uns verloben. Ich sagte ihm

61 Türkisch für: großer Bruder

direkt, dass ich keine Gefühle für ihn hege. Er war traurig und als er ging, hatte er Tränen in den Augen. Meine Mutter hatte gespannt im Garten gewartet. An seinem frühen Aufbruch und seinem traurigen Gesichtsausdruck konnte sie meine Antwort bereits erahnen.

Mein Bruder freute sich abends über meine Entscheidung und meinte: »Gut! Du hast deine Entscheidung getroffen, dazu gibt es nichts weiter zu sagen.«

Damit war das Thema erledigt. Einige meiner Freundinnen aus dem Viertel hatten von der Angelegenheit gehört und waren neugierig, warum ich den Antrag abgelehnt hatte. Schließlich studierte er an der Universität und war darüber hinaus auch noch mein Cousin. Sie konnten mich nicht verstehen.

Meine klare Haltung stärkte mein Selbstbewusstsein. Auch meine Mutter war beeindruckt und ich dachte, dass sie mir künftig nicht mehr ihren Wille aufzwingen werde. In jenem Jahr kam mein Vater in den Ferien nach Hause. Die Familie meines Onkels versuchte es bei ihm von Neuem. Mein Vater hielt es für wahrscheinlich, dass meine Mutter meine Entscheidung beeinflusst hatte, und versuchte sanft, mich vom Gegenteil zu überzeugen.

Nachdem mein Vater gekommen war, waren Onkel Hıdır und Tante Tonton fast nur noch bei uns. Sie sagten frei heraus, was sie wollten. Ich hatte wieder mit der Schule begonnen und ging jetzt in die erste Klasse des Gymnasiums. Sie versuchten auch über die Vermittlung von Bekannten, meinen Vater zu überzeugen. Als sie eines Tages wieder anfingen, darüber zu sprechen, brach es aus mir heraus: »Wie soll ich mich für jemanden entscheiden, den ich überhaupt nicht kenne, mit dem ich mich noch nie unterhalten habe? Ihr könnt nicht einfach für mich entscheiden!« Mein Vater ärgerte sich sehr über das, was ich in Anwesenheit der Gäste gesagt hatte. Für ihn war das ein Zeichen dafür, dass ich zu sehr verwöhnt worden war. Es war merkwürdig, wie wütend er über meine ganz normale Reaktion wurde. Als ob ich ein Verbrechen begangen hätte! Nachdem sie gegangen waren, redete meine Mutter wieder auf mich ein. Aus diesem Grund geriet sie mit meinem Vater in einen heftigen Streit. Meinen Vater ärgerte es, dass sie Fremden den Vorzug vor seinen

Verwandten gab. Ihre Debatte hielt tagelang an, zeitweise sprachen sie gar nicht mehr miteinander. Darunter litt auch ich. Nach einiger Zeit wurde das Thema erneut erörtert. Onkel Hıdır verfolgte entschlossen seinen Plan. Wann immer er mich beim Einkaufen oder auf der Straße traf, fragte er, wie es mir gehe und was ich so mache. Er beobachtete mich richtiggehend.

Angesichts des Drängens meiner Mutter explodierte eines Tages mein Bruder und sagte wütend: »Was soll das, sie ist noch so jung. Seid ihr so verzweifelt oder betrachtet ihr sie als überflüssig, können wir sie nicht mehr ernähren? Warum bedrängt ihr sie so?« Dann wendete er sich mir zu und meinte: »Lass dich davon nicht beeinflussen. Entscheide dich für das, was du für richtig hälst, anstatt hier herumzuheulen. Die Ehe ist schließlich kein Kinderspiel!«

Seine Haltung gefiel mir. Trotzdem sollte in den nächsten Tagen eine Entscheidung getroffen werden. Eines Tages, während ich in der Schule war, wurde ich versprochen. Meine Meinung dazu war nicht so wichtig. Ich leistete auch keinen Widerstand mehr. Wenigstens war ich mir in meiner Ablehnung nicht so sicher wie bei meinem Cousin. Dabei hatten mich auch die Ratschläge beeinflusst, die ich bekommen hatte: »Metin ist ein guter Junge, du bist verrückt, wenn du ihn ablehnst. Er studiert. Außerdem sind Ehen unter Verwandten überhaupt nicht gut. Bevor du einen Cousin heiratest, nimm lieber diese Familie.« Ich war unentschlossen, aber ohnehin hatte meine Mutter an meiner Stelle entschieden und auch meinen Vater überredet. Mein Vater ärgerte sich trotzdem, weil er seinem Neffen den Vorzug gegeben hätte.

Als ich aus der Schule nach Hause kam, hieß es, dass die Verlobung umgehend stattfinden werde, bevor Metin an die Universität zurückkehre. Es machte keinen Sinn mehr, sich dagegen aufzulehnen. Meine Cousine Cemile sagte, ich solle mich nicht nutzlos aufregen, es sei bereits alles geregelt.

Und wirklich, ich sollte mich mit jemandem verloben, mit dem ich bisher kaum gesprochen hatte und dessen Charakter ich nicht kannte. Er kannte mich genauso wenig. Bestimmt stand er unter dem Einfluss seiner Mutter, seiner Schwester und seines Vaters. Er hatte

mich bisher nur von weitem gesehen, ein Mädchen mit einer blonden Perücke!

Onkel Hıdır ging noch weiter und schlug vor, die Hochzeit sofort stattfinden zu lassen. Ich solle mit Metin nach Ankara gehen. Meine Familie sprach sich gegen diese Eile aus. Ich sollte zumindest noch das Gymnasium abschließen.

Befand ich mich in einem Traum? Ich war selbst verblüfft. Worüber sollte ich mich freuen? Hätte es sich um jemanden gehandelt, den ich kannte und liebte, wäre alles ganz anders gewesen. Aber die Entscheidung war über meinen Kopf hinweg gefällt worden, worüber ich immer noch erstaunt war. Ich war ein Mädchen, meine Eltern betrachteten es als ihr Recht, für mich zu entscheiden. Und er? Er war doch ein Mann und seine Eltern waren gebildete Leute. Er selbst war Student. Warum hatte er nie selbst die Initiative ergriffen? Wir hatten uns nie getroffen und miteinander gesprochen. Metin hatte keine schlechten Angewohnheiten und auch sein Äußeres war nicht zu bemängeln. Man konnte ihn sogar als gutaussehend bezeichnen. Ich interessierte mich für ihn. Und ich war nunmal versprochen worden. Vielleicht wird auch alles besser, dachte ich bei mir selbst. Wie mochte es wohl sein, verlobt zu sein? Ich dachte die ganze Nacht darüber nach und versuchte mir auszumalen, was mich erwartete, aber ich hatte ja überhaupt keine Erfahrung und wusste nicht, was ich fühlen sollte. Ich empfand lediglich Aufregung bei dem Gedanken an bestimmte Momente, die wir erleben würden. Am nächsten Morgen fuhren meine Eltern, Tante Medine, ich und Metin nach Elazığ, um Verlobungsringe zu kaufen.

Im Auto schüttelten wir uns die Hand. Das war alles. Ab und zu guckten wir uns heimlich an. Wir waren uns fremd, das war offensichtlich. In Elazığ gingen wir in ein Hotel. Wir kauften Ringe, ein Verlobungskleid, weitere Kleidungsstücke und Geschenke. Bei der Kleidung sagten wir uns gegenseitig, was uns gefiel. Das war alles. Er sagte, dass er meine Mutter um Erlaubnis fragen würde, um mit mir abends ins Kino zu gehen. Aber wir bekamen die Erlaubnis nicht. Das Kino war ohnehin nur ein Vorwand, er wollte mit mir zusammen sein, reden und mich kennenlernen. Ich konnte noch nicht so weit denken, der Vorschlag kam von ihm. Er ergriff stärker als ich die Initiative.

Nach der Rückkehr nach Dersim ging ich zum Friseur und ließ meine Haare machen. Ein bisschen wurde ich auch geschminkt. Dann zog ich mein Verlobungskleid an und ging nach Hause, wo die Gäste bereits warteten. Unter Beifallklatschen wurden die Verlobungsringe ausgetauscht und im Anschluss begann die Feierei. Der gesamte Stadtteil, alle Nachbarn und Verwandten vergnügten sich auf meiner Verlobungsfeier. Es wurden auch viele Fotos gemacht. Die Feier dauerte bis in die Nacht hinein. Nachdem alle gegangen waren, zog ich das Kleid aus und setzte mich. Ich fühlte mich leer und konnte kaum nachvollziehen, was geschehen war. Es war, als ob wir ein Theaterstück aufgeführt hätten und danach alle nach Hause gegangen seien. Der einzige Unterschied war der Ring an meinem Finger. Jetzt war ich verlobt. Ich zog den Ring vom Finger und las die Aufschrift, die im inneren Teil eingraviert war: »Metin Çetin« und das Datum. Lange betrachtete ich im Spiegel meine zurechtgemachte Frisur und die Schminke im Gesicht. Ich war offenbar erwachsen geworden. Als ich versuchte, die Schminke abzuwischen, verteilte ich sie über das gesamte Gesicht. Später erfuhr ich, dass man dafür Creme oder Reinigungslotion nehmen muss.

Meine Eltern diskutierten im Wohnzimmer. Ich spitzte die Ohren und lauschte. Mein Vater schwor, er habe das Zeichen meiner Mutter nicht verstanden. Meine Mutter hatte mich anscheinend mit meinem Verlobten alleine lassen wollen und meinem Vater ein Zeichen gegeben, den Raum zu verlassen, was dieser nicht getan hatte. Metin und ich hatten uns an diesem Abend überhaupt nicht unterhalten können. Wir hatten kein Wort zueinander gesagt! Als wir nebeneinander saßen, hatte ich vor Verlegenheit nur mit meinen Fingern gespielt und mein Kleid zurecht gezogen. Metin hatte mich leise gewarnt, dass meine Körperform sichtbar werde, wenn ich auf diese Weise ständig an dem Kleid ziehe. Auf das Drängen von Aysel hatte ich auch Halay getanzt. Der Raum war viel zu klein und ich setzte mich schnell wieder hin. Selbst das Tanzen hatte mir keinen Spaß gemacht. Es war, als wären meinen reinen kindlichen Gefühle, meine Begeisterung und Lebenslust in Ketten gelegt worden, als hätte eine Verschämtheit in meiner Seele die Überhand gewonnen. Es war wie in einer Schraubzwinge.

Am nächsten Tag kam Metin zu uns, um sich zu verabschieden. Es wurde gegessen und Tee getrunken, dann vertiefte er sich mit meinem Vater in eine Unterhaltung. Meine Mutter versuchte erneut, meinem Vater über Handzeichen etwas mitzuteilen, aber mein Vater begriff wieder nicht, was sie wollte. Er liebte solche Unterhaltungen. Metin und ich warfen uns wieder heimliche Blicke zu und sprachen nicht weiter miteinander. Wir waren neugierig aufeinander und beobachteten uns gegenseitig. So nahe waren wir uns noch nie gekommen. Immerhin saßen wir gemeinsam an einem Tisch. Und wir hatten noch etwas gemeinsam: die Ringe an unseren Fingern. Zum Abschied reichte er allen die Hand. Als letztes verabschiedete er sich von mir. In diesem Moment verspürte ich Bitterkeit, warum musste er jetzt schon gehen? Das sagte ich natürlich nicht. Er küsste mich auf die Wangen und verließ rasch die Wohnung.

Nachdem Metin nach Ankara zurückgefahren war, ging ich weiter zur Schule. Meine Freundinnen gratulierten mir zur Verlobung. Ich hatte an Reife gewonnen, weil ich jetzt verlobt war. Ich achtete verstärkt darauf, wie ich mich benahm. So locker wie früher durfte ich mich nicht mehr verhalten. Daran erinnerte mich auch ständig meine Mutter, bei der fortan alle Ermahnungen mit den Worten »Du bist jetzt verlobt« begannen.

Wir begannen, uns Briefe zu schreiben. Der erste Brief kam von Metin. In meiner Antwort beschrieb ich ihm ungeschminkt meinen Seelenzustand. Mein Brief gefiel ihm. Es hatte ihn gefreut, dass ich meine Gedanken offen zum Ausdruck gebracht hatte.

Seine Briefe schickte er an seine Familie, die sie an mich weiterreichte. Ich schrieb an die Adresse, die er mir gegeben hatte. Seine Eltern waren ein Teil unserer Familie geworden. Tag und Nacht waren sie bei uns. Somit stand ich zweifach unter Druck. Sowohl meine Mutter als auch Metins Familie versuchten, mich zu kontrollieren und mir Grenzen zu setzen. Ich akzeptierte alle beide nicht und kämpfte gegen die Kontrolle an. Wenn der Streit mit meiner Mutter eskalierte, drohte ich ihr damit, den Ring an meinem Finger wegzuwerfen. Sie kannte mich und wusste, dass ich dazu fähig war. Daher war sie eine Zeitlang vorsichtig. Große Angst hatte sie auch davor,

dass ich so etwas zu Metins Eltern sagen könne. Deshalb zwang sie sich, etwas umsichtiger zu sein.

Metin kam in den Semesterferien nach Dersim. In diesen Ferien lernten wir uns eigentlich erst richtig kennen. Durch den Briefverkehr hatte zwar eine Annäherung stattgefunden, aber nur auf dem Papier. Jetzt erst ergab sich die Gelegenheit, über die Widersprüche, die uns bewegten, zu reden. So kamen wir uns zunehmend näher.

Metin war in Beziehungen initiativ und konnte schnell Kontakte knüpfen. Die Liebe meiner Mutter hatte er durch diese Eigenschaft gewonnen. Sie mochte ihn fast lieber als uns Geschwister. Dadurch war sie auch mir gegenüber milder gestimmt.

Ich fing also mit der Zeit an, Metin besser kennenzulernen. Er war acht Jahre älter als ich. Manchmal fühlte ich mich wie ein Kind, wenn wir zusammen waren, aber häufig kam auch er mir vor wie ein Kind. Wir hatten einen eingeengten Blickwinkel auf das Leben und kamen nicht über die Grenzen der Tradition hinaus. Da wir beide Interesse an Politik hatten, sprachen wir viel über die Entwicklungen jener Zeit. Sofort heiraten wollten wir nicht. Wir wollten zunächst Schule und Studium beenden. Durch das Drängen unserer Familien ließen wir uns nicht beeinflussen. Man kann sagen, dass diese Semesterferien unsere Verlobung offiziell machten und gleichzeitig eine Verbundenheit zwischen uns herstellten. Unser eigentliches Wort gaben wir uns in dieser Zeit. Danach trennten wir uns wieder. Er ging nach Ankara zurück und ich setzte meine Schule fort. Mein Selbstbewusstsein war in der Zwischenzeit stärker geworden, weil ich die Verantwortung für mein Leben übernommen hatte.

An den Schulen und Universitäten bewegte sich noch mehr als zuvor. Zwischen faschistischen und revolutionären Lehrern wurde ein klarer Unterschied gemacht. Ein Sportlehrer von uns, der gleichzeitig Boxer war, wurde zusammengeschlagen, weil er im Vertrauen auf seine Schlagkräftigkeit Leute bedroht hatte. Daher waren auch die anderen faschistischen LehrerInnen ziemlich angespannt. Meine KlassenkameradInnen kamen hauptsächlich aus den Dörfern Hace-

ri, Çukur und der Umgebung. Die meisten standen der PDA[62] nahe, einige auch der TİKKO[63]. Über die Namen der jeweiligen Fraktionen wurde nicht offen gesprochen, aber in Diskussionen wurde schnell deutlich, wer zu welcher gehörte. Wir bildeten jedoch eine gemeinsame Front gegen die tendentiell faschistischen Lehrerinnen und Lehrer. Die schulischen Bedingungen verschlechterten sich. In den Internatspensionen gab es keine Faschisten mehr, aber die Lebensbedingungen waren schlimm. Es fehlte an Lehrern. Faschistischen Lehrern wurde meist der Vorzug gegeben. Manche forderten ihre Versetzung, andere, die nach Tunceli kommen sollten, kamen nie an. Die Fenster der Schule waren zerbrochen, die Heizung funktionierte meistens nicht. Die Bedingungen waren in jeder Hinsicht schlechter geworden. Auf diese Weise wurde versucht, die an der Schule entstandene politische Dynamik einzudämmen.

Der Deutschunterricht bei unserem Lehrer Mesut wurde zur Vergnügungsstunde von Zülfü. Das deutsche Wort »Herr« bedeutet auf zaza »Esel«. Während des gesamten Unterrichts sagte Zülfo dauernd »Herr Mesut«. Er reihte einige Wörter auf zaza aneinander und setzte ein paar deutsche Wörter dazwischen, um den Lehrer zu provozieren. Aber Herr Mesut gab nicht auf. Ich war gut in Deutsch, auch weil ich ja fast ein Jahr in Deutschland verbracht hatte. Ich mochte den Unterricht und manchmal ging Zülfü mir auf die Nerven, weil er in fast jeder Stunde den gleichen Unsinn machte. Für ihn bedeutete links und revolutionär zu sein, gegen das Lernen und die Schule zu sein.

Im Türkischunterricht bei unserem Lehrer İbrahim Polat machte Zülfü von der letzten Bankreihe aus komische Geräusche, wenn der Lehrer ihm den Rücken zuwandte. Der Lehrer wollte herausfinden, wer das gewesen sei. Genau als er sich wieder umdrehte, machte Zülfü wieder dieses Geräusch. Ich fand das albern und machte ihm ein Zeichen, damit aufzuhören, was der Lehrer sah. Er fragte die gesam-

---

62 *Proleter Devrimci Aydınlık*, türkisch für: Proletarische Revolutionäre Aufklärung

63 *Türkiye İşçi Köylü Kurtuluş Ordusu*, türkisch für: Arbeiter- und Bauern-Befreiungsarmee der Türkei, Guerilla-Gruppe der TKP/ML (*Türkiye Komünist Partisi/Marksist-Leninist*, türkisch für: Kommunistische Partei der Türkei/Marxistisch-Leninistisch)

te Klasse, wer dafür verantwortlich sei. Als niemand eine Antwort gab, rief er ein paar Leute nach vorne an die Tafel. Petzen war seiner Meinung nach ein Beweis für Aufrichtigkeit. Die Schülerinnen und Schüler, die er nach vorne gerufen hatte, galten dementsprechend als aufrichtig und intelligent.

Warum sagten wir nicht, wer hinter diesem unschönen Verhalten steckte? Wir schwiegen. Der Lehrer war eigentlich beliebt, er stammte aus Dersim und war als fortschrittlicher Revolutionär bekannt. Im Unterricht und in den Pausen diskutierten wir oft mit ihm. Aber er war trotzdem ein Lehrer, ein Vertreter des Staates. Wir Schülerinnen und Schüler bildeten eine Front. Jemanden aus den eigenen Reihen zu verraten, war falsch. Der Lehrer schlug uns zur Strafe mit dem Lineal auf die Hände. Wir waren auf dem Gymnasium und er schlug uns! Ich war erschüttert und weinte. In der Pause diskutierten wir mit Zülfü. Wütend sagte ich ihm, dass sein Verhalten sinnlos und albern gewesen sei. Er erwiderte, sein Verhalten sei ganz normal gewesen und ich sei bloß verärgert, weil ich Schläge bekommen habe. Dem Lehrer İbrahim tat die Sache hinterher leid und er entschuldigte sich. Aber ich war verletzt.

Als wir uns Jahre später in İzmir wiedertrafen, machte er während der Unterhaltung mit den Fingern verlegen ein Zeichen, mit dem er an den Vorfall erinnerte und bat mich erneut um Verzeihung. Er war ein sehr wertvoller Mensch und ich hatte ihm längst verziehen. Zülfü hingegen wechselte später die Seiten. Sein ganzes Benehmen wies auf seinen Charakter hin. Ich hatte ihn nie gemocht. Insofern war es auch normal, dass sich unsere Wege trennten.

An unserer Schule fand wieder ein Boykott statt, diesmal mit der Forderung nach Verbesserung der Bedingungen an der Schule. Es war ein organisierter Boykott und es konnte mehr oder weniger erraten werden, welche Fraktion dahinter steckte. Das war für mich jedoch nicht wichtig. Der Boykott war richtig, eine Aktion des Widerstandes, und die Teilnahme daran selbstverständlich. Wir veranstalteten eine Demonstration. Von der Schule aus wollten wir zum Regierungsgebäude laufen. Als wir gerade erst beim Krankenhaus waren, versuchte die Polizei uns aufzuhalten. Daraufhin warfen wir

mit Steinen. Uns war vorher eingeschärft worden, wie wir uns verhalten sollten, wenn die Polizei schießen würde. Sie schossen zunächst in die Luft. Wir nutzten Mauern und Autos als Schutz. Unter Parolenrufen setzten wir unsere Demonstration fort.

Während der Demonstration wurden mehrere Schülerinnen und Schüler festgenommen. Dadurch wurde unsere Wut angestachelt. Als wir uns der Einkaufsstraße näherten, war die Menschenmenge größer geworden. Viele Menschen aus der Bevölkerung beobachteten uns von Weitem. Daraufhin riefen wir: »Reiht euch ein!«. Einige von uns sagten, wir sollten vorsichtig sein. Es sei passender, wenn die Parolen sich nur auf den Schulboykott bezögen. Wir sollten lieber Fenster, Türen, Heizungen und mehr Lehrer fordern. Aber dann wurde die Parole »Weder Amerika, noch Russland, für eine unabhängige Türkei!« gerufen. Daran beteiligten sich nicht alle. Auch ich zögerte, weil ich mir nicht sicher war, ob ich diese Parole gut fand. Gleichzeitig fand ich es nicht richtig, nicht mitzurufen. Die Parole »Nieder mit dem Faschismus!« rief ich hingegen ohne zu zögern. Dabei war meine Stimme am lautesten. Dann forderten wir noch die Freilassung der Festgenommenen.

Wir standen also vor dem Regierungsgebäude und riefen Parolen. Der Staatsanwalt erschien auf dem Balkon und tat so, als wolle er vermitteln. Er versuchte, uns zu beruhigen. »Die Festgenommenen werden in Kürze freigelassen«, verkündete er. Aber auch Stunden später war noch niemand freigelassen worden. Der Boykott hatte ganz Dersim in Bewegung versetzt. Auch die Studierenden von der Lehrerschule kamen dazu. Die Polizei versuchte, die Demonstration an der Brücke zum unteren Viertel aufzuhalten. Einige kamen trotzdem durch, andere unterstützten sie von dort aus. Sogar Hubschrauber waren im Einsatz. Wir hörten, dass der Gouverneur telefonisch aus Hozat und Pülümür Kommandoeinheiten der Jandarma angefordert hatte. »Es gibt einen Aufstand, die Kurden machen einen Aufstand!«, soll er gesagt haben. Alle Polizisten waren in Alarmbereitschaft versetzt worden.

Die gesamte Bevölkerung stand unter Hochspannung. Auf einmal sah ich meinen Vater zwischen den Menschen, offenbar suchte er je-

manden. Er war zu seinem Jahresurlaub gekommen und es gab ständig Unruhen. An einen ruhigen Urlaub war nicht zu denken. Jetzt suchte er mich. Mit seinem Anzug und seinem gestutzten Schnurrbart ähnelte er den Zivilpolizisten. Für diejenigen, die ihn nicht kannten, war er verdächtig. Wir waren zuvor vor der Möglichkeit gewarnt worden, dass Zivilpolizisten sich unter die Demonstranten mischen und Provokationen anzetteln oder Festnahmen durchführen könnten. Deshalb waren alle wachsam und achteten darauf, wer sich in ihrem Umfeld befand. Als mein Vater mich sah und auf mich zukam, wurde er von einer Gruppe angehalten: »Mein Herr, warten sie mal, wo soll es denn hingehen?«. Er antwortete: »Ich will zu meiner Tochter, sie muss nach Hause kommen, ihre Mutter ist krank, sie ist ohnmächtig geworden.« Als ein Streit auszubrechen drohte, griff ich ein. Mein Vater harrte eine Weile neben mir aus, dann sagte er nochmals verlegen: »Lass uns nach Hause gehen. Deine Mutter ist krank, wenn du nicht kommst, wird sie sterben. Komm mit und sieh sie dir an, danach kannst du ja zurückkommen«. Genau als er das sagte, setzten wieder Parolenrufe ein. Mein Vater wandte sich an die Leute um mich herum und meinte: »Mädchen, Jungen, so geht das nicht. Ihr seid Schüler. Anstatt solche Parolen zu rufen, solltet ihr euch auf eure eigenen Forderungen beziehen, sonst machen diese Ehrlosen noch ganz andere Sachen mit euch. Ihr habt es doch gehört, es sind bereits Soldaten als Verstärkung angefordert. Diese Hundesöhne werden keine Rücksicht darauf nehmen, dass ihr noch jung seid und zur Schule geht. Denen ist es egal, ob eure Forderungen gerechtfertigt sind. Ihr müsst vorsichtig sein. Was soll das überhaupt mit Amerika und Russland, seid mal ein bisschen schlau!«

Als sich die Lage etwas beruhigt hatte, kam er wieder zu mir und versuchte mich zu überreden, wenigstens kurz mit nach Hause zu kommen. Seine Beharrlichkeit machte mich wütend. Bis dahin hatte ich sein Verhalten normal gefunden und mich bemüht, ruhig zu bleiben und ihn nicht zu verletzen. Aber dass er in diesem ganzen Chaos meine Mutter vorschob und versuchte, mich von meinen Freundinnen und Freunden zu trennen, war wirklich ärgerlich. Auf keinen Fall konnte ich es zulassen, dass er mich von der Aktion abhielt.

»Vater, bist du dir eigentlich klar darüber, was du gerade tust? Ich bin hier mit meinen Freundinnen und Freunden auf einer Aktion, wir sind mitten in einem Boykott. Wir haben das gemeinsam angefangen, alle anderen haben auch Eltern. Ich kann sie jetzt nicht einfach im Stich lassen und zu meiner Mutter laufen!«, sagte ich. Meine Worte machten ihn wütend, aber seine Hartnäckigkeit in diesem Moment fand ich vollkommen verkehrt. Normalerweise zeigte er mehr Verständnis. Dachte er nicht darüber nach, wie schlimm es wäre, die anderen jetzt zurückzulassen? Schließlich ging mein Vater traurig weg.

Die Lage war wieder äußerst angespannt. Wir befanden uns genau vor dem Regierungsgebäude in einem Polizeikessel. Zu beiden Seiten hin war der Weg versperrt. Mit einem Meter Abstand standen Jandarma- und Polizeieinheiten mit der Waffe in der Hand. Durch das Fenster des Gebäudes konnten wir sehen, dass auch drinnen Durcheinander herrschte. Als der Gouverneur die Pistole in seiner Hand aus dem Fenster auf die Menschenmenge richtete, wurde erneut vor einer möglichen Provokation gewarnt und auf die Wichtigkeit hingewiesen, selbst bei einem Schusswaffeneinsatz gemeinsam vorzugehen und sich nicht auseinandertreiben zu lassen.

Diese Warnung wurde leise weitergegeben. In dem Moment kamen noch einige Studierende der Lehrerschule dazu. Sie waren sowohl an ihrer Kleidung als auch an den Parolen, die sie riefen, zu erkennen.

Es bestand die Gefahr, dass die Sicherheitskräfte sofort durch die Gegend schießen würden, wenn aus Versehen nur ein Schuss abgegeben würde. Genau in dem Moment griff der Staatsanwalt nach der Waffe in der Hand des Gouverneurs und rief: »Herr Gouverneur, Herr Gouverneur, sind sie denn verrückt geworden? Das sind doch keine kurdischen Rebellen, es sind Kinder, Schüler! Sie bringen doch nur ihre Probleme mit der Schule zur Sprache! Wenn sie schießen, wird es wirklich zu einem Aufstand kommen!«

Eine Weile später erschien er erneut auf dem Balkon und sagte: »Meine lieben Jugendlichen, hört mich an! Ihr müsst ruhig bleiben. Wir können euch ja verstehen. Ich schwöre bei meiner Ehre, dass eure Freunde innerhalb einer Stunde freigelassen werden. Ich persönlich übernehme dafür die Verantwortung. Sollten sie nicht freige-

lassen werden, reiche ich meinen Rücktritt ein! Das erkläre ich hiermit in aller Öffentlichkeit!«.

Seine Ansprache wurde durch Parolenrufe unterbrochen, aber die Parolen wurden nicht wiederholt. Es hieß, wir sollten ruhig sein und abwarten. Es kehrte etwas Ruhe ein. Einige der Aktivisten waren der Meinung, der Staatsanwalt sei auch ein Mann de Staates, er wolle uns nur hinhalten und ihm sei nicht zu trauen. Deshalb sollten wir uns auf den Weg zur Polizeiwache machen. Niemand traute dem Staatsanwalt. Aber es war auch wichtig, sich nicht auf eine Provokation einzulassen. Bei uns herrschte Unklarheit darüber, was wir eigentlich genau wollten und was zu tun sei, wenn unsere Forderungen nicht vollständig erfüllt würden. Weil die Aktion ungeplant und spontan gewesen war, hatten wir auch nicht im Vorfeld beschlossen, wie wir uns verhalten würden. Letztendlich wurde entschieden, eine Stunde abzuwarten. Falls die Festgenommenen bis dahin nicht freigelassen würden, wollten wir auf die Polizeiwache zulaufen. Dieser Beschluss wurde an alle weitergegeben.

Nach einer Stunde hatte es noch keine Freilassung gegeben und wir setzten uns erneut in Bewegung. Dann ging es auf einmal richtig los. Es war ein lautes Krachen zu hören, dabei war unklar, ob es sich um eine Explosion handelte. Aber es reichte aus, um die Stimmung umschlagen zu lassen. Wir liefen unter Parolenrufen auf die Einkaufsstraße zu. Gleichzeitig mit uns setzten sich auch die Sicherheitskräfte in Bewegung. So begannen die Auseinandersetzungen. Die Jandarma schlugen mit Gewehrkolben auf alle ein, die ihr über den Weg liefen. Die Polizei griff mit Schlagstöcken an. Wir warfen Steine. Die Auseinandersetzungen weiteten sich Straße für Straße auf alle Stadtteile aus. Die Bevölkerung hielt sich zurück und beobachtete das Geschehen aus sicherer Entfernung. Ohnehin war zwischen uns und ihnen eine Polizei- und Jandarmakette. Wir riefen zwar weiter »Reiht euch ein!«, aber die Menschen kamen nicht in unsere Reihen und wir konnten uns nicht ins Volk flüchten. Einmal kam die Parole »Armee und Jugend Hand in Hand« auf. Die Soldaten schlugen auch auf diese Gruppe ein. Ich dachte: »Um so besser, was spinnt ihr herum? Was soll das heißen, Armee und Jugend Hand in Hand, seht

ihr denn nicht, was die Armee euch antut?« Diese Parole regte mich maßlos auf. Seit dem frühen Morgen riefen wir Parolen, aber was sollte das jetzt? Es handelte sich um eine Parole der PDA-Anhänger. Sie waren von der Lehrerschule gekommen und hatten sich unserer Aktion angeschlossen.

Die Demonstration ging unter harten Auseinandersetzungen weiter, aber es herrschte Durcheinander. Als wir vor dem Lager ankamen, wurde vorgeschlagen, zum Justizgebäude zu gehen, weil die Festgenommenen dorthin gebracht worden seien. Andere beharrten darauf, Richtung Polizeistation zu gehen. Es gab niemanden mehr, der die Demonstration anführte. Ich ärgerte mich darüber, denn diese Debatte auf offener Straße nützte nur der Polizei. Die Menschen in der Umgebung beobachteten uns, aus allen Fenstern der Unterkünfte wurden wir angestarrt. Die Kinder fieberten mit uns und versuchten, unsere Parolen nachzurufen.

Die Ungewissheit erzeugte Anspannung unter uns. Unsere Freundinnen und Freunde waren immer noch nicht freigelassen worden, im Gegenteil hatte es weitere Festnahmen gegeben. Der Boykott, der morgens angefangen hatte, ging bis in die Abendstunden in dieser Form weiter. Der Ort, an dem wir uns jetzt erneut gesammelt hatten, war denkbar unpassend. Wenn wir in einem Wohnviertel gewesen wären, hätten wir uns leicht in die Straßen verteilen können. Hier waren wir der Polizei ausgesetzt. Wenn wir uns verteilt hätten, hätte die Polizei uns ganz einfach einsammeln können.

Diese Befürchtung wurde laut zur Sprache gebracht. Schließlich machten wir uns wieder auf den Weg Richtung Schule. Bevor wir dort ankamen, etwa in Höhe des Krankenhauses, löste sich der Demonstrationszug auf. Es wurde die Weisung erteilt, dass sich alle in die Straßen verteilen und dabei darauf achten sollten, sich nicht erwischen zu lassen. Am nächsten Tag sollten alle auf dem Schulweg vorsichtig sein, da es für möglich gehalten wurde, dass die Polizei Kontrollen am Eingang vornehmen werde.

Die Festgenommenen wurden im Regierungsgebäude verhört. Die meisten von ihnen kamen von der Lehrerschule. In gewisser Weise war es von Vorteil, Schülerin oder Schüler des Gymnasiums zu sein.

Wir hatten den Boykott angefangen. Daher ging die Polizei härter gegen diejenigen vor, die aus anderen Schulen oder von außen dazu gekommen waren. Bei den Verhören setzte es Schläge, es hagelte Drohungen und Beschimpfungen. Von den jungen Frauen waren einige noch in der Nacht freigelassen worden, aber Türkan, Nurhayat und einige andere wurden immer noch festgehalten. Auch dabei handelte es sich um eine Taktik, die zu Spekulationen führte.

Wer nachts noch freigelassen worden war, hatte möglicherweise Aussagen über die anderen gemacht. Es gab das Gerücht, dass die Verbliebenen auf sehr schlimme, hässliche Weise behandelt wurden. Es hieß, dass insbesondere die weiblichen Festgenommenen vergewaltigt und mit Schlagstöcken gefoltert worden seien. Solche Nachrichten verbreiteten sich schnell. Nach vier oder fünf Tagen wurden alle freigelassen.

›fabelhafte mädchen!‹

Über die jungen Frauen, die am Tag des Boykotts in Gewahrsam genommen worden waren, wurde viel geredet. Es breiteten sich Gerüchte über die schlimmen Dinge aus, die die Polizisten ihnen angetan haben sollten. Den Angehörigen war das gar nicht recht. Sie mieden das Thema, da sie es als eine Verletzung ihrer Ehre betrachteten. Aber im Allgemeinen empfanden die Menschen Sympathie und alle sprachen von »den fabelhaften Mädchen«.

Die Geschehnisse beeinflussten auch mein Leben, was sich auf die Beziehung zu meiner Mutter und meinen Bekanntenkreis auswirkte. In der revolutionären Linken traten verschiedene Gruppen und Fraktionen auf den Plan, die diverse Ideen und Definitionen vertraten. Es gab unterschiedliche Parolen und Analysen der Entwicklungen. Noch waren diese Unterschiede nicht ausschlaggebend, aber bei jeder Aktivität wurden zunehmend unterschiedliche theoretische und praktische Haltungen deutlich.

Die Schule und der Unterricht wurden immer bedeutungsloser. Die Schule wurde als ein Mittel zum Zweck betrachtet, den es zu nutzen galt. Es ging lediglich darum, in die nächsthöhere Klasse versetzt zu

werden. Wichtiger als die regelmäßige Teilnahme am Unterricht und der Lernstoff war die Möglichkeit, die politischen Entwicklungen in den Unterricht einzubringen und zu diskutieren. Im Unterricht der als fortschrittlich und revolutionär bekannten Lehrerinnen und Lehrer wurde inzwischen ganz offen diskutiert. Den LehrerInnen mit faschistischen Tendenzen wurde der Unterricht unerträglich gemacht. Sie lehnten jede Diskussion ab, aber sie konnten auch nicht mehr unterrichten. Die Anzahl der anwesenden Schülerinnen und Schüler änderte sich in jeder Stunde. Die Anwesenheitsliste in der letzten Stunde wurde jedoch immer als »vollständig« abgezeichnet. Dabei war es nicht wichtig, ob wirklich alle anwesend waren. Auch diejenigen, die nicht erschienen waren, wurden eingetragen. Natürlich nutzten das auch viele nach Lust und Laune aus. Eigentlich sollten diejenigen, die nicht zum Unterricht erschienen, die Zeit für die revolutionäre Arbeit nutzen. Die Schule sollte niemanden an der Arbeit hindern. Aber dieses Bewusstsein hatte sich noch nicht durchgesetzt. Viele Familien reagierten empört, daher mussten wir vorsichtig sein. Jede extreme Handlung konnte negative Konsequenzen haben. Die Schule wurde zunehmend zu einem Treffpunkt anderer Art.

Um die Entwicklungen richtig begreifen und auf der richtigen Seite stehen zu können, musste ich viel lernen. Im Namen der Revolution gab es zahlreiche Aktivitäten, denen unterschiedliche Analysen zugrunde lagen, aber nichts davon gab eine Antwort auf meine Suche. Vielen Menschen ging es ähnlich. Revolutionäre Arbeit macht man nicht aus Gefälligkeit. Viele meiner Bekannten bemühten sich darum, mich für ihre jeweilige Gruppierung zu gewinnen. Sie gaben mir Zeitungen, Zeitschriften oder Flugblätter, die ihre eigene politische Meinung widerspiegelten, oder sie wollten einen Mitgliedsbeitrag von mir. Ich gab sogar den AnhängerInnen der PDA einen Beitrag und kaufte ihre Zeitungen, obwohl ich sie von Anfang an nicht mochte und sie mir unsympathisch waren. Ich fand ihre Parolen inhaltlich verkehrt und ihre Haltung wirkte abstoßend auf mich. Wer auch immer mir eine Zeitung oder ein Flugblatt gab, zählte mich fortan als »eine von uns«. Vor allem in der ersten Zeit verhielten sich viele so. Der Zweck ihrer Bemühungen war, Anhänger zu gewinnen,

um so das Wohlwollen bestimmter Personen zu erwerben. Mir kam das abstoßend vor, weil ihr Werben so offensichtlich war.

Bei uns zu Hause galt es als gefährlich, Bücher zu lesen. Das zog endlose Diskussionen nach sich. Meiner Mutter war nicht entgangen, dass sich meine Haltung gegenüber der Schule geändert hatte. Sie war sehr aufmerksam und merkte, wie die Entwicklungen mich beeinflussten. Meine Welt als junges Mädchen war erschüttert. Meine Wünsche und Verhaltensweisen änderten sich täglich. Auch mein Freundeskreis hatte sich verändert. Gegenseitige Besuche und gemeinsames Teetrinken fanden nun zu einem bestimmten Zweck statt. Anstatt seichter Beschäftigung wie zur Musik von Kassetten zu tanzen und sich über Kleidung und die Aussteuer zu unterhalten, redeten wir über andere Dinge, die uns bewegten. Wir versuchten, die politischen Entwicklungen zu begreifen und erzählten uns Geschichten über die heldenhaften RevolutionärInnen, die gerade Thema waren. Mein Umfeld, das zuvor auf das Viertel und die Schule beschränkt war, begann sich auszuweiten. Immer öfter hatte ich auch Kontakt zu den Studierenden von der Lehrerschule oder der Mädchenkunstschule. Was uns zusammenbrachte, waren die gleichen Gefühle und Gedanken. Meine Mutter beobachtete mich misstrauisch. Ihr fiel auf, dass sich mein Bekanntenkreis geändert hatte. Eine der auffälligsten Besonderheiten jener Zeit war, dass die jungen Frauen früh anfingen, Zigaretten zu rauchen, und das mit Freiheit gleichsetzten. Als ob sie sich befreien würden, wenn sie in aller Öffentlichkeit rauchten! Das war etwas, womit ich mich nie anfreunden konnte.

Meine Mutter verfolgte mich wie ein Schatten. Sie war ständig hinter mir her und versuchte herauszufinden, was ich tat. Wenn ich nach einem Treffen mit meinen Freundinnen nach Hause kam, verhielt sie sich unerträglich. Sie roch an mir, um festzustellen, ob ich geraucht hatte. Manchmal machte sie heimlich ein Zeichen auf meine Stickarbeit, um feststellen zu können, ob ich daran gearbeitet hatte. Das gestand sie mir in unseren Streitgesprächen. Dabei tat ich nichts ohne ihre Erlaubnis, ging nirgendwo hin, ohne sie zu informieren und log sie nicht an. Aber es wäre unklug gewesen, ihr offen alles über meine neuen Kontakte zu erzählen. Hätte sie Verständnis gezeigt, hätte

ich ihr viel mehr erzählt. So tat ich es nicht. Aber aufgrund ihrer Intuition konnte sie vieles erahnen. Ununterbrochen war sie damit beschäftigt, mich zu kontrollieren, zu beobachten und zu behindern. Mein großer Bruder war nicht zu Hause, er hielt sich meistens in der Stadt auf. So war ich die Älteste und darüber hinaus ein »Mädchen«. Ich war zwar noch nicht Mitglied einer Organisation, aber meine Mutter machte sich Sorgen, weil ich beharrlich und stur war, die revolutionäre Linke als politische Richtung gewählt hatte und täglich stärker dorthin tendierte. Sie dachte dabei auch an meine jüngeren Geschwister, die alle von mir beeinflusst wurden.

Das erste Buch, das ich las, war »Reportage unter dem Strang« von Julius Fučík[64]. Dann las ich »Die Mutter« von Gorki. Beide Bücher beeindruckten mich sehr. Bücher wurden von Hand zu Hand weitergegeben und alle, die sie gelesen hatten, verspürten das Bedürfnis, über besonders wichtige Stellen zu diskutieren. Auf diese Weise war es so, als würden wir sie mehrmals lesen. Wir konnten durch unsere Diskussionen auch feststellen, was wir vom Inhalt eines Buches verstanden hatten. Meine Freundinnen aus dem Viertel, Perihan, Cemile, Nimet und Fethiye, lasen ebenfalls solche Bücher. Lesen wurde immer verbreiteter im Stadtteil. Es sprach sich schnell herum, wer welche Bücher hatte. Viele hatten die Möglichkeit, Bücher zu Hause aufzubewahren. Türkan Çakmak war eine meiner Schulfreundinnen. Später ging sie auf die Lehrerschule. Sie konnte sich am freiesten von uns bewegen, in ihrer Familie gab es wenige Verbote. Deshalb konnte sie überall hingehen und war sehr aktiv.

Ali Aydın war unser Sportlehrer. Er hatte in Dersim das Gymnasium abgeschlossen, danach studiert und war an seine alte Schule als Lehrer zurückgekehrt. Deshalb war er beliebt. Seine Lehrertätigkeit wurde als Dienst an den Menschen in seiner Heimat verstanden. Er interessierte sich vor allem für die Sportarten Karate, Taekwondo, Speerwurf, Hoch- und Weitsprung. Revolutionäre Linke mussten zum Selbstschutz auch physisch stark und beweglich sein. Es war allgemein bekannt, dass die Faschisten Karate als wichtig ansahen. Warum soll-

64 Julius Fučík (*1903 in Prag; †1943 in Berlin-Plötzensee) war ein tschechischer Schriftsteller, Journalist und kommunistischer Kulturpolitiker.

ten die Kenntnisse des Lehrers am Tunceli-Gymnasium nicht genutzt werden? Selbstverteidigungssportarten, die früher als »Sache der Faschisten« abgetan worden waren, erfreuten sich plötzlich eines regen Interesses. Schließlich war der Lehrer selbst ein Revolutionär aus Dersim, das machte ihn anziehend. Außerdem wurden Saz-Kurse eingerichtet. Immer mehr junge Menschen besuchten diese Kurse. Sie boten auch eine gute Gelegenheit für harmlose Zusammentreffen, denn die Eltern dachten sich nichts dabei und fanden es ungefährlich. In allen Familien sprachen Eltern die gleiche Warnung aus: Werde nicht RevolutionärIn und lasse dich nicht auf Politik ein, das führt in die Katastrophe. Diese Angst und Sorge hatten alle Eltern gemeinsam.

es gibt keine völker, es gibt nur ein volk!

Meine Bewunderung für Ecevit war mit seinem merkwürdigen Verhalten auf einer Kundgebung abgeflaut. Die Parole »Freiheit den Völkern!« traf seinen kemalistischen Nerv. »Es gibt keine Völker, es gibt nur ein Volk«, antwortete er. Bei den Parolenrufern handele es sich um »Volksfeinde und Provokateure«. Er fügte hinzu: »In Kovancılar haben mich MHP-Anhänger mit Steinen beworfen. Auch hier gibt es solche Volksfeinde. Das sind nicht eure Kinder. Ihr müsst sie erkennen und dürft ihnen keinen Raum geben.« So hetzte er die Bevölkerung gegeneinander auf.

Ohnehin hatte ich Ecevit auf dieser Kundgebung nicht wie früher applaudiert. Ich schrieb auch keine Parolen an die Wände. Aber ich zog ein Ecevit-blaues Hemd an und ging hin, um ihn zu sehen. Ich war also immer noch seine Anhängerin, das stand nicht im Widerspruch zu meiner revolutionären Überzeugung. Aber dieser Tag änderte alles. Durch seine Aussage, es gebe keine Völker, sondern nur ein einziges Volk, verlor er in meinen und in den Augen vieler anderer an Ansehen. Uns wurden die Augen geöffnet. Ecevit war nichts weiter als ein Vertreter des Systems. Er repräsentierte, verteidigte und bewahrte den Kemalismus.

Es war ein schöner, sonniger Tag. Vor der Stadtverwaltung drängten sich die Menschen. Hätte man eine Nadel fallengelassen, wäre

sie nicht auf den Boden gefallen, so voll war der Platz. Als Ecevit zu sprechen begann, rief eine Gruppe, die Transparente und Schilder trug: »Freiheit den Völkern!«. Völker! Warum machten Ecevit die Völker so wütend? Plötzlich fanden wir ihn hässlich. Zuvor hatten wir selbst seine Macken attraktiv gefunden, aber jetzt kam mir sein Gesicht fremd und unmenschlich vor. Das bemerkte ich an jenem Tag. Alles, was früher gut gewesen war, wandelte sich ins Gegenteil.

In den Köpfen der Menschen war Ecevit ein kleiner Gott, ein Erlöser. Diese Vorstellung machte er mit seiner Verleugnung des Begriffs »Völker« zunichte. »Es gibt keine Völker, es gibt nur ein Volk, das türkische Volk«. Diese Verleugnung des kurdischen und anderer Völker war offener Rassismus. Wer waren denn die Menschen, die sich hier versammelt und jahrelang »Karaoğlan« unterstützt hatten? Türken? Nein! Seine Maske fiel und zum Vorschein kam ein Rassist, der sich selbst als Linken bezeichnete. Seine Ablehnung der MHP und der Türkeş-Anhänger ergab keinen Sinn mehr. Der jahrelange Streit zwischen ihnen diente lediglich dem Zweck, uns von unserer eigenen Realität zu entfremden. Die Parolen wurden nicht von Feinden des Volkes gerufen, sondern von jungen Menschen aus der Bevölkerung Dersims. Wir alle kannten sie.

Die Polizei folgte der Anweisung Ecevits und griff an. Sie schlugen mit den Stöcken, an denen die Transparente befestigt waren, zu. Mit den gleichen Stöcken schlugen auch diejenigen, die nur als Provokateure gekommen waren, auf die Leute ein. Dabei handelte es sich nicht um »Graue Wölfe«, sondern um die eigenen Leute. Ihrer Meinung nach störten diese Transparente die Kundgebung. Sie mussten herunter genommen werden, weil sie angeblich für das plötzlich entstandene Chaos verantwortlich waren. Schließlich durfte der Staat nicht radikal bekämpft werden.

Diese Kundgebung löste bei mir eine Veränderung aus. Als erstes nahm ich in unserer Wohnung das sorgsam gerahmte Foto Ecevits von der Wand und warf es auf den Boden. Meine Mutter stieß einen Schrei aus und rief: »Bist du verrückt geworden?«. Ja, ich war verrückt geworden. Ecevit, dem ich mich bis zum damaligen Tag tief verbunden gefühlt hatte, ließ die revolutionären jungen Menschen

aus meinem Bekanntenkreis verprügeln, weil sie von der »Geschwisterlichkeit der Völker« gesprochen hatten! Indem ich sein Foto abnahm, schlug ich einen neuen Kurs ein. Es war ein Neubeginn in meinem Leben. All diese Geschehnisse trugen dazu bei, mich meiner eigentlichen Identität zu besinnen. Jedes Fragezeichen, das sich auftat, führte dazu, dass ich weitere Nachforschungen anstellte.

Dabei stachelte mich auch der Druck in meiner Familie an.

Meine Geschwister waren mir gegenüber normalerweise positiv eingestellt. Aber mein mittlerer Bruder Ali war etwas angepasster und hing sehr an meiner Mutter. Meine Mutter nutzte das aus und wies ihn manchmal an, mich zu verfolgen, um kontrollieren zu können, wohin ich ging. Sie suchte nach Beweisen, um mich noch härter anzugehen. Deshalb verhielt ich mich vorsichtig. Aber manchmal ging ich auch Risiken ein. Wir fochten harte Kämpfe gegeneinander aus und keine von uns beiden wollte nachgeben. Sie versuchte bewusst, mich mit materiellen Angeboten zu locken. Gute Kleidung war für sie so ein Bestechungsversuch. Neu auf den Markt gekommene Kleidung der letzten Mode war in ihren Augen eine überzeugende Sache. Hätte ich mich dafür interessiert, hätte es meine Mutter beruhigt und sie hätte Hoffnung geschöpft.

Noch immer waren mein Handeln und meine Suche von einem fehlenden Bewusstsein geprägt. Langsam bewegte ich mich auf ein Fundament zu, das mich anzog und beeindruckte. Dabei konnte mich nichts aufhalten. Damals hatte meine Mutter noch viel mehr Einflüss auf mich als die Polizei oder das Militär. Sie war zu Hause wie eine organisierte Institution. Alle ihre Fühler waren in meine Richtung ausgestreckt. Ich durfte machen, was ich wollte, nur mit Politik durfte es nichts zu tun haben. Dabei gab es noch gar nichts Konkretes. Ich tat nichts besonderes, außer hier und da ein Buch zu lesen und an Diskussionen teilzunehmen oder dabei zuzuhören. Was machte ihr also solch eine Angst? Sie nahm die Dinge nicht leicht. Ihre Intuition sagte ihr, dass sie kurz davor stand, mich zu verlieren. Sie versuchte, mich zu retten, weil sie davon überzeugt war, dass sie mich nicht halten könne, wenn ich erst einmal irgendwo Fuß gefasst hätte. Dabei stellten weder Verlobung noch Heirat oder Schule ein

Hindernis dar. Und eigentlich war sie es selbst, die mir das beigebracht hatte. Der Kampf mit meiner Mutter stärkte meine Kampfbereitschaft.

Ich kämpfte gegen eine Frau, eine Mutter. Sie war meine Geschlechtsgenossin und ausgerechnet die Frau, die mir am nächsten stand. Trotzdem wünschte ich mir nicht, als Junge auf die Welt gekommen zu sein. Sie sagte oft, »Wärst du doch bloß kein Mädchen«, und mit jedem Mal liebte ich das Frausein mehr. Ihre eigene Art zu kämpfen brachte mich dazu, in einen Kampf zu treten, für den ich noch gar nicht bereit war. Sie merkte das nicht oder war sich nicht bewusst, wohin ihr Verhalten führen konnte.

Mein Vater wusste vermutlich von der Eskalation unserer Streitereien. Vielleicht war es eine bewusste Entscheidung, vielleicht auch nur ein zufälliges Glück, aber er hatte beschlossen, meine Mutter in jenem Jahr mit nach Deutschland zu nehmen. Auf dem Weg dorthin besuchte sie Metin in Ankara. Ich weiß nicht, ob sie ihm nur einen Ratschlag erteilte oder ihn unter Druck setzte, aber sie sagte zu ihm: »Mein Junge, ich bin nicht da, fahre in dieser Zeit besser nicht nach Dersim, sonst gibt es Gerede. Bei meiner Rückkehr fahren wir zusammen!«. Vielleicht dachte sie, dass ich einen schlechten Einfluss auf Metin ausüben und ihn in die politische Arbeit einbeziehen werde. Um den Schutz meiner Ehre konnte es nicht gehen, schließlich waren wir verlobt und seine Eltern waren auch in Dersim. Es war eher ein Embargo gegen mich.

Metin achtete die Regeln und Traditionen. Auch wenn es ihm nicht gefiel, hörte er auf meine Mutter und kam in den Semesterferien wirklich nicht nach Dersim. In der Zeit, in der wir uns nicht gesehen hatten, war viel passiert. Der Inhalt seiner Briefe kam mir immer fremder vor. Noch wichtiger war, dass ich Revolutionärin sein wollte, wenn auch mit sehr verschwommenen Vorstellungen. Deshalb stand die Beziehung zu ihm für mich nicht im Vordergrund. Das geschah alles von selbst.

In meinen Briefen versuchte ich ihm zu erklären, dass ich mich verändert hatte und nicht mehr die Sakine von früher war. Dabei war mir selbst unklar, was sich geändert hatte und was ich eigentlich such-

te. Ich handelte emotional, ohne eine stabile Grundlage für meine Trotzreaktionen. Metin verhielt sich ruhiger und reifer. Er versuchte, mich zu verstehen und gab mir Ratschläge in seinen Briefen. Ich solle meinen Freundeskreis bewusst wählen und mich möglichst von bestimmten Menschen fernhalten. Er nannte insbesondere die Namen einiger meiner Freundinnen, denen gegenüber ich vorsichtig sein solle, weil er dachte, sie könnten unsere Beziehung vergiften. Mir gefiel es nicht, dass er mir Ratschläge erteilte und über meine Freundinnen urteilte. Dass er glaubte, ich könne unter den Einfluss anderer Menschen geraten, machte mich wütend. Als Reaktion schrieb ich ihm, dass ich kein mehr Kind sei. Dabei stand ich natürlich unter dem Einfluss der Menschen aus meinem Umfeld und auch seine Meinung zu meinen Freundinnen war nicht besonders abwegig. Meine Abwehr dagegen war übertrieben, aber seine Warnungen erinnerten mich an die Methoden meiner Mutter, die mich ständig mit anderen verglich. Im Grunde genommen war es das, was mich ärgerte.

Anstatt diese Widersprüche zwischen uns zu lösen, trug ich mit meinem Verhalten zu ihrer Vertiefung bei. Ich las den Brief mit seiner Warnung sogar meiner Freundin Nimet vor. Sie war eines der Mädchen, von denen er gesprochen hatte. Ich benahm mich bei diesem Thema ziemlich dumm. Die Freundschaft, die Liebe und der Respekt zwischen Nimet und mir mochten von Bedeutung sein, aber deshalb musste ich ihr ja nicht gleich alles erzählen. Nimet benutzte den Brief später tatsächlich, um die Widersprüche, die in der Beziehung zwischen Metin und mir auftraten, zu vertiefen.

Ich war noch jung und unreif. Anstatt zu lernen, wie man das Alte mit den richtigen Methoden bekämpft, wurde ich aufsässig, was sich dadurch äußerte, dass ich mich gegen alles auflehnte, was mir begegnete. Das machte sich auch bei den Streitereien mit meiner Mutter bemerkbar. Mein Kampf mit ihr war unausweichlich, notwendig und unglaublich lehrreich. Er ebnete mir den Weg in ein revolutionäres Leben und lehrte mich, Frauen zu lieben. Zwar noch schwach ausgeprägt entstanden damals bei mir die Freude und der Stolz über Frauen, die sich für ein revolutionäres Leben entschieden. Sie übten den stärksten Einfluss auf mich aus. Frauen, die ihr eigenes Geschlecht

ablehnten und ihm Unrecht taten, machten mich wütend, was ich auch deutlich zeigte. Daher interessierten mich junge Frauen wie Aysel Doğan, Saime Aşkın, Türkan Çakmak und Nurhayat, die an der Lehrerschule studierten und unter dem Einfluss verschiedener revolutionärer Gruppen standen.

Meine Familie mochte Kıymet von Anfang an nicht besonders. Sie war Lehrerin. Junge Frauen mit einem solchen Beruf galten in der Bevölkerung als »segensreiche Mädchen«. Darüber hinaus beschäftigte sie sich mit Politik. Aber meine Mutter mochte weder ihr Aussehen noch ihr maskulines Verhalten. Ihr gefiel auch ihr freies Benehmen nicht. Was sie jedoch eigentlich störte, war ihre politische Tätigkeit. Die Wertmaßstäbe meiner Mutter hatten für mich keine Bedeutung. Ich fand zwar auch einige von Kıymets Verhaltensweisen nicht besonders anziehend, aber ihre politische Seite weckte mein Interesse. Wenn ich einen Menschen kennenlernen wollte, der politisch tätig war, kam ich schnell mit dem gesamten Umfeld in Kontakt. Mit der Zeit änderte sich die Basis meiner Freundschaften. Anstelle der alten Maßstäbe für Freundschaft im Stadtviertel traten neue Beziehungen und Maßstäbe, denen ein politischer Blickwinkel zugrunde lag. Ich lernte neue Menschen kennen. Es dauerte nicht lange und ich fand mich in einem sehr anziehenden Umfeld wieder.

auf der suche

Meistens war es bekannt oder konnte vermutet werden, wer zu welcher Gruppe gehörte oder mit welcher Fraktion sympathisierte. Wie jemand sich bewegte und redete, welche Begriffe und Parolen er oder sie verwendete, alle Verhaltensweisen deuteten auf eine politische Richtung und eine Klassenzugehörigkeit hin. Vielleicht ließ es sich nicht immer benennen, aber der theoretisch-ideologische Blickwinkel spiegelte sich im Alltagsleben wider. Deshalb war es nicht schwer, gemeinsame Zugehörigkeitsmerkmale zu finden. Zum Beispiel nannten sich die TİKKO-AnhängerInnen gegenseitig *kirve*[65] und *bacı*[66] und

65 Türkisch für: Pate bei der Beschneidung von Jungen
66 Türkisch für: Schwester

trugen alle die gleichen Armeeparka und Stiefel. Auch der Haarschnitt und der Bart sah bei allen ähnlich aus. Schmuddeliges Aussehen galt als schick. Auf diese Weise wollten sie deutlich machen, dass sie das bestehende System mit seinen materiellen Möglichkeiten ablehnten. Anstatt auf eine Erneuerung und Verschönerung des Lebens zu setzen, etablierten sie eine Kultur der Hilflosigkeit.

Als eine erste Reaktion war das verständlich, aber daraus eine prinzipielle Lebensform zu machen, war falsch. Auf diese Weise wurde kein Interesse an einem revolutionären Leben geweckt, vielmehr wurde es als abstoßend empfunden. Wenn mein Cousin İbo zu uns kam, reagierte meine Mutter vor allem wegen seines Äußeren ablehnend. Er sah immer schmuddelig aus und roch nach Schweiß. Es stimmte auch nicht, dass sie nicht die Möglichkeit gehabt hätten, auf Sauberkeit zu achten. Sie taten das aus Prinzip. Am merkwürdigsten war, dass sie sich auf Mao bezogen, um ihre Lebensform zu rechtfertigen. Es ist eine Sache, mit Schwierigkeiten umgehen zu können und unter allen Bedingungen standhaft zu bleiben, aber Mao auf diese Weise oberflächlich und nach eigenem Belieben zu interpretieren, war etwas ganz anderes. Im Grunde genommen benutzten sie Mao zur Rechtfertigung ihrer eigenen Unzulänglichkeit.

Die Bevölkerung verfolgte jedes Verhalten der RevolutionärInnen genau. Da einige von ihnen alles nach eigenem Gutdünken umsetzten, traten Widersprüche zu Tage. Das fiel denjenigen, die so wie ich noch auf der Suche nach dem richtigen Weg waren, auf. Die Übereinstimmung von Worten und Taten hatte eine prägende Wirkung auf die Beziehungen. Manchmal war ein einziges Wort von großer Bedeutung. Ganz allgemein wurde mit einem revolutionären Leben Mut, Selbstlosigkeit, Verwegenheit und die Fähigkeit, auch unter schwierigen Umständen aufrecht zu bleiben, assoziiert. Dabei galt es als Grundprinzip, gegen jede Form des Unrechts anzugehen. Zu einer revolutionären Persönlichkeit gehörten auch Fleiß und Kreativität. Der erste Eindruck spielte eine bestimmende Rolle, weil es noch kein vorzeigbares befreites Leben gab. Jeder kannte bestimmte politische Theorien und allgemeine Wahrheiten. Aber nicht alle hatten wirklich verinnerlicht, was es bedeutete, revolutionär zu sein.

Bei den meisten herrschte eine jugendliche Begeisterung vor. Nur sehr wenige verfügten über ein umfassendes Bewusstsein. Es gab noch keine Maßstäbe für eine sozialistische Persönlichkeit oder ein revolutionäres Leben. Die Menschen reagierten nur und waren auf leidenschaftliche Weise bereit, selbstlos für ein besseres Leben einzutreten. Dazu trieben sie die Lebensbedingungen, das war ein dialektisches Gesetz. Eine Entwicklung, eine Veränderung war unumgänglich. Aber die Proteste verliefen ungeordnet und nicht kontinuierlich. Wir waren auf der Suche und warteten ab.

die lust am lernen

Unsere Wohnung im Stadtteil Dağ liebte ich trotz des ewigen Streits mit meiner Mutter sehr. Ich habe die schönen Dinge, die ich dort erlebt habe, niemals vergessen und die Erinnerung selbst an banale Kleinigkeiten hat mir immer Freude bereitet. Es war eine sehr intensive Zeit, in der ich das Leben kennenlernte, den Druck der Traditionen erlebte und dagegen aufbegehrte. Auf der einen Seite fühlte ich mich den Konventionen verbunden und wollte auf diese Weise ein befriedigendes Leben führen. Auf der anderen Seite war ich in jenen Jahren sehnsüchtig auf der Suche nach einer neuen, schöneren Lebensform. Wenn ich jetzt zurückschaue und daran denke, entfährt mir ein tiefer Seufzer.

Ich las viel in jener Zeit. Lesen und Lernen machten mir Spaß. Den Unterricht verfolgte ich weniger leidenschaftlich, weil das gesamte Schulsystem darauf basierte, Dinge auswendig zu lernen und wiederzugeben, was ich als langweilig empfand. Umso lieber las ich Bücher über gesellschaftliche Probleme, über Ideologie, Politik und Literatur. Im Unterricht fiel es mir sehr schwer, vorne an der Tafel etwas zu sagen. Bei Diskussionen außerhalb des Unterrichts war ich viel gelassener und konnte meine Gedanken besser zum Ausdruck bringen. Ich sprach oft über Romane, die ich gelesen und die mich hauptsächlich emotional beeindruckt hatten. Dabei traf ich meistens die wesentlichen Punkte, aber manchmal blieb ich auch an Kleinigkeiten hängen. Dann wurden diese Kleinigkeiten zum Ausgangspunkt meiner Interpretationen.

Wir waren nur noch zu sechst zu Hause. Meine Geschwister waren alle jünger als ich. Ich trug jetzt die Verantwortung für die Familie. Nachdem meine Mutter gegangen war, hatte sich unser Leben geändert. Die gesamte praktische Arbeit übernahmen wir gemeinsam. Wer zu Hause war, erledigte auch die Hausarbeit. Wir hängten Kochrezepte in der Küche auf. Meinen Bruder Metin nannte ich ›Meto‹. Er konnte besser kochen als ich. Trotzdem war das Leben anstrengend.

In jenem Jahr waren Milben sehr verbreitet. In unserer Familie hatten alle außer mir die Krätze. Wir wußten nicht, ob meine Geschwister sich beim Schwimmen im Munzur oder bei anderen angesteckt hatten, aber es war eine furchtbare Krankheit. Sie kratzten sich die Hände und Arme blutig und die Wunden entzündeten sich. Alle mussten getrennt voneinander schlafen. Ich kochte die Wäsche täglich und badete meine Geschwister alle vierundzwanzig Stunden. Neben der Schule und der Hausarbeit musste ich fünf Geschwister pflegen. Fast unser ganzes Geld gaben wir für Medikamente aus. Da es nicht genug Verbandsmaterial gab, kochte ich Bettbezüge aus und sterilisierte sie, um sie als Verband zu benutzen. Ich steckte mich wohl deshalb nicht an, weil ich ständig mit den Medikamenten zu tun hatte. Meine Geschwister waren einen Monat lang krank und sahen sehr mitgenommen aus. Alle hatten abgenommen, was mich bedrückte. Meine Eltern waren nicht da und der schlechte Zustand meiner Geschwister konnte so ausgelegt werden, als ob ich mich nicht richtig um sie gekümmert hätte. Unsere nächsten Nachbarn wussten jedoch Bescheid. Wir taten ihnen leid und sie waren bemüht, uns zu helfen.

Durch meine Suche nach einem revolutionären Leben war ich emotionaler geworden. Revolutionär zu sein bedeutete, Sorgen, Kummer und Schmerz zu teilen und zu bewältigen. Für meine Geschwister und das Familienleben trug ich die Verantwortung. Obwohl es sehr anstrengend war, wurde ich dadurch stärker. Ich musste eine Situation bewältigen, für die meine Kraft eigentlich gar nicht ausreichte. Mein Verantwortungsbewusstsein wurde dadurch gestärkt.

Außerdem war ich ja auch noch verlobt. Onkel Hıdır und Tante Tonton waren dagegen, dass ich Kontakt mit revolutionären Kreisen

und meinen Freundeskreis erweitert hatte. Gleichzeitig missfiel es ihnen, wie mich die Hausarbeit und meine Geschwister in Anspruch nahmen. Sie lasteten dies meinen Eltern an. Tante Tonton brachte uns manchmal nach Schulschluss Essen vorbei. Es berührte mich und machte mich verlegen, dass sie als alte Frau an uns dachte und uns auf diese Weise einen Dienst erwies. Gleichzeitig intensivierten sie und Onkel Hıdır ihre Kontrollen. Durch ständige Besuche versuchten sie, unsere und ihre eigene Einsamkeit zu durchbrechen.

Aber sie griffen nicht direkt in mein Leben ein und versuchten nicht, mir Beschränkungen aufzuerlegen. Dazu gab ich ihnen auch keine Gelegenheit. Sie konnten ahnen, wie ich darauf reagiert hätte. Als meine Mutter noch da gewesen war, ermutigten sie sich gegenseitig dazu, etwas zu bemängeln, aber jetzt war das nicht mehr so einfach. Manchmal benutzten sie Metins Namen, um mich indirekt zu kritisieren. Tunceli war ein kleiner Ort. Es war einfach für die Polizei, alles zu überwachen. Als Onkel Hıdır und Tante Tonton auf liebevolle, aber strenge Weise begannen mir zu erklären, dass man kein Aufsehen erregen dürfe und nicht mit allen möglichen Menschen sofort Freundschaft schließen solle, kam es auch mit ihnen zu einem kleinen Streit. Mir war klar, dass sie sich in alles einmischen würden, wenn ich mich nicht von Anfang an deutlich dagegen wehrte.

Es war ein sehr sensibles Thema. Ich konnte nicht zulassen, dass sie mich bereits jetzt, während ich noch im Haus meines Vaters lebte, als ihr Eigentum betrachteten. Sie hatten kein Recht dazu und ich wehrte mich dagegen. Wir waren schließlich erst verlobt. Ich fand es sinnlos, dass sie jetzt schon alles festlegen wollten. Gerade war ich dem Druck meiner Mutter entkommen, da wurde ich schon mit der Rechthaberei zweier alter Menschen konfrontiert, die sich als meine Schwiegereltern betrachteten. Ich ärgerte mich über ihr Verhalten und gleichzeitig ärgerte ich mich über mich selbst. Als ich versuchte, Metin die Lage zu schildern, ging er mehr oder weniger darüber hinweg.

geheimnisse ergründen

Die Lehmhäuser im Garten des Gebäudes, in dem wir wohnten, zogen uns magisch an. Die Kontakte, die ich dorthin bereits hatte, bekamen eine neue Qualität. Mittlerweile ging es nicht mehr nur darum, Bücher miteinander auszutauschen. Zu Sylvester zog Meto ein Kleid von mir an und setzte meine Perücke auf. So ging er in die Studentenwohnung im Garten, um mit den Bewohnern das neue Jahr zu feiern. Die Perücke und einige Kleidungsstücke, die ich sorgsam gehütet hatte, waren mir nicht mehr wichtig. Sie waren zu einer lustigen Verkleidung geworden. Ich befand mich in einem stillen Veränderungsprozess, was auch an Äußerlichkeiten sichtbar wurde. Indem ich meine alte Kleidung und meine Perücke meinem Bruder zu seinem Vergnügen übergab, übte ich Kritik an meiner alten Lebensweise. Ich wollte die Studierenden in den Lehmhäusern besser kennenlernen und mit ihnen in einen Dialog treten.

Irgendetwas an ihnen zog mich an. Es gab dort ein Geheimnis, das ich ergründen wollte. Deshalb ging ich manchmal dorthin, um Saz zu spielen oder Bücher auszutauschen. Velis Bruder Neco konnte gut Saz spielen. Viele spielten Saz. An der Art zu spielen und der Stimme konnten wir hören, wer gerade da war und Musik machte. Auch meine Geschwister empfanden diese Studentenwohnung als sehr ungewöhnlich im Gegensatz zu den Wohnungen, die sie kannten. Durch unsere häufigen Besuche entstand ein Gefühl der Verbundenheit. Sie hatten sehr wenig Geld, aber sie waren freundlich und zeigten Interesse an uns. Meinen Geschwistern fiel auf, über wieviele Dinge wir verfügten, die die Studenten nicht hatten. Sie zeigten Mitgefühl, aber gleichzeitig lernten sie die Freude des Teilens kennen.

Der Winter war streng, es hatte sehr viel geschneit. Die Bäckereien in der Stadt und ein Teil der Läden waren geschlossen. Auch die Möglichkeit, Einkäufe in der Nachbarstadt Elazığ zu tätigen, war eingeschränkt. Es fehlte an Grundnahrungsmitteln. Vor allem die Studierenden waren in einer schwierigen Lage. Normalerweise deckten die Familien ihren Grundbedarf für den Winter über Großeinkäufe in Elazığ. Auch bei uns war alles eingekauft worden, bevor

meine Mutter nach Deutschland ging. Wir hatten Zucker, Fett, Mehl, Gas und alles, was wir brauchten. Meine Mutter hatte uns eingeschärft, sparsam damit umzugehen.

Wir versorgten die Studentenwohnung im Garten mit Strom. Dafür legten wir ein Kabel von unserem Gästezimmer, das kaum benutzt wurde, über die Äste eines Maulbeerbaums im Garten. Wenn man nicht ganz genau hinschaute, war das Kabel kaum zu sehen. Aber die Nachbarn kriegten es trotzdem schnell mit. Bei der Nachbarin vom Stamm der Şavak war das nicht schlimm. Sie war gutmütig und mochte die Studierenden. Auch ihre eigenen Söhne Mazlum, Halil und Fazıl hatten studiert und waren irgendwo als Lehrer tätig. Sie konnte sich vorstellen, was sie brauchten. Außerdem wusste sie, dass die Leute, die sich mit Politik beschäftigten, unter besonderen Umständen lebten und es ein Zeichen der Menschlichkeit war, sie zu unterstützen. Ihr gefiel sogar, was wir taten, und sie lachte verständnisvoll, weil sie unsere Unterstützung in Abwesenheit meiner Mutter als Mut auslegte. Für uns bedeutete es eine noch größere Verantwortung, da an dieser Form der Hilfe deutlich wurde, wie eng die Beziehungen zu den studierenden Genossen waren.

Es war unklar, wer in dieser Wohnung alles ein und aus ging. Obwohl sie sich tagsüber vorsichtig verhielten, fiel der viele Besuch den Menschen in der unmittelbaren Umgebung auf. Die eigentlichen Mieter waren Mittelschüler, aber Dutzende junge Männer gingen dort ein und aus. Die Nachbarn betrachteten das Treiben wohlwollend, niemand fühlte sich gestört. Manche von ihnen fragten uns aus, um ihre Neugier zu stillen. Vor allem die Familien, in denen die eigenen Kinder auch RevolutionärInnen waren, begegneten den jungen Leuten mit Liebe und Sympathie.

Aber die Lehmhütten im Garten bargen ein Geheimnis. Ihre Bewohner waren anders. Natürlich fragten sich die Nachbarn, was für eine Beziehung ich als verlobtes junges Mädchen, dessen Eltern und großer Bruder nicht da waren, mit so vielen jungen Männern unterhielt. Sie kannten mich und vertrauten mir, aber es kam ihnen trotzdem merkwürdig vor. Wir gingen alle zur Schule. Die Frau vom Stamm der Şavak versuchte hin und wieder, uns die Mutter zu erset-

zen. Bei den Şavak handelt es sich um einen großen Nomadenstamm aus Çemişgezek. Sie hatten sich als Familie in der Stadt niedergelassen. Da sie selbst keine Tochter hatte, liebte sie mich wie ihre eigene Tochter. Bei meinen Streitereien mit meiner Mutter hatte sie stets zu mir gehalten. Türkisch hatte sie gerade erst angefangen zu lernen. Nach einer Weile legte sie ihre traditionelle Kleidung ab und wurde zum Stadtmenschen. Dabei war ihre alte Kleidung viel schöner und stand ihr auch besser. Sie konnte sich trotzdem nicht an das Stadtleben gewöhnen. Manchmal beschwerte sie sich darüber. Ihr Sohn Mazlum war ein schweigsamer Mensch. Als ich merkte, dass auch er zu einem revolutionären Leben tendierte, wollte ich mit ihm ins Gespräch kommen. Aber er war Gesprächen mit jungen Mädchen gegenüber nicht aufgeschlossen. Aufgrund seiner Zurückhaltung konnten wir nur wenig miteinander reden.

Metin Güngöze, Hüseyin Güngöze, Hasan Taş, Veli und Necati Tayhani, Yılmaz ... mit diesen Genossen traf ich mich jetzt ständig, wobei es jeden Tag andere waren. Sie kamen am häufigsten in die Studentenwohnung. Ich lieh mir Bücher von ihnen aus, las sie und gab sie zurück. Das fand niemand befremdlich. Sie wollten nur, dass ich ihnen die Bücher wieder zurückgebe, nachdem ich sie gelesen hatte. Mir gegenüber verhielt sich keiner von ihnen ablehnend, im Gegenteil schien es ihnen zu gefallen, dass ich den Kontakt zu ihnen suchte. Da ich die meisten bereits aus der Schule und von früher kannte, hatten wir ein entspanntes Verhältnis. Wenn ich jedoch jemandem begegnete, den ich nicht kannte, wurde ich ungewollt schüchtern. Auch mein Gegenüber zeigte sich dann erstaunt, weil sie es nicht gewohnt waren, dort auf junge Frauen zu treffen. Einmal sagten sie sogar: »Sie ist ein Musterbeispiel des Kleinbürgertums, leiht sich Bücher aus und gibt sie ungelesen zurück, sie tut nur so als ob!« Der Genosse Mazlum Doğan, der diesen Kommentar zufällig mithörte, entgegnete daraufhin: »Vergesst das mit dem Kleinbürgertum. Wenn ihr euch um sie kümmert, wird sie eine Revolutionärin werden«. Das erzählten sie mir natürlich erst viel später.

Der schwere Winter machte ihnen sehr zu schaffen. In der ganzen Stadt gab es kaum Brot. Unser Verhältnis zueinander machte

es möglich, dass sie zu uns kamen, ohne sich zu schämen, uns um etwas zu bitten. Als erstem gelang das Veli. Er sagte, es seien Gäste gekommen, die Bäckereien hätten geschlossen und wenn es Mehl geben würde, könnten sie selbst einen Teig herstellen und auf dem Blech im Ofen backen. Da jetzt die Frage von ihnen kam, änderte sich die Lage. Vorher hatten wir uns nicht getraut, ihnen etwas anzubieten. Dabei hatte ich oftmals mit ansehen müssen, wie sie versuchten, mit ein paar Oliven oder etwas Helva auf Zeitungspapier satt zu werden. Hinterher hatte ich geweint. Auch mein Bruder Metin hatte mehrmals von ihren kargen Mahlzeiten berichtet und ihnen helfen wollen. Wir scheuten uns jedoch, ihnen Hilfe anzubieten, weil wir nicht wussten, wie sie ein solches Angebot auffassen würden und Angst hatten, sie zu verletzen.

Aber jetzt hatten sie uns selbst um etwas gebeten. Bei uns brach eine rege Betriebsamkeit aus. Wir bereiteten Essen zu, kneteten Brotteig, entzündeten den Ofen. Es herrschte eine Lebendigkeit, als ob wir einen Befehl erhalten hätten, den wir umgehend ausführen wollten. Ab und zu kam einer von ihnen vorbei und fragte nach, wie weit wir seien. Es war offensichtlich, wie hungrig sie waren. Deshalb strengten wir uns noch mehr an. Obwohl es bereits spät war, wollte niemand von uns schlafen, bis alles erledigt war. Sie hatten nur nach Brot gefragt, aber wir bereiteten auch Essen zu, füllten es auf große Teller und überreichten es auf einem Tablett.

Seit jenem Tag aßen wir jeden Abend gemeinsam. Manchmal begnügten wir uns mit Kleinigkeiten und gaben ihnen das ganze Essen. Das bereitete uns große Freude. Wir achteten darauf, dass niemand in der Umgebung etwas mitbekam. Wenn es dunkel wurde, trug mein Bruder Meto das Essen auf einem großen Tablett hinüber. Wir wollten vermeiden, dass Tante Tonton oder die über uns wohnende Familie aus Pertek davon erfuhren. Tante Tonton versuchte nach Möglichkeit, uns zu helfen. Sie wollte nicht, dass ich unter der Verantwortung für meine Geschwister litt.

Darüber hinaus glaubten sie und Onkel Hıdır, ich könne nicht auf eigene Initiative Kontakte mit anderen Menschen knüpfen, weil meine Eltern nicht da waren. Sie missachteten bereits das Offensichtli-

che, das sie sahen und vermuteten. Es wäre nicht gut gewesen, wenn sie gewusst hätten, dass wir mit unseren neuen Freunden alles teilten. Die beiden kamen fast jeden Abend bei uns vorbei, was die Sache nicht leichter machte. Aber wir waren gut organisiert und regelten die Essensübergabe nebenbei. Wenn einer der Genossen zu Besuch kam, während sie da waren, brachten wir die Freunde heimlich ins Hinterzimmer oder stellten sie als Schulkameraden oder Verwandte vor.

Haşim aus Pertek arbeitete seit Jahren bei der Behörde für Straßenbau, Wasser und Strom als Elektriker. Eigentlich war er Elektriker für alle Institutionen in Dersim, er beherrschte sein Fach sehr gut. Aber neben seiner Tätigkeit als Amtsdiener und Elektriker hatte er noch einen Beruf, von dem wir nichts wussten. Seine Frau bekam vor allem Besuch von Frauen von Polizisten und zugezogenen Beamten. Mit den anderen Nachbarinnen hatte sie nur einen eingeschränkten und förmlichen Kontakt. Das fanden wir alle verdächtig. Seine Frau war noch jung und keine schlechte Nachbarin. Meine Mutter verstand sich gut mit ihr. Haşim ging manchmal auf die Jagd. Wir aßen kein Hasenfleisch, weil wir AlevitInnen waren, aber manchmal aßen wir Rebhuhn. Wenn Meto zum Forellenfischen ging, gab es an jenem Tag bei mindestens drei Nachbarfamilien Fisch zum Abendessen. Er schleppte haufenweise Forellen an. Wir nahmen sie aus und verteilten sie wie Opfergaben an die Nachbarn. Durch diesen Brauch wurden die nachbarschaftlichen Beziehungen vertieft.

Ein Teil der aus Pertik und Çemişgezek stammenden Bevölkerung gehörte zu den Türken, die nach dem Genozid von 1938 nach Dersim umgesiedelt worden waren. Sie lebten zum Großteil ihre eigene Kultur. In einigen Dingen hatten sie sich jedoch der kurdischen Bevölkerung angepasst. Zum Beispiel fasteten sie auch drei Tage im Aşure-Monat und kochten Aşure. Besonders stark beeinflusst waren sie bei Themen wie Beschneidung und Eheschließung, wo sie auch für Alteingesessene als Paten oder Brautführer fungierten. Pertek und Çemişgezek waren die einzigen Orte, in denen die Faschisten organisiert waren. Es gab Spitzel und Agenten unter ihnen. In Dersim war es gefährlich, sich offen als Faschist erkennen zu geben, man riskierte damit sein Leben. Die Faschisten aus der Lehrerschule und

den Gymnasium-Pensionaten hatten ihre Schultaschen gepackt und waren gegangen. Die wenigen Übriggebliebenen bezogen Prügel. Unter den Lehrern gab es noch vereinzelt Faschisten, die sich jedoch bedeckt hielten.

Unser Nachbar aus Pertek war verdächtig. Im Allgemeinen waren die Zivilpolizisten bekannt. Im Viertel wusste man, wer Polizist oder Spitzel war, und es war für sie nicht mehr so leicht wie früher, eine Wohnung anzumieten. Früher hatten einige Hausbesitzer besonders gerne an Polizisten vermietet. In den letzten Jahren war das Gegenteil eingetreten, niemand wollte einem Polizisten eine Wohnung überlassen. Die Fronten waren klarer geworden. Da auch der Staat im Bilde war, setzte er überall Geheimagenten und Spitzel ein.

Zwischen den jungen Männern aus der Nachbarschaft und uns war durch die gegenseitige Unterstützung mit Essen, Holz, Strom und Büchern eine reine und ehrliche Verbindung voller Liebe und Achtung entstanden. In Dersim sprach jeder von seinem eigenen Freundeskreis, brachte bekannt gewordene Namen ein und machte so deutlich, welcher Gruppierung er oder sie nahe stand. Bei allen hatte sich eine politische Richtung herauskristallisiert. Ich machte nicht viel Aufhebens davon, mit wem ich sympathisierte, aber ich fühlte eine tiefe Verbundenheit. Schritt für Schritt bewegte ich mich auf eine Positionierung zu, die stark genug war, andere herauszufordern, die mir Vertrauen einflösste, die das Gefühl in mir weckte, dass sie alles in sich barg und mich eine in keine Norm passende Freude und Aufregung erleben ließ. Es gab kein Zögern, keine Zurückhaltung, keinen Zweifel. Ich fragte nicht danach, wohin diese Geschichte führen würde, wer diese Leute eigentlich waren und wofür sie eintraten. Die Antwort auf all diese Fragen war in dem Vertrauen, der Achtung und der Liebe verborgen, die ich aufgrund der Lebensweise der Genossen ihnen gegenüber empfand. Ich war mir sicher, dass ich mit der Zeit eine Antwort auf jede einzelne Frage bekommen würde.

Es ist nicht einfach, das alles zu beschreiben, und es ist schwer, es zu begreifen, ohne es selbst erlebt zu haben. Schreiben reicht nicht aus, um die Schlichtheit und Schönheit jener Tage und meine damaligen Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Beim Schreiben erlebe

ich diese Gefühle, die mich damals erfassten, von ganzem Herzen und in vollem Bewusstsein noch einmal. Es war wunderschön, so vorbehaltslos und unverfälscht über Widersprüche und Kämpfe zu einer Überzeugung, einem Ideal zu gelangen. Ich empfand es als ein großes Glück und ich wiederhole mit lauter Stimme: Ich bin der glücklichste Mensch der Welt, weil ich an diesem Kampf teilhabe.

unterhaltung in einer winternacht

In einer langen Winternacht war D.K. unser Gast. Meto hatte den Bohneneintopf anbrennen lassen. Was für ein Pech! An jenem Abend roch das Essen verbrannt. Verlegen versuchte ich die Lage zu retten. Als Ausgleich stellte ich eingelegtes Gemüse auf den Tisch und bemühte mich, den Tee besonders gut ziehen zu lassen. Vor Aufregung drehten wir an diesem Abend alle Pirouetten, weil D.K., also A., bei uns zu Besuch war. Wir hatten bisher nur ganz kurz miteinander gesprochen und die Distanz gewahrt. Veli und seine Freunde besuchten uns öfter. Dieser Besuch war etwas besonderes. Ich spürte, dass er mir etwas sagen wollte und erwartete Neuigkeiten.

Nach dem Essen setzten wir uns alle um ihn herum und warteten gespannt darauf, was er sagen würde. Glücklicherweise waren Onkel Hıdır und Tante Tonton an diesem Abend nicht gekommen. Aber D.K. fragte zu Beginn der Unterhaltung nach ihnen und versuchte, etwas über ihre Haltung herauszufinden. Mehr oder weniger hatte er eine Vorstellung von der Situation, weil angesichts ihrer ständigen Besuche offensichtlich war, dass sie mich kontrollieren wollten.

»Ihr seid so viele, euch kann niemand unter Druck setzen. Wenn ihr wollt, könnt ihr sie leicht abhängen. Es sind alte Leute. Sie haben nicht die Kraft, alles zu bestimmen. Ohnehin ist es ihr größter Fehler, alles bestimmen zu wollen«, sagte er.

Dann wollte er wissen, wie sich die Abwesenheit meiner Mutter auf uns auswirkte. Vor ihrer Abreise waren meine Kontakte zu revolutionären Kreisen eingeschränkter gewesen, da ich mich zurückhalten musste. Nach ihrer Abreise hatte sich die Situation offenkundig geändert. Auf unsere Beschwerden über meine Mutter entgegnete D.K.: »Eure Mutter

ist eine gute Frau. Die anderen Frauen haben fast nie mit uns gesprochen, aber sie hat uns immer gegrüßt und nach unserem Befinden gefragt«. Damit kritisierte er auch unsere verkürzte Denkweise.

Wir gingen natürlich sofort in die Offensive. Ohne die anderen ausreden zu lassen, zählten wir ihre Vergehen auf: »Es ist gut, dass unser Vater sie mit nach Deutschland genommen hat. Sie war unmöglich und hat alles verboten«. Meto sagte: »Am allermeisten hat sie meine große Schwester unter Druck gesetzt. Uns hat sie nichts weiter getan, ich bin morgens gegangen und abends nach Hause gekommen. Es ist gut, dass sie nicht hier ist. Du hättest doch auch nicht einfach so herkommen können, wenn sie hier wäre«.

D.K. lachte über unsere Worte. Er war sehr ruhig, geduldig und gelassen. Er gab uns Antworten und besänftigte uns dabei. Ohne uns zu verärgern, führte er uns unsere Irrtümer vor Augen. Mit einfachen Beispielen über die Konsequenzen ganz konkreter Entwicklungen versuchte er uns begreiflich zu machen, dass es für jedes Problem eine Lösung gebe. Zwischendurch brachte er das Gespräch auf einige Romane, die wir uns von ihm und seinen Freunden ausgeliehen hatten. Er wollte herausfinden, wieviel wir von diesen Büchern verstanden hatten. Er sprach von dem Roman »Zement«[67], den wir zuletzt gelesen hatten, und fragte nach, was uns daran besonders gefallen habe. Dabei achtete er darauf, uns nicht spüren zu lassen, dass er uns testete, indem er selbst einige Stellen kommentierte. Wir erzählten, was uns besonders beeindruckt hatte und fielen uns dabei wieder gegenseitig ins Wort. Natürlich hatten wir das Buch nicht kritisch gelesen. D.K. erläuterte den Zusammenhang zwischen dem in dem Buch beschriebenen Beziehungsniveau und einer sozialistischen Denkweise und wies uns darauf hin, dass wir beim Lesen immer kritisch sein müssten. Mir war es peinlich, dass ich das Buch nicht aufmerksam gelesen und wie D.K. interpretiert hatte. Aber was war der Maßstab für richtig oder falsch? Darauf kam es doch an. »Zement« war ein Buch, das von der Gesellschaft handelte. Wir dachten, revolutionäre AutorInnen würden in ihren Romanen nur das schrei-

67 Fjodor Gladkow: »Zement«, Verlag für Literatur und Politik (1927)

ben, was richtig war. An diesem Abend lernte ich, dass jedes Buch unabhängig von seinem Verfasser oder seiner Verfasserin aufmerksam gelesen werden musste. In gleicher Form musste man auch den vielen verschiedenen politischen Gruppen gegenüber vorsichtig sein. Alle bezeichneten sich als revolutionär, aber sie vertraten verschiedene politische Richtungen und führten keinen ideologischen Klassenkampf. Diejenigen, die von sich behaupteten, einen Klassenkampf zu führen, taten dies überwiegend formell. Alle beanspruchten für sich, im Recht zu sein. Können alle gleichzeitig Recht haben? Nein, unmöglich. Die einzige Wahrheit ist der Sozialismus. Alle bezeichneten sich als sozialistisch, aber lebten sie auch dementsprechend? Das war der springende Punkt. Nach sozialistischen Prinzipien, also nach den Werten, an die man glaubte, zu leben, war der grundlegende Maßstab.

D.K. wollte wissen, welche politische Richtung in der Schule, in der Klasse, im Viertel und in der Verwandtschaft überwog. Mit seinen Fragen wollte er gleichzeitig herausfinden, inwieweit wir uns mit solchen Themen beschäftigten. So lernte er uns besser kennen und lenkte gleichzeitig unsere Aufmerksamkeit in eine bestimmte Richtung.

Die Kinder der Brüder meines Vaters folgten alle verschiedenen politischen Richtungen. In unserer Verwandtschaft waren fast sämtliche Fraktionen der damaligen »türkischen« Linken wie TİKKO, PDA, HK[68] und TKP vertreten. In der Nachbarschaft sah es ähnlich aus. In meiner Klasse waren die PDA-AnhängerInnen in der Mehrzahl. Wir sagten, dass wir selbst noch keiner Gruppe oder Fraktion angehörten.

Er selbst studierte an der Gazi Eğitim-Universität in Ankara. Obwohl die Semesterferien noch nicht begonnen hatten, war er nach Dersim gekommen. Offensichtlich stand die revolutionäre Arbeit für ihn im Vordergrund. Metin war an der gleichen Universität. Sie kannten sich, aber D.K. schien ihn nicht besonders zu mögen. Ganz offen sagte er: »Metin ist still, passiv und zu nichts zu gebrauchen. Er hat immer noch Kontakt zum CHP-Umfeld«. Mehr sagte er nicht, aber ich war unglücklich, als ich das hörte. Ganz offensichtlich war-

---

68 *Halkın Kurtuluşu* (türkisch für: Volksbefreiung)

tete er auf eine Reaktion von mir. Ich sagte nicht viel und behielt meine Gefühle für mich.

So kamen wir auf das eigentliche Thema zu sprechen. Voller Aufmerksamkeit hörten wir zu, während er langsam und in einer für uns verständlichen Sprache bestimmte Sachverhalte erklärte. Er erläuterte die Begriffe Volk und Nation und sprach von Vietnam, Angola und Kuba. Dabei nannte er Beispiele aus den dortigen nationalen Befreiungskämpfen und versuchte mit Zitaten von Ho Chi Minh, Castro, Cabral, Lenin und Stalin die Richtigkeit seiner Worte zu belegen. Stellenweise kam es mir vor, als ob er uns ein Märchen erzähle oder aus einem Buch vorlese. Es war wie Geschichtsunterricht.

Ausführlich erzählte er uns von den indoeuropäischen Wurzeln des kurdischen Volkes, von ihrem Siedlungsgebiet Mesopotamien, von dem Nationalpakt *Misak-ı Millî*[69], von Kolonialismus und Ausbeutung. Dabei nannte er Jahreszahlen und ging auf die Ursachen und Auswirkungen verschiedener Entwicklungen ein. Am meisten erzählte er über den Aufstand von Dersim im Jahr 1938. Seine Schilderungen und Analysen ließen sich nicht mit den verkürzten Erzählungen meines Vaters, meiner Mutter, meiner Onkel oder meiner Großmutter vergleichen. Mit eindrucksvollen Beispielen von erschütternden Massakern erzählte er, wie die Existenz eines Volkes ausgelöscht wurde. Er berichtete von Vergewaltigungen, Vernichtungsfeldzügen, Vertreibungen und Verrat. Es waren sehr grausame Vorfälle und ich zitterte innerlich. Wir waren sehr still geworden. Wie war es möglich, dass die Existenz eines Volkes über einen so langen Zeitraum hinweg ignoriert wurde? In keinem Geschichtsbuch kam Kurdistan vor. Unser Land hieß Kurdistan und wir nannten es seit Jahren Republik Türkei. D.K. setzte seine Schilderung fort. Er erläuterte, wie Kurdistan in vier Teile gespalten wurde und was die Abkommen von Sèvres und Lausanne bedeuteten. Auch von den vielen kurdischen Aufständen berichtete er. Es nahm kein Ende. Wir wollten auch nicht, dass er aufhörte zu reden, weil seine Analyse so

69 Der *Misak-ı Millî* (deutsch: Nationalpakt oder Nationaleid) war das politische Manifest der türkischen Unabhängigkeitsbewegung nach dem ersten Weltkrieg. Territorien, die zu der Zeit nicht besetzt waren, waren demnach das Heimatland der türkischen Nation.

spannend und beeindruckend war. In den Schulbüchern hatten wir etwas über die Abkommen von Sèvres und Lausanne gelesen. In einigen Kapiteln kamen sogar die Worte »Kurden« und »Kurdistan« vor. Es waren Worte, die es nur noch in diesen Büchern gab. Wir erfuhren erst jetzt, dass unser Land Kurdistan hieß und eine klassische Kolonie war. Viele Begriffe wurden uns jetzt klarer.

Kurdistan ist eine Kolonie und halbfeudal ... Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist wie für alle anderen Völker auch für das kurdische Volk unverzichtbar ... In Kurdistan müssen Organisation und Kampf einer konkreten Analyse der herrschenden Bedingungen entsprechen ...

In seiner Schilderung erwähnte D.K. immer wieder Beispiele aus Vietnam, wodurch mein Interesse an diesem Land geweckt wurde. Er sagte, dass Vietnam in Nord und Süd aufgeteilt worden sei, dass zunächst im Norden eine Revolution stattgefunden habe, dass mit der Zeit im Süden gegen eine neue Form des Kolonialismus gekämpft worden sei und schließlich eine freiwillige und demokratische Wiedervereinigung stattgefunden habe. In afrikanischen Kolonien wie Guinea, Angola und Mosambik habe es ähnliche Entwicklungsprozesse gegeben und in vielen Länder werde weiterhin für die nationale Befreiung gekämpft. Das Themenspektrum wurde immer größer. Ich dachte über Kurdistan nach. Auf einer Veranstaltung in Deutschland hatte ich eine farbige Karte von Kurdistan gesehen. Jetzt erst begann ich zu begreifen, dass es sich dabei um mein Land handelte. Und je mehr ich begriff, desto mehr betraf es mich selbst.

eine handvoll menschen mit großer anziehungskraft

Ich fühlte mich, als hätte ich endlich gefunden, wonach ich gesucht hatte. Einige Geschichtszahlen und Einzelheiten vergaß ich sofort wieder, aber eine Sache schwirrte mir ständig im Kopf herum:

»Kurdistan ist eine Kolonie. Das kurdische Volk wird basierend auf seiner eigener Kraft und mit einer eigenen Organisation unter eigener Führung für seine nationale Befreiung kämpfen. Es wird ein

unabhängiges, vereintes, demokratisches, freies Kurdistan gegründet werden, in dem Frieden und Wohlstand herrschen...« Diesen Kampf würde das kurdische Volk selbst und eigenständig führen. Niemand hatte zuvor Begriffe wie »eigene Kraft« und »eigene Organisation« verwendet.

»Das türkische Volk ist nicht unser Feind. Wir sind mit ihm geschwisterlich und freundschaftlich verbunden. Unser Kampf wird mit ihm gemeinsam geführt werden, aber wir werden uns so organisieren, wie es die Bedingungen in Kurdistan erfordern. Zum Beispiel kann ein Magenkranker nicht mit den gleichen Methoden behandelt werden wie ein Herzkranker. Es sind unterschiedliche Methoden notwendig.«

Damit versuchte D.K. uns begreiflich zu machen, was Internationalismus und die Liebe zum eigenen Land bedeuteten. In seinen Schilderungen über Kurdistan erwähnte er auch Leyla Qasim[70] und die Heldentaten von Besê in Dersim im Jahr 1938. Er sagte, die Revolution sei keine Männersache, Männer und Frauen müssten Schulter an Schulter für die nationale Befreiung kämpfen. Frauen würden unterdrückt und erniedrigt, aus diesem Grund sei für Frauen die Revolution am wichtigsten. Während er das sagte, schaute er vor allem mich an.

All das erzählte er im Verlauf eines Abends und wie in einem Atemzug. Es war spät geworden. Wir hörten ihm mit gespitzten Ohren zu, bis er selbst meinte, es wäre erstmal genug. Wir waren sehr durcheinander und empfanden tiefe Scham darüber, dass wir bisher nicht gewusst hatten, dass wir KurdInnen aus Kurdistan waren. Gleichzeitig war es ein Genuss gewesen, auf diese Weise zu erfahren, wer wir waren. Wir waren KurdInnen, wir mussten für unser eigenes Land, für unser Volk kämpfen und mit allen unterdrückten Völkern gemeinsam eine Kampflinie festlegen. Das war ein sehr schönes Gefühl. Wir sagten uns gegenseitig, wie gut es sei, dass wir uns nicht einer anderen Gruppierung angeschlossen hatten.

Einige Punkte waren in meinem Kopf hängengeblieben. In wessen Namen redete eigentlich D.K.? Wie hieß ihre Bewegung oder

---

70 Leyla Qasim (* 1952; † 1974 durch Hinrichtung) war eine kurdische Aktivistin, die gegen das irakische Baath-Regime kämpfte.

Fraktion? Wie sollten wir uns selbst bezeichnen? Er hatte davon gesprochen, dass es die RevolutionärInnen Kurdistans seien, die diesen Kampf führen würden. War der Name so wichtig? Erst nachdem er gegangen war, fielen mir diese Fragen ein. Aber wichtiger noch waren die Analysen, die wir von nun an in Diskussionen mit anderen als unsere eigene Meinung einbringen konnten. Wir versuchten sie zu wiederholen, soweit wir sie verstanden hatten und überlegten, dass vielleicht aus Gründen der Konspirativität kein Name genannt worden war.

Die Erläuterungen jenes Abends waren für uns eine Ausgangsbasis. Um einen ideologischen Kampf führen zu können, mussten wir den Marxismus-Leninismus begreifen und mehr über nationale Befreiungskämpfe erfahren. Lernen, Verstehen und Wissen gehörte zu einem revolutionären Leben dazu.

Mit großem Enthusiasmus begann ich in der Schule und im Viertel über die Dinge, die ich gelernt hatte, zu diskutieren. Als erstes sprach ich mit Türkan Ç., Ayten Ö. und Fidan A.. Aber mit meinen Argumenten konnte ich sie nicht überzeugen. Deshalb lud ich sie zu uns nach Hause ein und rief auch D.K. und Veli dazu. Es fand eine sehr lange Diskussion statt. Türkan und die anderen wurden zunehmend umgänglicher. Als sie mit mir diskutiert hatten, hatten sie sehr auf ihren eigenen Ansichten beharrt und mich scharf angegriffen. Sie waren theoretisch gewandter als ich und neigten zur Demagogie. In der Lehrerschule gab es viel mehr Raum für Diskussionen. Dadurch hatten sie sich schneller entwickelt und waren zum Nachdenken angeregt worden. Außerdem standen sie auch zu Hause nicht unter Druck und konnten sich frei bewegen. Bevor sie gingen, sagten sie, dass sie etwas Zeit bräuchten, um einige Punkte zu überdenken, und wir die Diskussion zu einem späteren Zeitpunkt fortsetzen könnten.

Fidan hielt sich zurück, aber Türkan und Ayten wollten über einige neue Themen, die ihnen interessant erschienen, weiter nachdenken und dann erneut diskutieren. Das war positiv. Es bedeutete, zwei weitere Personen zu gewinnen. Jede Diskussion, jedes Gespräch hinterließ Eindruck. Wir lagen richtig mit unserer Meinung, und wer wirklich an einer Revolution interessiert war, würde sich

uns anschließen. Dabei handelte es sich nicht um einen emotionalen Wunsch, wir wussten aus eigener Erfahrung, welchen Eindruck diese Analysen hinterließen.

Es war gerade erst damit begonnen worden, die Ideologie zu verbreiten, aber alle sprachen davon, dass sich eine neue Fraktion gebildet habe, die die kurdische Identität in den Vordergrund stelle. Die anderen linken Gruppen spotteten darüber, aber das Interesse war groß. In Diskussionen wurde als erstes nach dem Namen der neuen Organisation gefragt, die sich inhaltlich offenbar von den bekannten linken Gruppen unterschied. Auch die Vorgehensweise war ganz anders. Die linken Gruppen setzten auf dogmatische Propaganda. Über ihre Zeitungen wollten sie ihren jeweiligen Namen bekannt machen und möglichst viele Menschen auf ihre Seite ziehen. Die neue Ideologie wurde von sehr wenigen Menschen vertreten, die jedoch mit ihren Persönlichkeiten Interesse weckten und Eindruck hinterließen. Mit ihrer selbstsicheren, reifen und ehrlichen Haltung sowie der Entschlossenheit, die in ihren Ansprachen deutlich wurde, besaßen sie eine große Anziehungskraft. Die jungen Menschen in Dersim hatten sich zwar bereits alle einer bestimmten Fraktion angeschlossen, aber die revolutionäre Arbeit war für alle noch neu und die jeweilige politische Überzeugung noch nicht gefestigt. Alle fühlten sich mit Deniz, Mahir, İbrahim Kaypakkaya und anderen Helden verbunden, die ihr Leben im Befreiungskampf verloren hatten. Die weltweite linke Strömung hatte auch die Türkei und Kurdistan erfasst und die Menschen waren bereit, sich zu organisieren. Vor allem in Dersim fand innerhalb der Linken ein Wettkampf statt, möglichst viele Menschen für die eigene Sache zu gewinnen.

Im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stand die Lehrerschule, in der es zu Konflikten mit einigen linken Gruppen kam, nachdem die neue Gruppe gegen die Faschisten an der Schule vorgegangen war und gegen die aggressiven Provokationen der HK-AnhängerInnen Position bezogen hatte. Diese linken Gruppierungen verdrehten die Vorfälle und machten Propaganda gegen die »Kurdistan-Revolutionäre«, indem sie überall verbreiteten, bei ihnen handele es sich um Flegel aus Urfa, die in Tunceli Chaos anrichten wollten: »Das sind keine Lin-

ken, keine Revolutionäre, sie sind Türkeş-Anhänger, die sich selbst als Kurden-Vertreter bezeichnen. Man müsste sie von der Schule werfen«. Ihre Führungskader waren selbst Lehrer. Mit ihrer Propaganda versuchten sie, die mit ihnen sympathisierenden Kreise an sich zu binden und zu verhindern, dass sie sich für andere Gruppen interessierten. Aber bei vielen Menschen erreichten sie damit das Gegenteil: das Interesse an den »Kurdistan-Revolutionären« wurde größer.

ein gespräch mit mazlum doğan

Am Gymnasium waren die türkischen linken Gruppen in der Mehrheit. Die Diskussionen verliefen hart und endeten oft im Streit. In meiner Klasse war ich fast die Einzige, die die neue Ideologie vertrat. Nur Zülfo empfand eine gewisse Nähe, weil auch sein Bruder Kamer Özkan mit der Gruppe in Kontakt stand. Aber er war sehr hitzig. Anstatt theoretische Argumente hervorzubringen, fing er lieber Streit an. Mit den anderen führte ich in den Pausen heftige Diskussionen. Beharrlich brachte ich meine Argumente hervor, die allerdings nur aus ein paar Sätzen bestanden. Es war unerträglich für mich, als nationalistisch bezeichnet zu werden. Ich reagierte darauf, indem ich die anderen als assimilierte Ignoranten bezeichnete, die ihr wahres Selbst verloren hatten und sich für ihre kurdische Identität schämten.

Unser Lehrer Abdullah war DDKO[71]-Anhänger und stammte aus Muş. Die Diskussionen mit ihm verliefen positiver, weil wir uns beide auf unsere kurdische Identität bezogen. Da er Lehrer war, vermied er es, die Diskussion allzu sehr zu vertiefen, aber er freute sich sehr über mein Interesse an Kurdistan. In fast jeder Unterrichtsstunde kam es zu Auseinandersetzungen, aber in einigen Fächern schlugen die Wellen besonders hoch. Auch die LehrerInnen beteiligten sich daran. Unser Physiklehrer kritisierte unser Murren über seinen Unterricht im Labor: »Ihr versteht die Revolution falsch. Bei der Physik handelt es sich eine Wissenschaft, von der ihr profitieren könntet. Ihr irrt euch, wenn ihr

---

71 Die *Devrimci Doğu Kültür Ocakları* (Revolutionäre Kulturvereinigungen des Ostens) waren eine kurdische marxistisch-leninistische Organisation der Türkei, die 1969 gegründet wurde.

den Unterricht als kleinbürgerliche Bildung ablehnt. Wir haben hier die Möglichkeit, verschiedene Versuche zu machen. Ihr lasst euch die Gelegenheit entgehen, theoretisch und praktisch etwas über explosives Material zu lernen. Dabei könnte das notwendig werden«.

An diesem Punkt gaben wir ihm Recht und nahmen manchmal an den Laborversuchen teil. Aber das Desinteresse überwog.

Zu Hause gab es nichts mehr, was unsere Arbeit behinderte. Wenn sich in der Diskussion mit anderen eine gewisse Nähe ergab, setzten wir das Gespräch in einer Wohnung fort. Am besten geeignet dafür war unsere Wohnung, bei anderen hätten Probleme auftreten können. Es kamen immer mehr Menschen zu uns. Nach einer Weile bildeten wir eine Gruppe mit T., A., N., K., C. und K.M. und begannen mit Bildungsarbeit. Jede Woche trafen wir uns an ein oder zwei Tagen für ein paar Stunden. Aus Sicherheitsgründen wählten wir dafür jedes Mal eine andere Wohnung. Wir lasen und diskutierten Klassiker zu den wichtigsten philosophischen Strömungen, zu dialektischem und historischem Materialismus und zu Gesellschaftsgeschichte.

Am zwölften März 1975 präsentierten sich die Kurdistan-RevolutionärInnen erstmalig der Öffentlichkeit in Dersim. Es fand eine Demonstration statt, an der sich die Kader, SympathisantInnen und AnhängerInnen der Gruppe beteiligten. Wir liefen vom Gymnasium aus vorbei am Regierungsgebäude durch den unteren Stadtteil über die Brücke bis zur Lehrerschule. Polizei und Militär befanden sich in Alarmbereitschaft. Anscheinend war ganz Dersim auf den Beinen. Als die ersten Reihen des Demonstrationszugs sich schon auf der Brücke befanden, waren die letzten Reihen noch auf der Straße unterhalb des Regierungsgebäudes. Es war beeindruckend. Mit Parolenrufen wurde das faschistische Regime, das aus dem Militärputsch[72] hervorgegangen war, verurteilt. »Nieder mit dem zwölften März!« war die Parole, die von allen gemeinsam voller Wut gerufen wurde. Erstmalig kam auch die Parole »*Ji Kurdan re azadî*«[73] auf. Es waren hauptsächlich Genossen aus Urfa, die diese Parole einbrachten und dabei ihre Tücher schwangen. Die meisten trugen eine *ke-*

72 12. März 1971

73 Kurdisch für: Freiheit für die KurdInnen

fiye auf dem Kopf. Diese Tücher, die als Symbol des Widerstandes galten, hatte ich erstmalig im Fernsehen und in Zeitungen bei den Palästinensern gesehen. Sie benutzten die Tücher, um bei Flugzeugentführungen ihre Gesichter zu verdecken. Immer wieder riefen die Genossen mit kräftiger, entschlossener Stimme dieselbe Parole. Wir schlossen uns ihnen an. An der Parole wurde deutlich, wer von den Demonstrierenden zu uns gehörte. Neben mir lief C.M., wir riefen die Parole gemeinsam. Eine Gruppe von der Lehrerschule versuchte, uns mit chauvinistischen Parolen zu übertönen. Nie habe ich vergessen, wie eine PDA-Anhängerin mir ins Ohr brüllte: »Nieder mit den Nationalisten!«. Es fühlte sich an, als ob mein Trommelfell platzen würde. Ich nannte sie eine Ignorantin und sagte: »Schämt ihr euch nicht, uns ständig anzugreifen?«. Dann rief ich weiter: »*Ji kurdan re azadî!*«. Um uns herum waren überall Polizisten, ansonsten hätte die Situation eskalieren können, denn in dem Moment wünschte ich mir, ihr mit der Faust mitten ins Gesicht zu schlagen. Mich regte das Verhalten dieser SozialchauvinistInnen unheimlich auf. Wie konnten sie ihre eigene Herkunft so vehement verleugnen? Ich unternahm jedoch nichts, da wir uns schließlich auf einer gemeinsamen Aktion befanden. Das schlimmste war, dass diese Leute nicht einmal wussten, wen oder was sie vertraten. Ich konnte ihre Wut nicht begreifen.

Durch die verschiedenen Parolen wurde auch deutlich, wie die Gruppen zahlenmäßig vertreten waren. Auch wir bildeten einen Block, aber einige von uns liefen in gewisser Entfernung. Das geschah wohl bewusst, damit nicht alle dechiffriert wurden. Die Ignoranten aus der türkischen Linken hingegen legten großen Wert darauf, ihre Anzahl sichtbar zu machen, als ob ihre Existenz nur von Demonstrationen abhänge und ihre Stärke nur auf Quantität basiere.

Die Demonstration endete vor der Lehrerschule. Es wurde eine Gedenkminute eingelegt und in Redebeiträgen auf die Bedeutung des Tages hingewiesen. Ahmet gelang es, in unserem Namen eine kurze Rede auf kurdisch zu halten. Dann löste sich die Versammlung auf. Wir machten uns unauffällig auf den Weg zu den Pensionszimmern.

Dort trafen wir auf Mazlum Doğan. Ich sah ihn erstmalig aus der Nähe. In der Wohnung im Stadtteil Dağ hatte ich ihn nie gesehen.

Wir lernten uns kennen und hatten die Gelegenheit, uns zu unterhalten. Ich stellte einige Fragen, auf die ich eine Antwort suchte. Es ging dabei vor allem um die halbfeudale Gesellschaftsstruktur Kurdistans, den modernen Revisionismus und die Parole »*Ji kurdan re azadî*«. Der Genosse Mazlum antwortete: »Die Parole ist nicht verkehrt, man kann sie schon rufen, aber sie ist zu eng gehalten und hat einen nationalistischen Anklang. Schließlich fordern wir nicht nur Freiheit für KurdInnen, sondern für alle Völker in Kurdistan«.

Seine Erklärung hob meine Unsicherheit über diese Parole auf. Aber was war mit »Weder Amerika noch Russland!« und dem »sowjetischen Sozialimperialismus«? Wie war die Meinung der Gruppe dazu? Genosse Mazlum erläuterte anhand vieler Beispiele, warum das Sowjetsystem als moderner Revisionismus bezeichnet werden könne. Dieses »ideologische Doping« nach der Demonstration wirkte bei uns allen sehr anregend. Bis zum Abend diskutierten wir unter uns weiter. Ich lernte Nurhayat, von den Genossen aus Urfa Ahmet, Cuma Tak und S.G. und viele weitere FreundInnen kennen, die aus verschiedenen Orten in Kurdistan stammten. Sie alle zusammen zu sehen, machte mich glücklich und gab mir Kraft.

die alarmglocken läuten

Als ich nach der Demonstration nach Hause kam, traf ich auf Onkel Hıdır und Tante Tonton, die sich Sorgen um mich gemacht hatten. Sie empfingen mich mit finsteren Gesichtern und waren verärgert. Ich hingegen war bester Stimmung, deshalb nahm ich sie nicht weiter ernst. Die aufregende Demonstration und die Bekanntschaft mit neuen FreundInnen hatten mich in gute Laune versetzt. Ich war einen wichtigen Schritt in meinem Leben weitergekommen. Wie viele weitere Schritte, die ich in jenem Jahr gesetzt hatte, sollte auch dieser Schritt zu einer vollständigen Veränderung meines Lebens und meiner Persönlichkeit führen. Nichts war mehr wie früher.

Auch mein Kleidungsstil änderte sich. Ich trug jetzt zum Beispiel Plastikschuhe und zog mich schlichter an. Selbst darüber ärgerten sich Onkel Hıdır und Tante Tonton. Unsere Verwandten und Nach-

barn wunderten sich über meine Wandlung, die unbewusst und ungeplant vonstatten ging. Ich passte mich der Schlichtheit der Gruppe, zu der ich jetzt gehörte, an.

Für mich hatte ernsthaft ein neues Leben begonnen. Meine Ablehnung gegen alles Althergebrachte veränderte mich in vielerlei Hinsicht. Abgesehen von meiner Verwandtschaft sagte mir niemand, wie ich mich kleiden oder was ich machen solle. Ich passte mich von selbst dem Kleidungsstil und der Lebensweise der Gruppe an, zu der ich mich zugehörig fühlte. Meine innere Welt ordnete sich ganz neu. Je enger die Verbindung zu den GenossInnen wurde, desto schneller vollzog sich meine Wandlung.

Die Bildung war für uns der wichtigste Teil unserer Arbeit. Es galt als Pflicht, pünktlich zum genannten Zeitpunkt am festgelegten Ort zu sein. Diese Bildungsarbeit erforderte Einsatz, Selbstlosigkeit, Aufmerksamkeit und Verantwortungsbewusstsein. Eine Zeitlang leitete H.Y. unsere Lerngruppe. Es wurde zunächst etwas gelesen und anschließend diskutiert. H.`s Anleitung war nicht besonders lebendig. Es machte ihn verlegen, eine Frauengruppe zu schulen. Manchmal war die Gruppe auch gemischt. Dabei musste darauf geachtet werden, keine Aufmerksamkeit in der Umgebung zu wecken. Aber die gemischten Gruppen hatten den Vorteil, dass die Diskussionen bunter verliefen. Die Freundinnen waren theoretisch bewandert, einige waren sogar weit fortgeschritten. H. blickte nur von seinem Buch auf, wenn er eine von uns aufrief. Wir machten uns über seine Schamhaftigkeit lustig. Manchmal verständigten wir uns während des Unterrichts in Zeichensprache über ihn. Unsere Debatten nach dem Unterricht verliefen freier. In der Bildungsrunde wurde ernsthaft diskutiert. Erst wenn wir alles verstanden hatten, konnte zum nächsten Thema übergegangen werden. Das Schöne an dieser Arbeit war der Wissensdurst, der uns alle erfüllte, und die Verantwortung, die sich daraus ergab.

Das Lernen fand in einer genossenschaftlichen Atmosphäre statt und schuf eine gemeinsame Geisteshaltung. In uns allen wuchs dabei die Entschlossenheit, den revolutionären Kampf mit all seinen schweren Seiten zu schultern.

Einige Male wurde unsere Lerngruppe sabotiert, als sie in unserer Wohnung stattfand, weil ich Gäste empfangen musste. Es fiel auch sofort auf, wenn jemand bei uns war. Da die Tür von der Straße aus einsehbar war, konnten die Nachbarn kontrollieren, wer uns besuchte. Vor allem Tante Tonton achtete darauf und kam vorbei, um zu sehen, was los war. Wir taten dann so, als ob es sich um ganz normalen Besuch handele. Das ging mir auf die Nerven, weil wir dadurch Zeit verloren. Onkel Hıdır und Tante Tonton begriffen ohnehin, dass sich etwas geändert hatte. Sie brachten ihre Besorgnis darüber zur Sprache, dass unsere Wohnung wie ein Vereinshaus geworden sei, bei dem man nicht wisse, wer ein- und ausginge. Ihnen fiel auch auf, dass ich Metin nicht mehr so häufig wie früher Briefe schrieb. Sie hörten die Alarmglocken läuten.

Nachdem wir ein paar Bildungseinheiten absolviert hatten, wurde C. zur Gruppenverantwortlichen. Ihr Vater war in Dersim als reicher Mann bekannt. Ihre Familie war sehr groß, einige von ihnen waren LehrerInnen. Y., C., K. und K. waren von der PDA zu uns gewechselt. Sie hatten alle grundverschiedene Persönlichkeiten. Da unsere Wohnung zu bekannt geworden war, mussten wir die Lerngruppe bei ihnen fortsetzen. Sie wohnten in einem ruhigen Stadtteil, in dem hauptsächlich Angehörige der Mittelschicht wie Ladenbesitzer, Lieferanten, Bauunternehmer etc. lebten. Da es in der Familie mehrere Töchter gab, fiel es auch nicht weiter auf, wenn sie Besuch von mehreren jungen Mädchen bekamen. Wir arbeiteten sehr diszipliniert und fingen immer pünktlich an. In den Pausen wurde geraucht. Zu Beginn tranken wir auch Tee in den Pausen, aber damit hörten wir auf, um keine Zeit zu vergeuden. Diese Disziplin wirkte sich auch auf unser Alltagsleben aus. Unsere Sitzhaltung war förmlich und wir meldeten uns zu Wort, wenn wir etwas sagen wollten. Diese Erziehung wurde uns nicht aufgedrängt und es wurde auch nicht darüber gesprochen, dass es so sein müsse. Vielmehr war diese Haltung Ausdruck der Ernsthaftigkeit unserer Arbeit.

Die Gruppe wurde immer größer. Bald kam auch S.K. dazu. Wir waren eine Gruppe, die täglich an Stärke und Bewusstsein gewann, und wir waren die erste Frauengruppe. Mit der Zeit begannen wir, uns gegenseitig auf unsere Schwächen aufmerksam zu machen, Kri-

tik zu üben und bei Fehlern einzugreifen. Es entstand ein Gruppenbewusstsein. Wir sprachen darüber, worauf wir im Kontakt und in Diskussionen mit anderen linken Gruppen achten mussten. Provokantes, abstoßendes Verhalten galt es zu vermeiden, ebenso sollte nicht auf Provokationen der anderen Seite eingegangen werden. Um die Menschen überzeugen zu können, mussten wir konstruktiv vorgehen. Aber die anderen Gruppen wandten eine Methode an, die mit revolutionärem Bewusstsein nichts mehr zu tun hatte: Sie verboten ihren SympathisantInnen und AnhängerInnen, mit uns zu diskutieren, und versuchten zu verhindern, dass den Redegewandteren von uns zugehört wurde. Ihnen war ein Umfeld lieber, in dem sie unter Einsatz von Demagogie in Diskussionen einen Machtkampf zur Schau stellen konnten. Solche Leute wollten sie an sich binden. Es war schlecht, dass sie offene Diskussionen zu unterdrücken versuchten, aber mit dieser Methode konnte nicht verhindert werden, dass sich unsere Ideologie verbreitete. Mit Entschlossenheit, Selbstbewusstsein und Begeisterung für die Sache setzte sich die Gruppe über alle Hindernisse hinweg. Kein Streit, keine Provokation und keine Intoleranz konnten uns aufhalten. Dafür waren unsere Überzeugung und unsere Willenskraft zu stark. Daran glaubten wir und auf dieser Grundlage führten wir unseren Kampf.

Es war wirklich wie eine göttliche Kraft. Einfache AnhängerInnen und SympathisantInnen der Gruppe konnten ohne Angst und mit großer Leidenschaft mit ganz verschiedenen Menschen diskutieren. Das war es auch, was alle so verwunderte. Die Gruppe hatte keinen Namen, keine eigene Zeitung oder Zeitschrift und keine Vereinsräume, aber alle zeigten das gleiche Verhalten angesichts von Ungerechtigkeit. Zu Beginn war spöttisch über die »drei bis vier Kurdenvertreter« gesprochen worden. Dann wurde »Kurdistan-Revolutionäre« gesagt und schließlich kam der Name »*Apocu*« auf.

Wir wurden immer mehr. Es entstand ein Bewusstsein über kurdische Identität und Herkunft. Begriffe wie Land, Nation und Volk wurden nach revolutionären Kriterien hinterfragt. Wer war der Feind? Wie würden wir ihn bekämpfen? Mit welcher Partei und welcher Armee? Die Antworten auf diese Fragen sollte die anfangs win-

zige und allgemein belächelte Gruppe mit den hohen revolutionären Ansprüchen geben. Wer die Besonderheit dieser Gruppe spürte, konnte sich ihrem Einfluss nicht entziehen.

voller hoffnung und sehnsucht auf dem weg zur wirklichkeit

Auch Frauen und junge Mädchen waren Teil des revolutionären Prozesses. Vor allem an den Schulen verbreiteten sich revolutionäre Ideen schnell. Die Beteiligung von Frauen war aufgrund der spezifischen Bedingungen in Dersim nicht ungewöhnlich. Mädchen galten nicht als weniger wertvoll als Jungen, im Gegenteil, Töchter wurden sogar mehr geliebt. Aber diese Sache war anders. Da es sogar für Männer gefährlich war, politisch tätig zu sein, war die revolutionäre Arbeit für Frauen undenkbar. Die gesellschaftlichen Wertmaßstäbe hatten sich verändert, aber die feudalen Strukturen wurden von Brüdern, Ehemännern, Verlobten und Geliebten in den revolutionären Gruppen aufrecht erhalten. Nur unsere Gruppe lehnte feudale Beziehungen ab und kämpfte dagegen an. Es bestanden keine Bedenken, wenn sich zwei Menschen zueinander hingezogen fühlten, solange diese Bindung auf neuen, revolutionären Maßstäben basierte. Andernfalls drohte jedoch Gefahr.

Bereits in jener Zeit, als unsere Gruppe noch keinen Namen hatte und abfällig als nationalistisch bezeichnet wurde, wurde der Feind auf uns aufmerksam. Auch die Bevölkerung bemerkte den Unterschied. Die Sympathie und das Interesse für die Gruppe wuchs durch ihre radikale Haltung gegen die Polizei, ihre Entschlossenheit im ideologischen Kampf und ihre Begeisterung für die Sache. Der Name war nicht wichtig. Selbst wenn versucht wurde, die Gruppe in den Schmutz zu ziehen, wuchs die Sympathie. Es gab viele Kreise, die sich selbst als revolutionär bezeichneten und Antipropaganda gegen uns betrieben. Sie behaupteten, wir seien »schlimmer als die Türkeş-Anhänger«. Aber wie überzeugend konnte es sein, uns unter Verleugnung der eigenen Identität mit Mörderbanden in einen Topf zu werfen, die keine andere Funktion hatten, als die höchsten

menschlichen Werte mit ihrer reaktionären und rassistischen Politik zu vernichten? Daran glaubten nicht einmal diejenigen, die diese Antipropaganda betrieben. Ihre Angriffe entbehrten jeder theoretisch-ideologischen Grundlage und widersprachen linksrevolutionären Grundsätzen. Letztendlich hatten diese Angriffe nur einen Effekt: Sie zeigten das wahre Gesicht dieser Gruppierungen.

Alle Fraktionen bezogen sich auf unterschiedliche theoretische Analysen, aber sie vereinten sich gegen die Ideologie der nationalen Befreiung. Intern gab es bei ihnen keinen konsequenten Zusammenhalt. Ihr Verhältnis untereinander zeugte zumeist von fehlenden Prinzipien und Unbeständigkeit. Daher griffen sie sich auch gegenseitig an. Sie bezogen sich auf Deniz, Mahir oder İbrahim Kaypakkaya, aber in ihrem Wettstreit untereinander entfernten sie sich immer mehr von den revolutionären Werten, für die ihre Vorbilder gekämpft hatten.

Am sechsten Mai, dem Jahrestag der Hinrichtung von Deniz, Hüseyin und Yusuf, fanden an den Schulen Diskussionsforen statt. Am Gymnasium beteiligten wir uns alle daran. Es missfiel uns, dass einige Gruppen diese großen Revolutionäre für sich vereinnahmen wollten, als ob sie ein Monopol über sie hätten. Eine Verbundenheit mit ihnen konnte nur dadurch ihren Ausdruck finden, dass man ihren Kampf fortsetzte und sich für ihre revolutionären Werte einsetzte. Die bedeutungsvollste Antwort auf die Parole »Es lebe der gemeinsame Kampf des türkischen und kurdischen Volkes!«[74] gaben die »Kurdistan-RevolutionärInnen« mit ihrer Ideologie, ihrer Organisiertheit und ihren Aktionen. Nur auf diese Weise konnte man der gefallenen Revolutionäre gedenken und ihren Kampf fortführen.

Auf der Veranstaltung am Gymnasium wurde eine Gedenkminute abgehalten und anschließend wurden Reden gehalten. Zum Schluss wurden Parolen gerufen: »Wir vergessen den sechsten Mai nicht! Deniz, Hüseyin und Yusuf sind unsterblich! Nieder mit der faschistischen Diktatur!«. Danach gingen die Teilnehmenden auseinander. Aber die »Volksbefreiungsfront« wollte unbedingt noch die

---

74 Eine der Parolen, die Deniz Gezmiş bei seiner Hinrichtung gerufen haben soll

eigene Stärke demonstrieren. Ihre AnhängerInnen sammelten sich im Stadtteil Dağ, wo sie die größte Fraktion stellten. Sie nannten Dağ sogar »unser Viertel«. Nach dem Forum am Gymnasium noch zu einer weiteren Veranstaltung aufzurufen, rief allgemeinen Unmut hervor. Da die Stadtteile in Dersim recht nahe beieinander lagen, war es überall zu hören, wenn eine große Gruppe etwas rief. So waren auch ihre Parolenrufe gut hörbar und die Polizei riegelte das gesamte Viertel ab. Als die Polizei anrückte, flüchteten diejenigen, deren angeblicher Anspruch es war, das Volk anzuführen. Zurück blieben hauptsächlich Frauen und Kinder. Die Polizei prügelte auf sie ein und verfolgte die jungen Männer. Bei der Verfolgung eines Demonstranten trafen die Polizisten auf uns. Wir waren dorthin gegangen, um zu sehen, was passierte. Auch einige Nachbarinnen und Romafrauen beobachteten das Geschehen von der Straße aus, andere aus Fenstern und von Balkonen.

Einige Frauen ärgerten sich über die jungen Männer, andere waren wütend auf die Polizisten und beschimpften sie. Daher griffen die Polizisten auch die Frauen an. Sie ergriffen eine von ihnen und wollten sie mit Gewalt abführen. Ich kannte sie. Sie war unsere Nachbarin und hieß Elif. Sofort griff ich ein und versuchte, sie aus den Händen der Polizisten zu befreien, die daraufhin mich schnappen wollten. Tante Elif, die Romafrauen und meine kleinen Schwestern klammerten sich an mich, um meine Festnahme zu verhindern. Die Zwillinge weinten und Tante Elif rief: »Nehmt mich, was wollt ihr von diesem Mädchen, sie hat doch mit der Sache gar nichts zu tun!«. Ich tröstete meine weinenden Schwestern und zog mich dabei Schritt für Schritt zurück. Die Polizisten waren sprachlos angesichts der Reaktion von Tante Elif und den Romafrauen und ließen uns gehen.

meine bewunderung für die roma

Tante Elif war eine kräftige Frau. Sie war verwitwet und ihre Kinder arbeiteten in Deutschland. Nachdem sie die Polizisten vertrieben hatte, wandte sie sich schimpfend an mich: »Geh jetzt sofort nach Hause, was hast du überhaupt um diese Uhrzeit draußen zu

suchen, du bist schließlich ein verlobtes Mädchen!«. Dann ging sie selbst in ihre Wohnung. Die Roma luden uns zu sich nach Hause ein. Gemeinsam bereiteten wir eine Mahlzeit zu, die wir auf einem Tuch am Boden aßen. Wir unterhielten uns lange. Sie erzählten, wie sie in Erzurum die jungen Revolutionäre aus ihrem Viertel bei einer gewalttätigen Auseinandersetzung vor der Polizei beschützt hatten. Über die Männer ärgerten sie sich: »Die Männer, die einfach nur vom Balkon aus zusehen, sind Feiglinge. Mit ihrer Angst ermutigen sie diese Hunde, die uns mit einem neuen ›38‹ drohen. Wenn sie dich festgehalten hätten, hätten wir angegriffen und dich befreit. Gut, dass sie es nicht versucht haben«.

Im Verlauf der Unterhaltung kam das Thema Frauen und Revolution auf. Wir sprachen darüber, zu was Frauen in der Lage sein könnten, wenn sie ihren Hass auf den Feind organisierten. Wir redeten auch von dem Mut und der Durchsetzungsfähigkeit von Romafrauen. Ich sagte, dass ich seit meiner Kindheit Bewunderung für sie empfand. Sie schlugen manchmal ihre Zelte in der Nähe des Dorfes auf, am Ufer des Munzur zwischen wunderschönen Weidenbäumen und Pappeln. Die Männer waren Meister der Verzinnung. Aus allen Dörfern der Umgebung wurden Kupferbehälter zum Verzinnen zu ihnen gebracht. Die Frauen waren »Sammlerinnen«. Mit Satteltaschen und Säuglingen auf dem Rücken beladen wanderten sie umher und erbaten Mehl, Fett, Weizen und ähnliches von den Menschen in der Umgebung. Ihre Wünsche bemaßen sie an der wirtschaftlichen Lage der Region, in der sie sich gerade befanden. Damit verdienten sie ihren Lebensunterhalt. Nach einer Weile brachen sie die Zelte ab und zogen weiter.

Meine Großmutter stellte ihnen manchmal im Winter leerstehende Häuser zur Verfügung und kümmerte sich um sie. Dadurch wuchs die Dorfbevölkerung an. Im Frühjahr war ohnehin immer mehr los, weil die Leute aus den Städten ins Dorf kamen, um dort den Sommer zu verbringen. Mir erschien die Lebensweise der Roma sehr frei. Schließlich wanderten sie nach Lust und Laune umher und ließen sich nirgendwo dauerhaft nieder. Andererseits taten sie mir aufgrund ihrer Armut und der Verachtung, die ihnen nur zu oft entgegenschlug, leid. Bei jeder Gelegenheit lud ich sie nach Hause ein. Einige

kannte ich inzwischen gut, sie kamen häufig. Einmal nutzte ich die Abwesenheit meiner Mutter und gab ihnen Kleidung von ihr, meinen Geschwistern und mir selbst.

Die Romafrauen waren hübsch. Einige von ihnen bezauberten mich geradezu mit ihrer Schönheit trotz ihrer offensichtlichen Armut und ihrer zerrissenen Kleidung. Die jungen Mädchen achteten auf ihr Aussehen. Sie trugen Dutzende bunte Haarspangen in ihren Locken. Mit ihrem gebräunten Teint sahen sie sehr anziehend aus. Alles an ihnen war natürlich und diese Besonderheit machte sie interessant. »Wir stehen immer auf eurer Seite«, sagten sie. Natürlich verfolgten sie dabei auch ihre eigenen Interessen. Schließlich konnte es nicht ihr Schicksal sein, bis ans Ende aller Zeiten zu betteln. Vielleicht dachten sie nicht ganz so weit, aber in einem unabhängigen Kurdistan würde auch für sie Platz für ein freies Leben sein. In Deutschland hatte ich auch Roma gesehen, aber sie hatten einen besseren Lebensstandard und wurden nicht so reaktionär behandelt. Sie führten ihr eigenes Leben und es war nicht schwer, sie anhand ihrer Besonderheiten zu erkennen. Auch sie mochte ich gern. Eigentlich waren die Roma nicht frei, wie sollten sie auch? Aber sie bewegten sich außerhalb der gesellschaftlichen Normen und kümmerten sich nicht um das bestehende System. Sie hatten eigene Regeln, nach denen sie lebten. Das war es, was mir so gut gefiel. Meine Bewunderung des »freien« Lebens der Roma entstand eigentlich aus meiner Reaktion gegen die gesellschaftliche Ordnung und ein Familiensystem, das die Menschen einengte und unfrei machte. Aus diesem Grund sehe ich immer noch die Schönheit in ihrer Lebensweise.

die wut über die fehler anderer richtet sich gegen mich selbst

Wir hatten ein ernstes Bücherproblem. In Dersim war es schwierig, Bücher zu bekommen. Die FreundInnen hatten sich deshalb eine neue Methode für die Bildungsarbeit und das individuelle Lesen ausgedacht. Nicht alle Wohnungen eigneten sich zur Aufbewahrung von Büchern. Sie boten schon allein deshalb keinen Schutz, weil die

Eltern es verboten. Die Polizei griff nicht direkt ein, aber es gehörte zu ihrer Methodik, die Angst zu verbreiten, Bücher könnten als Vorwand für Repressionen dienen. Es gab wohl auch ein finanzielles Problem in der Gruppe. Einige Male hatte ich gesehen, wie die Freunde mit Petersilie verzierte selbstgemachte Weizengrützebällchen im Brot verkauften. Das war auch ein Ausdruck der Zugehörigkeit zum Proletariat und gebot Respekt.

Aber es fehlte vor allem Geld für den Lebensunterhalt. Hüseyin Güngöze bereitete mit einer Zigarette im Mund rasch die Weizengrützebällchen zu und reihte sie auf einem Blech auf. Diese Lebensweise der Freunde war für uns wie ein Signal, selbst auch tätig zu werden. Meine Brüder Hasan und Ali verkauften Wasser. Meto fing Fische und verkaufte sie. Die Forellen waren köstlich und teuer. Er fing auch viele davon für unseren Eigenbedarf. Außerdem betätigte er sich als Elektriker, führte Reparaturen durch oder bot sich als Lastenträger an. Hauptsächlich arbeitete er im Direktverkauf von Lastwagen, von denen er die Waren ablud. Das gesamte Geld, das wir auf diese Weise verdienten, gaben wir den Freunden oder kauften davon Dinge, die sie brauchten. Wir taten das freiwillig, weil wir uns der Lebensweise der Gruppe anpassten und uns als Teil ihres Lebens betrachteten. Es gab noch keine festgelegten Regeln für das Zusammenleben, aber in uns war der Wunsch entstanden, alles mit der Gruppe zu teilen. Jedes einzelne Mitglied war wertvoll und die Gruppe war meine Welt.

Eines Tages auf dem Rückweg von der Schule empfing mich meine Schwester Nesibe aufgeregt auf der Straße: »Die Polizei will in das Lehmhaus. Metin hat uns beauftragt, allen Bescheid zu sagen, die dort hinwollen!«.

Ich war überrascht. Wo kam die Polizei jetzt plötzlich her, was war los? Aber eigentlich hatte ich schon die ganze Zeit befürchtet, dass so etwas passieren könne. In den letzten Tagen hatte ich besorgt festgestellt, dass unser aus Pertek stammende Nachbar Haşim das Haus beobachtete. Seine Frau hatte meinen Geschwistern merkwürdige Fragen gestellt. Direkt über uns wohnte ein Zivilpolizist, der sich unter dem Vorwand, mit seinem Kind spazieren zu gehen, stundenlang auf der Straße herumtrieb und in unsere Richtung starrte.

Tante Tonton war hellhörig, was unsere Arbeit betraf. Wir hatten mehrere Abende hintereinander damit verbracht, mit der Schreibmaschine Ausschnitte aus Büchern abzutippen. Da sie dringend benötigt wurden, wechselten Meto und ich uns bis in die Morgenstunden beim Tippen im Zweifingersystem ab. Die Schreibmaschine zu benutzen, war auffällig, da die Wohnung direkt an der Straße lag und man von dort aus jedes Geräusch hören konnte. Daher stellten wir die Schreibmaschine auf eine weiche Unterlage und hielten die Fenster fest geschlossen. Manchmal schrieben wir auch im Hinterzimmer, obwohl es dort keinen Ofen gab. Tante Tonton ahnte, was wir taten. Sie warnte uns davor, uns mit »gefährlichen Sachen« abzugeben. Da die Schreibmaschine uns gehörte, behaupteten wir einfach, für die Schule zu arbeiten. Aber das glaubte sie uns natürlich nicht.

Die Neuigkeit, die ich soeben erhalten hatte, war wichtig. Die anderen mussten gewarnt werden. Offenbar handelte es sich nicht um eine gewöhnliche Observation. Ich hatte nicht ganz genau verstanden, was Nesibe erzählt hatte. Hatte die Polizei die Wohnung bereits gestürmt oder bestand nur die Gefahr, dass sie es tun könne? Eigentlich war das nicht so wichtig. Wichtig war, dass der Feind Verdacht geschöpft und aktiv geworden war.

Ich zerbrach mir den Kopf, an welcher Stelle wir unvorsichtig gewesen waren. Zum Lehmhaus kamen viele Leute, aber meistens erst in der Dunkelheit. Wo lag also die Schwachstelle? Vielleicht hatte auch unsere Wohnung die Aufmerksamkeit auf sich gezogen durch den vielen Besuch und den Gebrauch der Schreibmaschine. Wer weiß, vielleicht war sogar beobachtet worden, dass wir abends Essen in das Lehmhaus brachten. Wir hatten ein Kabel für die Stromversorgung dorthin verlegt. Vielleicht hatten die Leute aus Pertek das gesehen. Es kam auch vor, dass unsere FreundInnen von Leuten aus der türkischen Linken enttarnt wurden. Überall sprachen sie abfällig von den »Nationalisten« und nannten dabei Namen, womit sie sich bewusst oder unbewusst als Spitzel betätigten.

All das kam mir plötzlich in den Sinn. Die Tüllgardinen vor den Fenstern unserer Wohnung waren zugezogen. Ali beobachtete vom Fenster aus heimlich das Lehmhaus und Meto behielt die Straße im

Blick. Hasan hatten sie zum Pfad unterhalb der Moschee geschickt und ihm gesagt, er solle bis zum Abend dort bleiben und alle warnen, die dort entlang gingen.

Es war Winter und es lag Schnee. Wo sollten die Freunde hingehen? Meto berichtete von seinem Fensterplatz über die Geschehnisse. Er zeigte auf die Straße, wo ein Mann stand, der aufmerksam um sich blickte: »Das ist ein Zivilpolizist. Heute morgen waren sie noch zu dritt. Sie haben auf das Haus gezeigt und miteinander geredet. Eine ganze Weile haben sie gewartet und dabei auch auf andere Häuser in der Umgebung gezeigt, auch auf unsere Wohnung. Dann sind sie diese Straße entlang gegangen. Sie wollten herausfinden, ob jemand im Lehmhaus ist. Uns kam das merkwürdig vor. Nachdem sie gegangen sind, bin ich sofort hinüber gegangen. Wir haben einige von den Freunden weggeschickt und alle Sachen, die dort waren, über den Balkon hierher gebracht.«

Er hob ein Sitzkissen an und zeigte mir drei Koffer und mehrere Tüten. Ein paar Tüten hatten sie auch auf den Balkon neben einen Holzstapel gestellt. Aufgeregt fuhr Meto fort: »Das Kabel haben wir liegenlassen, weil es vielleicht noch mehr Aufmerksamkeit hervorgerufen hätte, wenn wir es entfernt hätten. Schließlich war es vorher auch schon da. Nesibe habe ich zum Weg an der Schule und Hasan zur Moschee geschickt. Die Genossen wissen Bescheid, von ihnen wird wohl niemand mehr kommen. Zwei sind noch in der Wohnung, die Mittelschüler Ali und Necat, die ja auch die Mieter sind. Ansonsten ist nichts mehr dort.«

Einen Moment lang wusste ich nicht, was ich sagen oder tun sollte. Ich umarmte Meto. Wie klug und umsichtig er sich verhalten hatte! Aber ich machte mir trotzdem Sorgen und fragte, ob er vorsichtig gewesen sei, als er die Sachen zu uns gebracht hatte. Ich befürchtete, dass die Polizei auch unsere Wohnung stürmen werde, wenn sie Verdacht schöpfte. Meto sagte, sie seien sehr vorsichtig gewesen und der Balkon sei ja von der Straße aus nicht zu sehen. Trotzdem war ich unruhig. Ich zog die Koffer heran und öffnete sie. Darinnen befanden sich Bücher, Ausweise, Pistolenmagazine, eine Kette, ein Dolch, eine Karte von Kurdistan und mehrere vervielfältigte Tex-

te, außerdem drei Matrizenkopierer und eine Schreibmaschine. Und Teile eines Revolvers. Als ich das alles sah, wurde ich noch nervöser. Ich musste eine Lösung finden! Um diese Uhrzeit konnte ich die ganzen Sachen nicht zu Tante Tonton bringen, es war noch hellichter Tag. Aber in der unteren Etage gab es einen Raum, in dem Holz gelagert wurde. Meto nahm die Zimmerschlüssel, kletterte vom Balkon hinab und probierte die Schlüssel aus. Tatsächlich, sie passten! In dem Raum befanden sich Baumaterial und ein Holzstapel. Er gehörte dem Hausbesitzer und war deshalb unauffällig.

angst vor dem staat

Während wir noch darüber nachdachten, was wir tun sollten, hielt ein Mannschaftswagen auf der Straße. Bewaffnete Polizisten stiegen aus und näherten sich, wobei sie die Umgebung kontrollierten. Gleichzeitig kam eine Gruppe Polizisten vom unteren Weg, insgesamt waren es über zwanzig. Einige von ihnen durchsuchten die Umgebung, indem sie den Fußspuren im Schnee folgten. Sie kontrollierten Holzlager und Toiletten. Einer sah das Kabel im Maulbeerbaum und informierte die anderen. Dann ging er zu einem Polizisten, der ein Funkgerät in der Hand hielt, und zeigte auf unsere Wohnung. Sie versuchten nachzuvollziehen, zu welcher Wohnung das Fenster gehörte, aus dem das Kabel hing. Ich wurde noch unruhiger. Schnell fassten wir einen Plan: »Ich nehme die Zwillinge und tue so, als ob wir ins Kino gehen. Meto, du bleibst drinnen und beobachtest alles heimlich. Ali soll ins Stadtzentrum gehen und die Freunde informieren. Hasan ist ja sowieso am Weg«, sagte ich. Meto willigte ein. »Wenn sie hineinkommen und die Sachen finden, wissen wir von nichts. Wir behaupten dann, dass unsere Nachbarn uns ihre Bücher gegeben haben, weil ihre Wohnung feucht ist und sie ins Dorf gefahren sind. Wir wissen nicht, was in den Koffern ist, weil wir überhaupt nicht nachgeguckt haben.«

Schnell zog ich meine schickste Kleidung an und setzte die Perücke auf. Meine pelzbesetzte Jacke und meine Schlaghosen waren sehr auffällig. So ging ich hinaus auf den Balkon, von wo aus ich

der Nachbarstochter Perihan zurief: »Wir sind fertig, wo sollen wir langgehen? Nimet wollte doch auch mitkommen. Es ist ein schöner Film, er ist bestimmt ausverkauft. Beeil dich, lass uns von hier aus losgehen!«

Alle Polizisten starrten mich an. Ich tat so, als kümmere mich das nicht. Perihan antwortete: »Kommt hierher, der Weg ist kürzer!« Mit Nesibe und Feride verließ ich die Wohnung und schloss von außen ab. Wir gingen zwischen den überraschten Polizisten hindurch. Nachdem wir weg waren, fragten sie den Hausbesitzer, wer dort wohne. Er antwortete, es sei die Wohnung von İsmail Cansız: »Die Eltern sind in Deutschland, der älteste Sohn in İstanbul. Die Geschwister gehen alle noch zur Schule.« Sie fragten nach dem Kabel, woraufhin der Hausbesitzer zunächst vor sich hindruckste und schließlich antwortete: »Das sind auch Schüler, sie sind auf der gleichen Schule, sie kriegen Geld dafür«. Das war eine gute Antwort. Die Polizisten lamentierten noch eine Weile, aber ihr Verdacht hatte sich nicht erhärtet und eine Hausdurchsuchung stand nicht mehr zur Diskussion.

»Die leben in ihrer eigenen Welt, hast du nicht ihre Klamotten gesehen?«, sagte einer der Polizisten. Revolutionäre Linke in Dersim sahen eben anders aus. Vor allem die TİKKO- und HK-Anhängerinnen zogen sich sehr komisch an. Sie trugen Hosen unter den Röcken und banden sich Kopftücher um. Sie nannten es »proletarische Kleidung«. Unsere Freundinnen zogen sich schlichter an. Wir trugen normalerweise Hose oder Rock und dazu ein Hemd oder eine Bluse. Damit kamen wir bei der Bevölkerung besser an und waren unauffälliger.

In diesem Durcheinander sollte ich ins Kino gehen? Nachdem wir eine Weile gelaufen waren, gingen wir in die Wohnung einer Nachbarfamilie, die völlig unauffällig war, und warteten gespannt ab. Ich schickte die Kinder los, um zu erfahren, was weiterhin geschah. Wir hörten, dass die beiden Schüler festgenommen worden seien. Niemand wusste, was in der Wohnung passiert war, aber die beiden Festgenommenen wurden schon dort geohrfeigt. Auf die Frage der Polizisten, wer sonst noch in der Wohnung lebe, wer zu Besuch komme und ob sie heute noch jemanden erwarteten, antworteten sie, sie

wohnten nur zu zweit dort. Ein paar Polizisten quartierten sich zunächst in der Wohnung ein. Nachdem ihnen klar wurde, dass niemand mehr kommen werde, gingen auch sie. Als ich mir sicher war, dass alle Polizisten weg waren, kehrte ich nach Hause zurück. Meto berichtete aufgeregt vom Vorgehen der Polizei. Offenbar hatten sie in der Wohnung einige mit Schreibmaschine beschriebene Papierfetzen von einem Flugblatt mit der Überschrift »An unser Volk! Unser mutiges Volk!« gefunden. Es standen nur ein paar Sätze da, aber für die Polizei war es ein wichtiges Beweisstück dafür, womit sich die jungen Leute in dieser Wohnung beschäftigten. Dann tauchten auch noch Stücke von Kohlepapier auf. Die Polizisten waren sich sicher, dass die Wohnung für bestimmte Zwecke genutzt wurde, aber weitere Beweise ließen sich nicht finden. Glücklicherweise war an diesem Tag niemand zu der Wohnung gekommen. Die ganze Spitzelei war umsonst gewesen. Natürlich ärgerten sich die Polizisten darüber. »Wie kann das sein, wer hat sie informiert, niemand ist gekommen. Sie passen gehörig auf. Sie haben etwas bemerkt und sind deshalb nicht gekommen«, sollen sie zueinander gesagt haben. Es regte sie auf, dass sich die Gruppe, hinter der sie her waren, offenbar sehr vorsichtig verhielt. »Das sind echte Kerle, die sind anders als die anderen Gruppen«, meinten sie. Das erfuhren wir natürlich erst hinterher von den Nachbarn.

Langsam wurde es dunkel. Im Winter waren die Tage kurz. Darüber freute ich mich natürlich, denn die Dunkelheit bot Schutz. Ganz außer Atem kam auch Ali endlich nach Hause. Er erzählte, dass die FreundInnen gemeint hätten, auch unsere Wohnung könne durchsucht werden. Das hätten sie von einem Wachposten erfahren. Wir sollten vorsichtig sein und die Wohnung säubern. Aber wohin sollten wir die Sachen bringen? Meto setzte sich sofort in Bewegung, er handelte in dieser Angelegenheit sehr flink und praktisch. Sofort brachte er die Koffer und Tüten über den Balkon in das Holzlager. Ich folgte ihm mit einer Taschenlampe. Wir hoben die Koffer über die Holzstapel, stellten sie in die hinterste Ecke und bedeckten sie mit Brettern. Danach fühlten wir uns besser. Aber nach einer Weile erschien mir auch dieses Versteck nicht sicher. Falls am nächsten Morgen eine Durchsuchung stattfinden sollte, würden sie auch dort nachsehen.

Mir fiel Tante Tonton ein und ich sprach mit Meto darüber. Ali warf ein: »Onkel Hıdır ist eine Memme«. Meto gab ihm Recht. Eigentlich war ich der gleichen Meinung, aber ich fand trotzdem, dass wir es versuchen sollten.

Sie würden mich schon nicht abweisen. Schließlich betrachteten sie mich als ihre Schwiegertochter, deshalb mussten sie dieses Risiko einfach in Kauf nehmen. »Es gibt auch keine jungen Menschen in ihrer Familie, sie sind alte Leute. Onkel Hıdır geht ständig in die Moschee und er versteht sich mit allen gut, auch mit denen aus Pertek. Sie fallen überhaupt nicht auf«, sagte ich. Dennoch besaß ich nicht den Mut, die Sachen einfach zu ihnen hinüber zu tragen. »Wenn sie es ablehnen, werden wir vielleicht gesehen, und dann wird alles noch schlimmer«, sagte ich zu meinen Geschwistern. Besser war es, bei ihnen vorbei zu gehen und ihnen die Lage zu schildern. Gemeinsam mit Meto ging ich zu ihnen. Sie zeigten sich überrascht über unser spätes Auftauchen. Um diese Uhrzeit empfingen sie niemals Gäste. Tante Tonton sagte: »Nanu?« und Onkel Hıdır erschien im Schlafanzug. Ich sagte: »Wir haben ein paar Bücher zu Hause und die Polizei hat heute die Studentenwohnung gestürmt. Vielleicht kommen sie nochmal wieder. Wir haben sie mit Strom versorgt, vielleicht macht uns das verdächtig.« Um ihren Vorwürfen zuvorzukommen, fuhr ich schnell fort: »Wir haben dafür Geld genommen, um unser Taschengeld aufzubessern. Aber möglicherweise stellt die Polizei eine andere Verbindung her. In unserer Wohnung sind Bücher und die Schreibmaschine. Wir könnten sie erstmal hier auf den Balkon stellen und in den nächsten Tagen woanders hinbringen.«

Zunächst reagierten sie vorwurfsvoll: »Wir haben es dir etliche Male gesagt, aber du hörst ja nicht. Die Studentenwohnung ist wie ein Verein, man weiß nicht, wer dort ein- und ausgeht. Ihr geht alle noch zur Schule, was wollt ihr mit den Büchern? Werft sie in den Ofen, verzichtet halt auf Marx und Lenin. Es ist unmöglich, Mädchen. Eure Eltern sind nicht hier, nicht einmal Haydar ist da. Was ist, wenn dir etwas passiert?«

Ich unterbrach ihren Redefluss und versuchte, sie mit sanftem Druck zu überzeugen: »Es ist nur für eine Nacht. Ihr habt ja Recht,

wir müssen vorsichtig sein. Aber jetzt ist es so, wie es ist. Wir müssen Vorsichtsmaßnahmen treffen. Also was meint ihr, können wir die Sachen hierher bringen?«

Murrend willigten sie ein. Wir liefen schnell los, um die Sachen zu holen. Es war viel mehr, als sie erwartet hatten. Als sie die ganzen Koffer und Tüten sahen, wurden sie nervös. Tante Tonton jammerte vor sich hin. Wir schenkten ihr keine weitere Beachtung und wünschten beiden eine gute Nacht.

Zu Hause kommentierten wir das Verhalten der beiden. Ali bestand darauf, dass ihnen nicht zu trauen sei. Meto machte Witze darüber, dass Onkel Hıdır die Sachen der Polizei übergeben werde.

Ich war unruhig und ärgerte mich über die Inkonsequenz des alten Ehepaares. Sobald etwas nicht ihren Interessen entsprach, spielte auch ihre angebliche Liebe zu ihrer zukünftigen Schwiegertochter keine Rolle mehr. Sie hatten die Angst vor dem Staat verinnerlicht. Auch über Metin ärgerte ich mich, weil es ihm kein bisschen gelungen war, seine Eltern zu beeinflussen. Ihnen war es gleichgültig, wenn die Welt zusammenbrach. Wie sollte ich sie lieben und mit ihnen leben können? Sie sahen in mir doch nichts anderes als eine Dienstbotin. Wenn das wirklich so war, sollte ich die Beziehung abbrechen. Erstmalig zog ich ernsthaft Bilanz über diese Form von Beziehung. Was mochten sie denn an mir, weshalb fühlten sie sich mir verbunden? Und was sollte ich an ihnen lieben, woran sollte ich mich binden? Ich war wütend auf meine Mutter, obwohl ich wusste, dass sie in schwierigen Situationen wie dieser immer zuerst an uns gedacht hätte. Meine zukünftigen Schwiegereltern taten das nicht. Sie wollten kein Risiko eingehen und sich nicht in Schwierigkeiten bringen.

Nachts erhielten wir eine weitere Nachricht von den Freunden: »Macht euch keine Sorgen um uns und passt gut auf die Sachen auf, wir holen sie morgen Abend ab«. Diese Botschaft überbrachte ein junger Mann, der aus dem gleichen Dorf wie einer der Freunde stammte. Damit war die Verbindung wieder hergestellt. Es war ein sehr schlechter Tag gewesen, das Lehmhaus war leer, das Leben stand still. Wir fühlten uns allein gelassen. Deshalb machte uns die Nachricht glücklich.

Morgens kehrte ein wenig Ruhe ein. Meto sollte sich möglichst wenig zu Hause aufhalten. Wir wollten so tun, als ob wir alle in der Schule seien. Wenn nichts geschah, bis die Sachen fortgeschafft waren, war alles weitere kein Problem mehr.

Aber natürlich kam es so, wie wir angesichts der Angst von Onkel Hıdır und der Aufregung von Tante Tonton befürchtet hatten. Morgens forderten sie Meto auf, die Sachen aus ihrer Wohnung zu holen. Meto redete auf sie ein, ohne Erfolg. Dann trafen ihre Enkel aus Demiroluk ein. Am hellichten Tag trugen sie die Koffer und Tüten zurück zu uns, was natürlich alle in der Umgebung mitbekamen. Meto weinte vor Wut, aber es war nicht zu ändern. Er brachte die Tüten wieder in das Holzlager. Für die Koffer galt die gleiche Ausrede wie zuvor, nämlich dass wir nicht wussten, was sich darin befand. Es war zu riskant, sie bei Tageslicht im Holzlager zu verstecken, da der Hausbesitzer das bemerken würde.

Als ich aus der Schule nach Hause kam und erfuhr, was sich ereignet hatte, war ich erschüttert. Was sollte das heißen? Ich konnte es nicht fassen. Das ganze Zeug bei Tageslicht zu uns zu bringen, kam einem offenen Verrat gleich. Ich wurde verrückt vor Wut und stieß alle Beschimpfungen hervor, die mir einfielen. Dabei schrie ich wie eine Irre. »Ich bin nicht mehr eure Schwiegertochter! Es war ein Fehler, euch zu vertrauen. Ihr seid doch nur auf euren eigenen Profit aus, ihr würdet sogar euren eigenen Sohn verraten. Nie wieder setzt ihr einen Fuß in diese Wohnung, wenn ihr es wagt zu kommen, werfe ich euch eigenhändig hinaus!«. Ohnehin war mir aufgefallen, dass sie schlecht über mich sprachen. Der letzte Brief von meinem Vater war merkwürdig gewesen. Er war im Namen meiner Mutter geschrieben und voller Vorwürfe. Auch Metins letzter Brief enthielt nur etliche Ratschläge. Für wen hielten mich diese alten Leute? Erwarteten sie ernsthaft, dass ich als brave Ehefrau zu Hause sitzen und ihnen zu Diensten stehen würde? Niemals!

ich will revolutionärin werden und niemand kann mich aufhalten

Ich war fassungslos und weinte vor Wut. Es wäre eine Katastrophe, wenn die Sachen und vor allem die Ausweise gefunden würden! Wir überlegten, ob wir einiges davon aussortieren und woanders verstecken sollten, zumindest die Texte, die Ausweise, vielleicht die Karte von Kurdistan. Die Bücher waren nicht so wichtig. Auch die Munition musste weg. Meto behielt die Nerven und versuchte, mich zu beruhigen: »Wir fassen nichts davon an. In der Wohnung können wir nichts verstecken und hinaustragen können wir die Sachen auch nicht. Am besten verlassen wir die Wohnung und gehen irgendwen besuchen.«

Das war eine gute Idee. Wir gingen zu Nimet. Natürlich versuchten wir uns ihrer Familie gegenüber nichts anmerken zu lassen. Nimet erzählte ich, was passiert war. Sie war nicht überrascht und meinte, etwas anderes habe sie von meinen zukünftigen Schwiegereltern auch nicht erwartet. Das machte mich noch wütender und ich stellte erneut meine Beziehung zu Metin in Frage.

Mir ging nicht aus dem Sinn, dass Metin in den Semesterferien nicht nach Dersim gekommen war, nachdem meine Mutter nach Deutschland gereist war. In seinen Briefen war er nicht weiter auf dieses Thema eingegangen. Vielleicht war es ihm peinlich, dass meine Mutter Zeynep Besuche während ihrer Abwesenheit verboten hatte. Die Haltung unserer Familien beschleunigte die Entfremdung zwischen uns. Wir waren uns nicht näher gekommen, sondern hatten uns vielmehr voneinander entfernt. Dennoch waren wir eine offizielle Bindung eingegangen, von der unsere Familien und unser Bekanntenkreis wussten. Es störte mich, wenn jemand versuchte, unsere Beziehung negativ zu beeinflussen.

Manchmal wünschte ich mir, Metin und ich hätten die Gelegenheit, über alles zu sprechen und an einen weit entfernten Ort zu gehen, wo unsere Familien uns nicht erreichen konnten. Aber das ließ ich ihn nicht spüren. Er bekam nur mit, dass mich etwas störte. In Momenten, in denen ich daran glaubte, dass wir uns von unse-

ren Familien lösen konnten, ging es mir besser. Da ich jedoch nicht genau wusste, wie Metin darüber dachte, verlor ich schnell wieder die Hoffnung. Die FreundInnen mischten sich in unsere Beziehung nicht ein. Wenn das Thema zur Sprache kam, sagten sie lediglich, Metin sei passiv und ihm sei das Studium wichtiger als alles andere. Dabei achteten sie darauf, mich nicht zu verletzen.

In meinem Unterbewusstsein setzte sich der Gedanke fest, dass die Beziehung keinen Sinn mache, wenn wir nicht dieselben Überzeugungen hätten, weil es darüber hinaus nichts gab, was uns miteinander verband. Natürlich hätte ich nicht so gedacht, wenn sich unser Zusammensein unbeeinflusst entwickelt hätte. In meinem Leben war es die neue Ideologie, die mir eine Richtung wies und allem einen Sinn gab. Die Beziehung zu Metin ließ sich nicht davon trennen. Ich wünschte mir, er wäre wie die Freunde und wir könnten unsere Überzeugungen miteinander teilen. Das jüngste Verhalten seiner Eltern hatte alles zerstört. Ich zog den Ring vom Finger und gelobte, ihnen alle Verlobungsgeschenke an den Kopf zu werfen, falls sie es wagen sollten, bei uns aufzutauchen. Dann versuchte ich mich zu beruhigen und nicht in Extreme zu verfallen. Aber als sie dann tatsächlich abends zu uns kamen, verbarg ich meinen Ärger nicht. Geradeheraus warf ich ihnen Verrat vor und kritisierte sie dafür, dass sie ihre noch sehr jungen Neffen benutzt hatten. Danach sagte ich den ganzen Abend gar nichts mehr, ich hatte einfach keine Lust. Ich wollte sie hinauswerfen und konnte ihr Gerede nicht ertragen. Ich war wütend auf Metin, weil er ihr Sohn war. An ihn dachten sie meiner Meinung nach überhaupt nicht.

Die Freunde hielten ihr Versprechen nicht ein, ihre Sachen abends abzuholen. Aber ich war nicht mehr so besorgt wie am ersten Tag. Nach dem, was Onkel Hıdır und Tante Tonton getan hatten, löste sich meine Angst auf. Insgeheim dachte ich sogar: »Soll die Polizei doch kommen und mich mitnehmen. Dann werden sie sehen, was sie angerichtet haben!«. Das war ein alberner Gedanke, aber ich konnte meine Wut nicht zügeln. Der Gedanke war auch deshalb kindisch, weil die Sachen der Freunde wichtig waren und nicht in die Hände der Polizei fallen durften. Ich hätte dafür ins Gefängnis kommen können, wären

sie bei mir gefunden worden. Wenn ich jetzt an diese Zeit zurückdenke, wird mir klar, dass ich schon damals dazu neigte, die Wut auf andere gegen mich selbst zu richten und mir damit zu schaden.

Onkel Hıdır und Tante Tonton hatten einen Fehler begangen und ich konnte an nichts anderes denken, als an meinen Zorn darüber. Vielleicht war es sogar gut, dass es so gekommen war. Durch die Widersprüche, die ich erlebte, fühle ich mich den FreundInnen noch enger verbunden und gegen Interventionen von außen gewappnet. Ich fühlte mich nicht mehr dazu verpflichtet, zu Hause zu bleiben. Ich sagte einfach, ich habe etwas zu erledigen, und verließ die Wohnung. Oder ich lehnte es ab, wenn sie uns zum Essen einluden oder mit mir irgendwo hingehen wollten. Onkel Hıdır und Tante Tonton berichteten meinen Eltern in einem Brief von der Lage, wobei sie offenbar sehr übertrieben, denn meine Eltern gerieten in Panik und beschlossen, unverzüglich nach Dersim zurück zu kehren. Normalerweise sagte mein Vater immer Bescheid, bevor er nach Hause kam. Dieses Mal waren sie plötzlich einfach da, mitten in der Nacht!

Eines Abends waren unsere Cousins İbo und Baki bei uns zu Gast. İbo war gerade aus dem Gefängnis entlassen worden, ich hatte ihn ein paar Mal dort besucht. Als TİKKO-Anhänger war er 1975 gefasst worden, in der Zeit, als Mustafa Timisi[75] nach Dersim gekommen war.

Mustafa Timisi war Vorsitzender der Einheitspartei der Türkei. Er wollte die alevitischen Bevölkerungsteile organisieren und damit den Staat unterstützen. Während seines Dersim-Besuchs kam es zu Auseinandersetzungen. Bereits auf der Brücke nach Elazığ wurde sein Autokonvoi aufgehalten und gegen ihn protestiert. Jahrelang hatte Ecevit als vermeintlicher Linker versucht, das Potential in Dersim für seine Zwecke zu nutzen. Jetzt folgte ihm Timisi mit dem gleichen Auftrag, aber Dersim hatte sich verändert. Es gab eine nennenswerte Opposition und die Jugend machte ihren Zorn deutlich. Bei den Protesten wurde auch Yıldırım Merkit, ein Genosse von uns, festgenommen und musste eine Weile ins Gefängnis.

75 Mustafa Timisi war ab 1973 Vorsitzender der *Türkiye Birlik Partisi* (Einheitspartei der Türkei, TBP; bis 1973 *Birlik Partisi* – Einheitspartei, BP), welche 1981 von den Putschisten aufgelöst wurde.

Bei meinen Besuchen bei İbo im Gefängnis hatten wir hitzig darüber diskutiert, ob Kurdistan eine Kolonie sei. Diskussionen dieser Art fanden auch in den Gefängnissen statt. İbo hatte zumindest eingeräumt, sich weiter mit der Frage beschäftigen zu wollen, was für damalige Zeiten ein positives und verantwortungsbewusstes Verhalten war. Baki war HK-Anhänger, aber auch er ließ sich auf solche Diskussionen ein. Zumindest zeigten beide eine gewisse Sensibilität für die kurdische Frage, worüber ich mich freute. İbo hatte damals gesagt, wir sollten die Diskussion nach seiner Haftentlassung fortsetzen. Es war auch positiv, dass Baki mitgekommen war. Schließlich hatte ich vor einem Jahr seinen Heiratsantrag abgelehnt. Aber er ritt nicht darauf herum, weil er sich als Revolutionär begriff und ein solches Verhalten kleinlich gewesen wäre. Ich achtete ihn dafür und gleichzeitig tat er mir immer noch leid. Er und seine Familie glaubten, dass ich ihn abgelehnt hatte, weil sie arm waren, und einer reichen, städtischen Familie mit einer höheren gesellschaftlichen Position den Vorzug gegeben hätte. Es war zu spüren, dass sie gekränkt waren. İbo riss ein paar Witze darüber. Baki war ruhiger und machte einen reiferen Eindruck.

die zweite razzia

An jenem Abend kamen auch Veli Tayhani und Metin Güngöze. Wir führten eine lange und ausführliche Diskussion. Mich beeindruckte das hohe Bewusstsein der Freunde und die Reife, mit der sie ihre Argumente hervorbrachten. Baki war belesen, aber zum Thema Kurdistan wusste er nur wenig. Seine Argumentation belief sich auf Thesen, die in der Zeit vor der Revolution vom siebzehnten Oktober aufgekommen waren. So behauptete er zum Beispiel, eine bolschewistische Organisierung werde die nationale Frage lösen. Ihm und İbo missfiel vor allem die Idee einer eigenständigen Organisation, obwohl die Unterschiedlichkeit der Bedingungen in Kurdistan und der Türkei offensichtlich war. Gegen Ende des Gesprächs erklärten beide, mehr über das Thema nachdenken zu wollen: »Möglicherweise irren wir uns. Wichtig ist, in Freundschaft darüber zu sprechen. Wir sollten uns ab und zu treffen«. Dann gingen sie.

Mir war es unpassend erschienen, dass sie bei uns übernachteten, und sie hatten Verständnis dafür gezeigt. Zwar waren wir miteinander verwandt und sie waren Revolutionäre, aber dafür mochten nicht alle in unserem Umfeld Verständnis haben. Wir wollten Tratsch vermeiden. Onkel Hıdır und Tante Tonton lauerten ohnehin auf einen Fehltritt von mir. Ein nächtlicher Besuch war für sie mit Sicherheit indiskutabel. Daher brachten wir İbo und Baki zu Verwandten, die in der Nähe wohnten. Baki grämte sich immer noch darüber, dass ich mich mit Metin verlobt hatte. Als wir uns die Hand gaben, sagte er: »Ich habe wohl deinen Ansprüchen nicht genügt, aber ich nenne dich trotzdem Cousine«. Elif, die aus dem gleichen Dorf stammte wie wir, schnappte seine Worte auf und warf mir den ganzen Abend vor, ich hätte Baki aufgrund seiner Armut zurückgewiesen. Dann rieb sie mir auch noch das Verhalten von Onkel Hıdır und Tante Tonton unter die Nase. Damit brachte sie mich fast so weit, dass ich Baki beinahe um Verzeihung gebeten hätte. Ich hatte Schuldgefühle. Alle um mich herum versuchten, mich emotional in die Enge zu treiben und trafen damit meine größte Schwachstelle. Niemals hatte ich meine Verwandten aufgrund ihrer Armut abgelehnt, im Gegenteil, ich mochte sie sehr.

Natürlich erfuhren Onkel Hıdır und Tante Tonton, wer bei uns zu Besuch gewesen war. Sie versuchten, mich ihre Missbilligung nicht spüren zu lassen. Aber auch ich war an diesem Tag bemüht, mich respektvoll ihnen gegenüber zu verhalten, um keine Missverstände aufkommen zu lassen. Ich fühlte mich schuldig. Dabei war es doch ganz normal, dass unsere Verwandten uns besuchten. Anstatt das Onkel Hıdır und Tante Tonton begreiflich zu machen, benahm ich mich, als habe ich etwas falsch gemacht. Das lag daran, dass sie so empfindlich waren, was dieses Thema anging. Wären meine Eltern da gewesen, wäre es kein Problem gewesen, aber so konnten leicht Gerüchte aufkommen und ich war schließlich verlobt.

Eines Abends trafen meine Eltern ein. Ich war gerade nicht zu Hause, aber als ich von ihrer Ankunft erfuhr, lief ich sofort los. Meine Mutter verhielt sich merkwürdig. Sie war ein Jahr fort gewesen. Anstatt uns sehnsüchtig in die Arme zu schließen, kontrollierte sie die Wohnung. Sofort entdeckte sie das Kabel, das von der Steckdose

zum Fenster führte. Wir benutzten das Hinterzimmer kaum und hatten dort Sachen, für die wir keinen Gebrauch hatten, abgestellt. Das Fenster hielten wir einen Spalt geöffnet. Meine Mutter zog das Kabel aus der Steckdose und schleuderte es aus dem Fenster. Glücklicherweise war mein Vater da, er besänftigte meine Mutter.

Wir waren so überrascht, dass wir nur da standen und nicht wussten, was wir tun sollten. Meine Mutter begann, uns auszufragen: »Was habt ihr mit der Wohnung gemacht? Sagt schon, wer ist hier ein und aus gegangen?« Ihr Verhör nahm kein Ende, der ganze Abend war wie ein Alptraum. Wir konnten nicht weggehen und die FreundInnen konnten nicht zu uns kommen. Die Verbindung zwischen uns war abgerissen. Meine Mutter regte sich über meine Kleidung auf. Ich trug ganz gewöhnliche, unauffällige Sachen. Um den Hals hatte ich ein schwarz gemustertes Tuch gebunden, das ich sehr mochte. Scharf fuhr sie mich an: »Wie siehst du denn aus, trägst du Trauer oder was?«. Als Onkel Hıdır und Tante Tonton kamen, trug ich immer noch dieselbe Kleidung und empfing sie kühl, was meiner Mutter nicht entging. Besorgt wandte sie sich an meinen Vater: »Irgendetwas ist mit dem Mädchen passiert, schau sie dir doch an, wie sieht sie bloß aus? Sag du doch was, mit mir redet sie ja nicht.«

Ihr Ärger legte sich, je mehr Informationen sie von den Nachbarinnen und meinen Geschwistern bekam. Die größte Unterstützung erhielt ich wie immer von Meto. Er half auch im Haushalt am meisten. Wir hatten uns früher häufig gestritten, vor allem bevor ich begonnen hatte, mich als Revolutionärin zu begreifen. Mir war unvergesslich, wie ich ihn einmal im Dorf bis zum Munzurufer verfolgt hatte. Er hatte mich geärgert und ich versuchte, ihn zu erwischen, aber er rannte sehr schnell. Hinterher war ich erstaunt darüber, wie es uns gelungen war, so schnell über den steinigen Boden zu laufen, ohne hinzufallen. Auch Meto hatte die Schläge, die ich ihm damals versetzt hatte, nicht vergessen. Manchmal erinnerte er mich daran und mir tat die Sache leid.

mein vater war ruhiger als meine mutter

Ich missbilligte es, wenn meine Mutter Gewalt anwendete, aber manchmal schlug auch ich zu. Dabei ging es mir jedoch noch schlechter, als demjenigen, der die Schläge bekam. Mir blutete immer noch das Herz, wenn ich daran dachte, wie hart ich auf Metos Rücken eingeprügelt hatte. Er verhielt sich hingegen respektvoll. Es fiel ihm schwer, aber er blickte mich bloß mit Tränen in den Augen an und unterdrückte seine Wut. Er hätte problemlos zurückschlagen können, aber er tat es nicht.

In unserer Familie stand Ali meiner Mutter am nächsten. Meine Mutter kümmerte sich am meisten um ihn. Er nutzte dies aus und versuchte, seine Position zu halten. Meine Mutter ging davon aus, dass Ali ihr sofort alles erzählen und nichts verheimlichen werde. Ihm stellte sie die meisten Fragen über die Zeit ihrer Abwesenheit. Vor allem wollte sie wissen, mit welchen Leuten ich zu tun hatte und wer zu uns zu Besuch gekommen war. Aber auch Ali hatte sich verändert. Er erzählte nur harmlose Geschichten und erwähnte mit keinem Wort unseren Kontakt zu den FreundInnen: »Manchmal waren Gäste da, Freunde und Freundinnen von Sakine, ich kenne sie nicht weiter«.

Meine Mutter versuchte, meinen Vater davon zu überzeugen, mich aus der Schule zu nehmen und umgehend zu verheiraten: »Ansonsten wird sie in große Schwierigkeiten geraten«.

Damit wollte sie meine Reaktion testen. Im Grunde genommen handelte es sich um eine Drohung. Meine Veränderung bereitete ihr Sorgen. Dabei ging es nicht nur um meine revolutionären Überzeugungen und die Verbindung zu den FreundInnen. Ich wirkte einfach nicht mehr wie ein normales junges Mädchen, das verlobt war. Als sie mich nach dem Verhältnis zwischen Metin und mir fragte, sagte ich, sie solle damit aufhören, weil es sie nichts angehe. Daraufhin wurde sie furchtbar wütend. Was sollte das heißen, es gehe sie nichts an? Sie verstand die Welt nicht mehr.

Einmal versuchte sie mir zu erklären, warum sie vor ihrem Abflug nach Deutschland verhindert hatte, dass Metin in den Semesterferi-

en nach Dersim kam. Es sei doch nur zu unserem Besten gewesen, deshalb könne ich doch nicht wütend sein, sagte sie. Oder hatte sie einen Fehler gemacht? So redete sie laut vor sich hin. Auf dem Rückweg hatten sie und mein Vater Metin gesehen. Er hatte wohl einen merkwürdigen Eindruck auf sie gemacht. Vielleicht stellte auch er unsere Beziehung mittlerweile in Frage. Meine Mutter fürchtete, dass sie den Anlass dazu gegeben haben könnte.

Sie hatte Recht. Wäre Metin zwischendurch gekommen, hätte sich die Verbindung zwischen uns vielleicht gefestigt. Wir hätten entweder unsere ideologischen Überzeugungen miteinander geteilt oder es wäre schneller zu einer Trennung gekommen. Aber er hatte die eindeutige Anweisung meiner Mutter befolgt und war nicht gekommen. Auch darüber hinaus waren viele Dinge passiert, die mich verändert hatten.

Mein Vater blieb ruhig und respektvoll. Er wollte verstehen, was geschehen war. Ich sprach offen mit ihm und erklärte, dass ich zu der Verlobung gedrängt worden sei, als ich mich noch gar nicht bereit gefühlt habe. Ich berichtete ihm von allen Entwicklungen, die in seiner Abwesenheit stattgefunden hatten: »Onkel Hıdır und Tante Tonton behandeln mich wie eine Dienstbotin und betrachten mich schon jetzt als ihr Eigentum. Sie mischen sich in alles ein. Ich kann nicht so leben, wie sie es wollen oder wie ihr es wollt. Es ist soviel passiert, alle beschäftigen sich mit irgendetwas, ich kann mich da nicht heraushalten. Ich möchte Revolutionärin sein. Seit ihr zurückgekommen seid, bin ich hier in der Wohnung eingesperrt. Ich kann nicht zu den FreundInnen gehen und niemand kommt zu uns. Es ist doch nichts schlechtes, was wir tun. Ihr seid in Europa, ihr müsstet das eigentlich verstehen. Mutter mischt sich in alles ein und will alles verbieten. Jetzt hat sie sich auch noch die Hochzeit in den Kopf gesetzt. Wenn du wirklich wissen willst, was ich darüber denke: Ich will das nicht. Etliche Male wollte ich schon meine Verlobungsgeschenke zusammensuchen und den alten Leuten an den Kopf werfen. So läuft das nicht«.

Mein Vater sagte: »Baki war ein Revolutionär, aber den wolltet ihr ja nicht«. Damit spielte er auf das Verhalten meiner Mutter an, über das er sich immer noch ärgerte. Dann versuchte er, mich zu überzeugen: »Du bist jetzt nun einmal mit Metin verlobt. Es ist nicht richtig,

seine Familie vollständig abzulehnen, einige Sachen musst du auch hinnehmen. Natürlich dürfen sie sich nicht in alles einmischen. Mach nicht so ein Problem aus den Eltern, Metin ist ein guter Junge. Er ist höflich, er studiert und auch seine Ansicht zur Revolution ist wohl kaum zu beanstanden. Sprich mit ihm, schreib ihm«.

Durch das Verhalten meines Vaters besserte sich meine Stimmung, aber bei meiner Mutter änderte sich nichts. Sie achtete genau darauf, ob ich pünktlich aus der Schule nach Hause kam. Aber an diesem Punkt überwand ich meine Zurückhaltung. Eigentlich fühlte ich mich den in der Familie geltenden Regeln verbunden und ging ohne Erlaubnis nirgendwo hin. Aber die Regeln, die mir jetzt auferlegt wurden, stellten mein gesamtes Leben auf den Kopf. Ich hatte überhaupt keine Rechte mehr. Die Teilnahme an der Bildungsarbeit, den Versammlungen, den Diskussionen und der Kontakt zu den FreundInnen waren mir verboten. Daher verlegten wir die Bildungsarbeit in die Unterrichtszeit. Ich entschuldigte mich vom Unterricht oder ich ließ meinen Namen einfach in die Anwesenheitsliste eintragen.

Damit umging ich die Verbote meiner Mutter und ging meiner Arbeit nach. Die FreundInnen kamen trotzdem manchmal zu uns und diskutierten auch mit meiner Mutter. Meine Mutter sagte immer zu ihnen: »Lasst meine Tochter in Ruhe«. Einigen von ihnen gelang es sogar, meine Mutter zu besänftigen und zum Lachen zu bringen. Kıymet und Türkan mochte meine Mutter überhaupt nicht. Sie fand es abstoßend, wie locker und »männlich« sie sich verhielten und sprachen. Die Atmosphäre war angespannt, wenn die beiden zu Besuch kamen. Da es meiner Mutter nicht gelang, meinen Kontakt zu den GenossInnen zu unterbinden, probierte sie eine neue Methode aus und begann, die Unterschiede zwischen ihnen zu betonen. Einige bewerte sie positiv, andere negativ. Ich wehrte mich vehement dagegen und ließ es nicht zu, dass sie etwas Schlechtes über meine FreundInnen sagte. Ein paar von ihnen mochte sie jedoch gern, was sie auch offen zugab. Sie kannte nur diejenigen, die zu uns oder in das Lehmhaus kamen.

Wir setzten unsere Bildungsarbeit fort. Auch in den staatlichen Unterkünften lebten FreundInnen von uns. Sevim Kaya wurde von ihrer Familie unter Druck gesetzt. Wenn sie abends die Wohnung

verließ, setzte sie eine Mütze auf und verbarg ihr Gesicht hinter einem Schal, womit sie sich ein männliches Aussehen gab. Ohne erkannt zu werden, lief sie allein die einsame Straße bis zum Stadtteil Dağ entlang. Sie demonstrierte damit ihre Entschlossenheit. Schließlich musste eine Revolutionärin Risiken eingehen und schwierige Situationen bewältigen können.

Solche Dinge lernten wir einzig und allein durch das Vorbild der führenden VertreterInnen der nationalen Befreiungsideologie. Es gab keine schriftlich festgehaltenen Beschlüsse oder Regeln. Es gab keine Satzung und keinen Zwang. Das Leben selbst war unser Lehrmeister. Familiäre Bindungen galten als Bestandteil des Systems. Die Familien übten in der damaligen Zeit einen größeren Einfluss aus als staatliche Institutionen. In vielen Familien fand ein ständiger Kampf statt, weil die Eltern zu verhindern versuchten, dass ihre Kinder etwas über ihre eigene Realität lernten. Aber das Leben ließ sich nicht aufhalten und alle Verbote hatten nur den Effekt, dass die Widersprüche sich vergrößerten.

Inzwischen verheimlichte ich es nicht mehr, wenn ich zur Bildungsarbeit oder zu Versammlungen ging. Ich bat zunächst um Erlaubnis und sagte, ich habe etwas zu tun und müsse gehen. Wenn meine Mutter mir die Erlaubnis verweigerte, ging ich trotzdem. Aber mir ging es dabei nicht gut, da ich die ganze Zeit an den Streit denken musste, der mich bei meiner Rückkehr zu Hause erwartete. Ich redete und stritt mittlerweile sehr offen mit meiner Mutter. Lügen war nicht mehr notwendig. Ich war eine Revolutionärin und musste meine Arbeit erledigen. Die Bildungsarbeit war für mich eine Pflicht, an deren Ausübung mich niemand hindern konnte, nicht einmal meine Mutter Zeynep. Wir befanden uns in einem Dauerstreit. Früher hatte ich mich von ihr unter Druck setzen lassen, aber inzwischen konnte sie mir nichts mehr verbieten. Ich hörte einfach nicht mehr auf sie. Auf ihre Vorhaltungen entgegnete ich: »Ich möchte Revolutionärin werden und du wirst mich nicht daran hindern können. Du solltest dir ein Beispiel an den Eltern meiner Freundinnen nehmen. Du weisst, dass ich nichts Schlechtes mache. Wenn du nicht damit aufhörst, mir Schwierigkeiten zu machen, werde ich diese Wohnung für immer verlassen.«

Das war eine Drohung. Meine Mutter wollte mir nicht glauben, aber sie war unsicher, ob ich eine solche Verrücktheit nicht vielleicht doch begehen würde. Deshalb sagte sie: »Dann heirate doch und geh! Ich kann die Verantwortung für dich nicht länger übernehmen.«

unter druck

Um was ging es eigentlich? Was steckte hinter diesen Konflikten?

Unser Familienleben war konfliktreich, aber gleichzeitig von Verbundenheit, Zusammengehörigkeitsgefühl und Verantwortungsbewusstsein geprägt. Mein Vater war Arbeiter und hatte kaum konservative, reaktionäre oder feudale Ansichten, wodurch wir Kinder einen eigenen Willen hatten bilden können, nach dem wir lebten. Er liebte uns wirklich, fühlte sich für uns verantwortlich und vermittelte uns einen inneren, ideellen Reichtum. Wenn Probleme auftraten, redete er mit uns und suchte nach einer gemeinsamen Lösung. Sein humanitärer Charakter hatte eine ausgleichende Wirkung auf unser Familienleben.

Meine Mutter war das genaue Gegenteil. Als hätten sie die Rollen getauscht! Eigentlich war ja die Frau das in der Gesellschaft unterdrückte Geschlecht. Meine Mutter stammte aus einer angesehenen, reichen Familie. Aber selbst mein Großvater legte in Beziehungen zu anderen Menschen stets Wert auf gegenseitigen Respekt. Er achtete die Meinung anderer, war hilfsbereit und zeigte sich solidarisch. Daher war er auch sehr beliebt. Sein Name war immer noch in aller Munde.

Meine Großmutter war ihm darin ähnlich. Durch ihre Art und Weise mit Menschen umzugehen, konnte sie viele Probleme lösen. Ihre natürliche Autorität setzte sie sinnvoll ein. Die Autorität meiner Mutter hingegen löste bloß furchtbaren Streit aus. Natürlich war es harte Arbeit, acht Kinder großzuziehen.

Ich erinnere mich, dass meine Träume als Jugendliche nicht von der Ehe handelten. Die Ehe war ein gesellschaftlich wichtiges Thema. Es wurde viel davon gesprochen und junge Mädchen malten sich mit Begeisterung ihre Hochzeit aus. In meinem Unterbewusstsein regte sich dagegen Widerstand. Für mich bedeutete die Ehe, in eine Form gepresst zu werden und dabei Streit, Konflikte und

Widersprüche zu erleben. Andererseits konnte ein junges Mädchen nach der Heirat endlich ihr Elternhaus verlassen. Aber gab es in anderen Häusern Unterschiede? Endlich von der eigenen Mutter befreit, trat dann die Schwiegermutter auf den Plan – Mutter Tonton!

Dennoch dachte ich darüber nach, Metin zu heiraten, sollte er meine revolutionären Vorstellungen akzeptieren und auf diese Weise mit mir leben wollen. Ich war dem nicht gänzlich abgeneigt, aber ich fand auch keine Unterstützung bei ihm. Wir kannten uns ja kaum. Als wir uns kennengelernt hatten, waren meine Wünsche noch ganz andere. Meine Gefühls- und Gedankenwelt war viel kleiner gewesen. Wir wussten beide nicht recht, was eine Verlobung bedeutete. Seitdem war viel passiert und wir hatten uns lange nicht gesehen. Der ohnehin schwachen Verbindung zwischen uns war jeglicher Sinn abhanden gekommen. Was war noch übrig davon, wonach sollte ich suchen oder an was sollte ich mich binden?

Durch den Druck meiner Mutter entfernte ich mich innerlich immer mehr von meiner Familie. Oft war ich wütend auf Metin und gab ihm die Schuld an der Situation, obwohl er gar nichts getan hatte. Was konnte mir das klassische Familienmodell schon bieten? Ich hatte auch keine feste Haltung, da meine revolutionäre Weltanschauung noch in den Kinderschuhen steckte. Mir fehlten Geduld, Reife und ein politisches Bewusstsein. Es fanden rasante Entwicklungen statt, die keinen Aufschub duldeten. Ich kämpfte alleine gegen meine Mutter, die Familie, mein Umfeld und die Traditionen. Es war nicht einfach, aber ich war entschlossen, meine Probleme selbst zu lösen. Schließlich musste eine Revolutionärin Schwierigkeiten bewältigen können.

Die FreundInnen waren sich meiner Lage bewusst, drängten mich jedoch zu nichts und überließen mir die Entscheidung, womit sie auch Recht hatten. Vor allem diejenigen, mit denen ich gemeinsam arbeitete, verstanden, was mich bewegte. Aber sie hatten leider auch keine Lösung. Was sollten sie auch tun? Sie konnten sich schlecht zwischen mich und meine Familie drängen. Andere FreundInnen hatten ähnlich Probleme. Selbst die geringsten Aufgaben wie ein Zusammentreffen, die Übermittlung einer Information oder Recherchearbeiten waren schwierig. Das konnte niemand leugnen. Für Frauen war es noch

schwieriger. Selbst die Familien, die wir als die besten bezeichneten, behinderten uns in unserer Arbeit. Auch die Eltern der männlichen Genossen waren dagegen, dass ihre Kinder revolutionäre Arbeit machten, weil es bedeutete, sich in Konfrontation mit dem Staat zu begeben.

Die Niederlagen und das Leid der Vergangenheit waren unvergessen. Viele junge Menschen hatten auf diesem Weg ihr Leben verloren. Deniz und seine Freunde waren hingerichtet worden, Mahir ermordet. Die Überlebenden aus jener Zeit lebten isoliert in den Großstädten. Sie wurden als Beweis dafür herangezogen, dass unser Vorhaben unmöglich war. Der Staat war stark und grausam, er hatte kein Mitleid mit den jungen RevolutionärInnen. In der Bevölkerung herrschten Pessismus und Sorgen.

Mit der neuen Gruppe wurde immer Kampf und Gewalt assoziiert. Ihre AnhängerInnen, SympathisantInnen und Kader verband eine gemeinsame streitbare Geisteshaltung. In unseren Herzen brannte die revolutionäre Überzeugung von der Ideologie der nationalen Befreiung.

Es entstanden eine tiefe Verbundenheit und der feste Wille, diese Überzeugung um jeden Preis zu verteidigen. Niemand sagte uns, wie sehr wir dieser Überzeugung vertrauen oder uns dafür einsetzen sollten. Es gab keinen Druck oder strikte Regeln. Alle empfanden Scham darüber, sich bisher nicht für das eigene Land eingesetzt und von der eigenen Identität entfremdet zu haben. Je mehr diese Scham ins Bewusstsein rückte, desto stärker entwickelte sich der Wunsch, sich voll und ganz für die Sache einzusetzen. Das war die Besonderheit der Ideologie. Aus diesem Grund konnte nicht jeder Mensch den nationalen Befreiungskampf vertreten.

Diese Besonderheit wurde zunehmend in der Bevölkerung wahrgenommen und anerkannt. Gleichzeitig wuchs bei den Eltern, deren Kinder mit uns zu tun hatten, die Sorge. Das war ganz natürlich und in gewisser Hinsicht Ausdruck der Entwicklung, die bereits stattgefunden hatte. Überzeugung und Vertrauen sollten mit der Zeit folgen.

Der Begriff Kurdistan rief Assoziationen zu Massakern, Vertreibung und Verrat hervor. Die Greueltaten aus der Vergangenheit waren unvergessen und hatten sich ins kollektive Gedächtnis eingegra-

ben. Diese Wunde musste aufgerissen und die Menschen aufgeweckt werden. Kurdistan war wie ein im Schweigen begrabener Toter. Die Erinnerung an die eigene Identität löste Erschütterungen aus. In der Dunkelheit von Angst und Entfremdung flammte ein Licht auf, das Hoffnungen weckte.

Der Kampf gegen Angst, Entfremdung und Dunkelheit tobte zuerst im Individuum. Wurde sich das Individuum dessen bewusst, griff der Kampf auf die Familie über und erreichte schließlich die Schulen, die Straßen, das Stadtviertel. Gewalt gegen staatliche Einrichtungen nahm konkrete Formen an, Ziel und Zweck des Kampfes wurden immer eindeutiger. Diese Entwicklungsprozesse waren miteinander verflochten, brachten unterschiedliche Schwierigkeiten mit sich und erforderten Überzeugung, Bewusstsein und Entschlossenheit. Und sie waren unumgänglich, da die Lebensverhältnisse auf der Verleugnung der Realität basierten. Unsere Ideologie stellte das herrschende System mit all seinen Beziehungs- und Lebensformen in Frage. Das Individuum war vom Verlust von Persönlichkeit und Identität geprägt, die familiären Bindungen Ausdruck von Versklavung und Enge. Der Entschluss, sich aus diesem Zwang zu befreien, stellte mit den ersten praktischen Schritten in diese Richtung eine Revolution für sich dar.

der ideologische kampf macht revolutionäre gewalt unumgänglich

Ich fühlte mich weiterhin meiner Familie verbunden, aber es gab jeden Tag Streit. Der eigentliche Kampf sollte jedoch erst noch beginnen. Ich konnte keine Revolutionärin sein, wenn ich täglich für alles um Erlaubnis betteln musste oder es Schläge und Flüche setzte. Frag zu Hause um Erlaubnis, achte in der Schule auf die Regeln und in der Gesellschaft die Traditionen und Wertmaßstäbe... Wohin du auch schaust, alles bindet dich, schränkt dich ein, behindert dich. Revolutionärin zu sein bedeutete, das ganze Leben dem Kampf zu widmen. Aber von mir wurde ständig verlangt, mein Leben, meine Kraft und Fähigkeiten nicht einzusetzen.

Die Schule war nur noch ein Mittel zum Zweck. Mein Traum, nach dem Gymnasium auf die Universität zu gehen, war zerbrochen. Die FreundInnen verlangten nicht, dass ich die Schule abbreche. Im Gegenteil wurden die Schulen als Orte betrachtet, die für die revolutionäre Arbeit wie geschaffen waren. Darüber wurde nicht weiter diskutiert. Das war also nicht das Problem.

Ich ging weiter zur Schule. Hier boten sich die besten Möglichkeiten für Diskussionen, da hier die Jugend als dynamischster Teil der Gesellschaft anzutreffen war. Es gab ein großes Potential für hitzige Auseinandersetzungen. Die FreundInnen sprachen manchmal Warnungen aus: »Lasst euch in Diskussionen nicht provozieren, vermeidet Beleidigungen und Gewalt. Damit wird bloß bezweckt, vom Inhalt der Diskussion abzulenken. Bleibt besonnen und argumentiert wissenschaftlich!« Wir argumentierten mit klassischen Thesen über die nationale Frage, den Kolonialismus, das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die Prinzipien des Leninismus. Unsere DiskussionspartnerInnen setzten oftmals auf Demagogie und verdrehten die Tatsachen. Dabei leugneten sie die Realität Kurdistans und den wahren Sozialismus. Sie bezogen sich auf irgendwelche theoretischen Abhandlungen und versuchten mit diesem Unsinn lange Zeit, die Diskussionen zu dominieren. Recherchearbeit und Geschichtsbewusstsein lagen diesen Gruppierungen fern und sie wehrten sich vehement gegen jede Veränderung. Daher waren ihre ideologischen Thesen inkonsequent. Durch das Fehlen realistischer politischer Analysen wirkte ihr Verhalten aufgesetzt.

Ihre revolutionären Ansprüche hatten mit der Realität nichts zu tun. Früher war die Verleugnung der eigenen Identität zumindest einer gewissen Logik gefolgt. Der türkische Kolonialismus hatte mit seinem kemalistischen Charakter die kurdische Identität nahezu ausgemerzt. Durch die Bemühung, sich von dieser Unterdrückung zu befreien, gewannen die Menschen ihre Würde zurück. Aber viele aus der türkischen Linken wehrten sich beharrlich dagegen. Im Namen der Revolution behinderten sie das Entstehen einer kurdischen Einheit und besiegelten damit ihr eigenes Schicksal.

Die Befehlshaber der von der türkischen Republik in Kurdistan angerichteten Massaker hatten den kurdischen Kollaborateuren und

Verrätern nicht getraut und gesagt: »Wer dem eigenen Volk kein Freund ist, kann nicht unser Freund sein«. Leider hatte diese Einstellung keinen Einfluss auf die Linke. In der Türkei hätte ein konsequenteres revolutionäres Bewusstsein entstehen können, wenn sie gesagt hätten: »In unserem versklavten Zustand können wir nicht zwei Völker befreien und die Geschwisterlichkeit der Völker propagieren. Wir müssen zunächst die eigene Versklavung anprangern und unsere Würde zurückgewinnen. Aus einem solchen Schritt entsteht Geschwisterlichkeit«. Die türkische Linke setzte jedoch auf Sklaverei und wählte diejenigen zum Freund, die die Versklavung auf die Spitze treiben wollten. Die Verleugnung der eigenen Identität bezeichneten sie als Internationalismus und Geschwisterlichkeit, Sozialchauvinismus als sozialistisch und demokratisch. Die Konsequenzen dieser Logik waren hart, es wurde vieles damit zerstört.

Der ideologische politische Kampf machte revolutionäre Gewalt unumgänglich. Die Arbeit wurde von unzähligen Schwierigkeiten begleitet und erforderte viel Geduld, Fleiß, Sensibilität und Selbstlosigkeit. Nichts war einfach zu gewinnen. Die Arbeit beschränkte sich nicht auf ideologische Diskussionen und den politischen Kampf. Von Beginn an spielte auch die revolutionäre Gewalt eine Rolle. Sie war Teil unserer politischen Analyse. Um den ideologischen Kampf insbesondere in Dersim zu intensivieren und der Organisierungsarbeit eine stabile Grundlage zu verschaffen, musste auf vielen verschiedenen Ebenen gekämpft werden. Unsere Gruppe wurde von den anderen angefeindet, konnte jedoch nicht ignoriert werden. Objektiv gesehen war sie eine Kraft, die sich schnell entwickelte und etwas ganz Neues repräsentierte, ob es anderen gefiel oder nicht.

Da die anderen Gruppen mit ihren ideologischen Thesen weiter auf den Kemalismus setzten und sich gegen die nationale Befreiungsideologie stellten, kam es sehr schnell und zumeist gegen unseren Willen in häufig unpassenden Situationen zu Provokationen, die in gewalttätige Auseinandersetzungen ausarteten. Sie reagierten gereizt auf die Entwicklungen, die ihnen die Basis entzogen und ihre wahre Position aufdeckten. Unsere Gruppe setzten sie ins Zentrum ihrer Antipropaganda und stachelten ihre eigene Basis gegen uns auf.

Obwohl zwischen den verschiedenen Fraktionen keine großen ideologischen Unterschiede bestanden, gab es auch unter ihnen ständige Konflikte. Im Grunde genommen stellte sich »die Linke« damit gegen jede Organisiertheit. Organisierung bedeutet, Kräfte zu vereinen. Das taten sie jedoch weder in der Gesamtbevölkerung noch innerhalb der Jugend. Ihre Gemeinsamkeit lag darin, Kräfte zu spalten und einen gemeinsamen Kampf für gemeinsame Ziele selbst auf niedrigstem Niveau zu verhindern.

Das war der einzige Punkt, an dem sie sich einig waren. Sie bildeten eine gemeinsame Front gegen unsere revolutionären Bestrebungen. Es kam sogar vor, dass sie uns zeitgleich mit der Polizei angriffen.

Eines Abends wurden unsere FreundInnen im Stadtviertel von der Polizei verfolgt. Die FreundInnen waren bewaffnet. Mehrere Familien von HK-AnhängerInnen verweigerten ihnen nicht nur den Fluchtweg in ihre Wohnungen, sondern zeigten den Polizisten sogar noch die Richtung, in die sie gelaufen waren. Die uns nahestehenden Familien waren sehr überrascht und sagten: »Ein Revolutionär verrät einen anderen Revolutionär doch nicht!«. Das war eine grundlegende ethische Regel, deren Verletzung Zweifel am revolutionären Gehabe der HK weckte.

Das Leben, die Bedingungen und Mittel des Kampfes waren nicht einfach. Mut und eine revolutionäre Haltung wurden auf den Straßen bewiesen und riefen Respekt hervor. Außer einigen Typen, die bewusst und mit Hintergedanken gegen uns Stellung bezogen, hatten alle in der Bevölkerung Achtung vor den VertreterInnen der nationalen Befreiungsideologie, selbst wenn sie einer anderen Organisation nahe standen. Diese Achtung beruhte auf der Entschlossenheit und den hohen ethischen Ansprüchen der Gruppe. Sogar Kritik und Ablehnung beinhalteten Respekt. Der Bewegung gelang es, sich als alternative Kraft zu allen herkömmlichen Strukturen zu beweisen. Sie machte keine großen Versprechungen und verfügte auch nicht über materielle Werte. Alles begann mit ein paar Worten und ein paar Menschen in einer von Armut geprägten Atmosphäre. Die Entwicklung war überraschend und diejenigen, die sich zunächst über uns lustig gemacht, uns ignoriert oder in sinnlose Streitereien verwickelt hatten, wurden langsam vorsichtig.

meine mutter und kiymet verfolgten dieselbe strategie

Zu Hause herrschte weiterhin Weltuntergangsstimmung. Meine Mutter wollte das Problem lösen, bevor mein Vater in den Ferien heimkehrte. Natürlich wollte sie die Verantwortung für mich nicht alleine übernehmen und versuchte sich abzusichern, indem sie meinen Vater einbezog. Von den FreundInnen kam fast niemand mehr zu uns. Meine Mutter warf sie einfach hinaus: »Geht weg, lasst meine Tochter zufrieden! Was wollt ihr von meinen Kindern, ihr habt unsere ganze Familie ruiniert!« Selbst wenn sie sie zufällig auf der Straße traf, warf sie ihnen solche Beschimpfungen an den Kopf. Manche von ihnen vermieden es sogar, an unserer Wohnung vorbeizugehen.

Die Dorfschulen schlossen in diesem Jahr früh und Kiymet kam in den Ferien nach Dersim. In ihrer Anwesenheit erklärte ich einigen FreundInnen, dass ich nicht länger zu Hause bleiben wolle, da ich mich unter diesen Bedingungen nicht weiterentwickeln könne. Ich machte sogar den Vorschlag, zu Kiymet in das Dorf zu gehen, in dem sie unterrichtete. Sie entgegnete: »Lass uns mit den FreundInnen darüber sprechen, aber deine Familie wird dagegen sein. Es könnte Probleme geben, wenn die Polizei davon erfährt«.

Später schlug sie im kleineren Kreis vor, mich mit einem aus der Gruppe zu verheiraten. Sie machte sogar Vorschläge, wer dafür in Frage käme. Ich wurde wütend, als ich davon erfuhr. Anstatt eine andere Lösung zu finden, suchte sie nach einem Ehemann für mich! Zornig entgegnete ich: »Ich bin sowieso verlobt. Wenn ich heiraten wollte, würde ich doch einfach Metin nehmen! Dadurch hätte ich sogar die Möglichkeit, Dersim zu verlassen. Aber soweit ich weiß, ist Metin immer noch auf dem Stand eines CHP-Linken. Er ist passiv, und die FreundInnen sagen, aus ihm wird nichts. Er würde mir nur Probleme machen«.

Ich hatte zwar noch kein ausgeprägtes Bewusstsein und verhielt mich manchmal planlos, aber eine Heirat betrachtete ich nicht als Lösung. Ich lehnte die Ehe zwar nicht komplett ab, da ich davon überzeugt war, dass ich mich auch als verheiratete Frau nicht von

einem revolutionären Leben abhalten lassen würde, aber die Voraussetzung dafür wäre eine gemeinsame Ideologie und Organisation. Die Genossen aus der Gruppe waren für mich wie Brüder. Für uns alle war wichtig, die genossenschaftlichen Beziehungen unter uns nicht zu zerstören. So etwas galt als Schande, als Sünde, als eine Verletzung der ungeschriebenen Regeln, ohne dass es dafür eine wissenschaftliche oder logische Erklärung gegeben hätte. Darüber hinaus reagierte ich auch gereizt auf die genannten Namen. Zwar waren alle Genossen, aber einige wurden aus tiefstem Herzen geliebt und geachtet, während anderen nur Wert beigemessen wurde, weil es eben Genossen waren. Dennoch waren die Namen nicht wirklich wichtig, da ich ohnehin gegen die Idee als solche war.

Kıymet verfolgte also die gleiche Strategie wie meine Mutter. Die meiner Mutter erschien mir sogar akzeptabler. Ich dachte oft darüber nach, ob es besser wäre, zu heiraten, nach Ankara zu ziehen und mit den dortigen FreundInnen zusammen zu arbeiten. Aber wie würde Metin sich verhalten? Wenn wir nicht dieselben Überzeugungen vertraten, würde er versuchen, mich an der Arbeit zu hindern. Als mein Ehemann hätte er das Recht sich einzumischen. Dann würde ich mich eben von ihm trennen! Aber das wäre auch ein Schritt ins Leere. Wenn ich mich ohnehin trennen würde, warum sollte ich erst heiraten? Schließlich war eine Trennung nicht so einfach. Besser war es, unverheiratet zu bleiben und die Verlobung aufzulösen. Eine Scheidung brachte viele Unannehmlichkeiten mit sich. Ich müsste mich gegen die herrschenden Wertmaßstäbe stellen. Und so schlecht Tante Tonton auch war, es würde sie traurig machen. Eine Hochzeit kostete viel Geld und würde unsere Beziehung offiziell machen. Damit wäre auch eine Trennung schwieriger.

Konnte mich das beeinflussen? Nein! An diesem Punkt war ich widerspenstig. Ich war mir meiner sicher! Denn niemand zwang mich zu etwas. Ich dachte nach, konnte mich jedoch nicht zu einer Heirat entschließen. Ich konnte die Vorstellung einer Ehe und einer revolutionären Beziehung nicht miteinander in Einklang bringen. Die Situation machte mich unglücklich. Diese Beziehung bedeutete auch eine dauerhafte Verbindung zwischen zwei Familien. Das konnte ich

bereits jetzt nicht ertragen, wie sollte ich es als Ehefrau aushalten? Nein, bloß nicht. Aber was konnte ich ansonsten tun?

Ich dachte darüber nach, für eine Weile zu meiner Großmutter ins Dorf zu gehen. Meto stimmte mir zu. Auch meine Etern unterstützten meine Idee: »Du bist ohnehin so dünn geworden, im Dorf gibt es Milch und Joghurt, das würde deinem Magen gut bekommen. Du bleibst eine Woche, dann kommst du wieder«. Die Situation schlug mir auf das Gemüt. Ich war sehr emotional und weinte oft heimlich. Ich hatte so viele Freundinnen, auch bei der türkischen Linken, aber keine von ihnen war in einer ähnlichen Situation wie ich. Einige von ihnen waren verlobt. Fethiye war unsere Nachbarin, sie wollte heiraten und nach Deutschland gehen. Keine von ihnen wollte wie ich ein wirklich revolutionäres Leben führen. Hatun, die Schwester von Ali Aydın, war verlobt. Güneş war auch verlobt. Mein Leben jedoch musste anders verlaufen als das ihrige.

Ich sagte den FreundInnen Bescheid und fuhr ins Dorf. Ich wollte ausprobieren, ob es möglich war, im Dorf zu leben und den Kontakt zu den FreundInnen aufrecht zu halten. Nach wenigen Tagen langweilte ich mich. Die FreundInnen waren in der Stadt und es war schwierig für sie, ins Dorf zu kommen und die Arbeit hier fortzusetzen. Es gab nicht einmal Bücher. Das Dorfleben kam mir leer und sinnlos vor. Mühsam hielt ich es eine Woche aus und kehrte danach in die Stadt zurück.

Ich verhielt mich nicht auffällig und die FreundInnen sahen kein besonderes Problem in meiner Lage. Druck von der Familie war normal, und meine Familie wollte mich eben noch stärker einschränken als andere Eltern das taten. In unserer Bildungsgruppe wurden sogar Witze darüber gerissen und über Kıymets Lösungsvorschlag, einen Ehemann für mich zu finden, gelacht. Obwohl es mir schwerfiel, lachte ich mit, als vorgeschlagen wurde, ich solle mir ein Schild mit der Aufschrift »Suche Ehemann, der mich rettet« umhängen. Manchmal glaubte ich an so etwas wie Schicksal und hielt mich für einen sehr glücklosen Menschen. Ich fühlte mich hilflos, weil ich keinen Ausweg sah, aber ich blieb stur und suchte ungeduldig nach einem Weg, den Zwängen zu entfliehen.

Ich sprach noch einmal mit meinem Vater. »Ich will nicht heiraten und ich will auch die Verlobungsgeschenke zurückgeben. Ohnehin habe ich außer dem Ring nichts davon getragen, sie gehören alle ihnen. Ich finde diese Beziehung sinnlos. Zwischen meiner Mutter und Tante Tonton gibt es keinen Unterschied. Ich werde nicht tun, was meine Mutter will, sondern genau das gleiche, was die FreundInnen auch tun.«, sagte ich. Mein Vater entgegnete: »In Ordnung, gegen deinen Willen geben wir dich nicht her, aber was ist denn bloß passiert?«. Er versuchte, mich zu beruhigen. Meine Mutter griff ein und sagte wütend: »Ich habe es ja schon damals gesagt, die haben meine Tochter verführt. Seit Baki hier war, trägt dieses Mädchen Trauer. Die Nachbarn haben das auch gesagt. Seitdem zieht sie sich kaum noch vernünftig an und isst auch nichts mehr. Und dann hängt sie sich auch noch ein schwarzes Tuch um! Baki hat irgendetwas mit ihr angestellt. Sag die Wahrheit, was hat er gemacht, warum willst du dich trennen, wieso willst du Metin auf einmal nicht mehr? Dafür muss es doch einen Grund geben! Dabei haben sie sich doch so gut verstanden. In den Ferien im Februar war Metin ständig hier, und sie mochte ihn doch auch! Die haben sie verführt, Ismail, hör auf, du bist so naiv!«

So schimpfte sie vor sich hin. Es war grausam. Jedes einzelne ihrer Worte war so hart, dass es einen Menschen töten konnte. Ich war tief in meinem Stolz als junges Mädchen verletzt. Wie konnte sie solche Vorwürfe so einfach aussprechen! Angeblich wollte sie nur den Grund für meinen Trennungwunsch erfahren. Nach dieser Diskussion ging ich in das hintere Zimmer und weinte. Ich sah das Kabel des Rekorders, zog es heraus und legte es mir probeweise um den Hals. Dann gab ich den Gedanken auf, legte mich hin und versuchte, mich zu beruhigen. Eine ganze Weile führte ich Streitgespräche mit mir selbst. Ein revolutionäres Leben war wunderschön. Wenn ich mehr lesen, in der Bildungsarbeit noch mehr Bewusstsein gewinnen und irgendwo anders hingehen würde, könnte ich viel mehr von Nutzen sein. Ich wünschte mir, bereits in der Abschlussklasse des Gymnasiums zu sein, dann hätte ich die Universität als Vorwand nehmen können, mich von meiner Familie zu lösen.

Mein großer Bruder war in İstanbul. Ob ich zu ihm gehen sollte? Aber er wollte alleine leben und es war schwierig, ihn zu erreichen. Ob ich Metin heiraten und nach Ankara gehen sollte? Ich drehte mich im Kreis.

Konnten die FreundInnen mich nicht an einen weit entfernten Ort schicken? Ich ärgerte mich wieder, als mir Kıymets Lösungsvorschlag in den Sinn kam. Warum interessierten sich eigentlich die anderen FreundInnen nicht für meine Situation, warum kümmerte sich nur Kıymet darum? Waren sie nicht in der Lage, sich mit derartigen Problemen zu beschäftigen?

Cemile fiel mir ein. 1975 waren wir gemeinsam nach Bingöl gefahren. Metin wollte auch mitkommen, jedoch hielt ihn mein Onkel im letzten Moment davon ab. Bestimmt hatte meine Mutter das so gewollt. Trotzdem fuhr ich damals nicht mit Cemile allein, denn jetzt kam mein Onkel mit Metins Fahrkarte mit. Cemile hatte die Mädchenkunstschule abgeschlossen und war Lehrerin geworden. Sie war Bingöl zugeteilt worden. Mein Onkel wollte über Beziehungen eine Stelle an einem geeigneten Ort für sie finden, da in der Stadt nichts mehr frei war. Sie war in ein »radikales Dorf« versetzt worden, in dem LehrerInnen abgelehnt wurden, weil die Menschen religiös waren und ihre Kinder in die Koranschule schickten. Atatürk nannten sie dort ›*atakutik*‹[76]. Und wo Atatürk abgelehnt wurde, wurden auch Lehrer, Gesundheitspersonal und alle anderen Beamten abgelehnt. Angeblich brachten sie nicht einmal ihre Kranken zum Arzt.

Das erzählte einer meiner Lehrer, der aus Wan stammte, im Garten der Lehrervereinigung TÖB-DER. Er war Anhänger der DDKD[77], wie ich damals erfuhr. Das Gebäude der Lehrervereinigung war niedergebrannt worden, es hatte Ausschreitungen gegeben. Schon in der Schule hatte ich geahnt, dass wir uns politisch nahe standen. Wir gehörten beide zur »kurdischen Linken«, wodurch automatisch eine Nähe entstand. Jetzt setzte er die Diskussion aus der Schule fort. Er redete und wir hörten zu.

---

76 Kurdisch für: Vater der Hunde (anstelle von Atatürk – Vater der Türken)

77 *Devrimci Demokratik Kültür Dernekleri*, türkisch für: Revolutionäre Demokratische Kulturvereine, gegründet 1975

Cemile fürchtete sich vor den Menschen im dem Dorf, in dem sie leben und unterrichten sollte. Meine Onkel machte Scherze darüber und zeigte damit seine Zuneigung. Aber er mochte sie wirklich. Seine Zuneigung machte sich insbesondere bemerkbar, wenn er angetrunken war. Unsere Diskussion machte ihn nervös. Er war immer noch AP-Anhänger. Wenn er getrunken hatte, nannte er uns »Genossen« und behauptete, er sei viel revolutionärer als wir. Als wir durch Bingöl-Kovancılar fuhren, war er angespannt und sagte: »Das sind alles Faschisten hier, die greifen uns an«. Alle Männer, die wir im Bus und im Lokal sahen, trugen offene Hemden und Ketten mit Anhängern der Grauen Wölfe. Das machte meinen Onkel noch nervöser. Darüberhinaus fühlte er sich verpflichtet, uns junge Frauen vor neugierigen Blicken zu schützen.

Letztendlich war Cemile in dieses Dorf gegangen und arbeitete als Handarbeitslehrerin mit jungen Mädchen an deren Aussteuer. Seitdem war fast ein Jahr vergangen. Ich malte mir aus, nach Bingöl und von dort aus ins Dorf zu Cemile zu fahren. Den Weg zur Lehrervereinigung hatte ich mir gemerkt, dort würde man mir sicher behilflich sein. Dann fiel mir ein, dass Schulferien waren. Auch dieser Plan ging also nicht auf. Es hätte auch riskant sein können, dorthin zu gehen.

Während ich etwas ruhiger geworden meinen Gedanken nachhing, klopfte es plötzlich laut an der Tür. Meine Mutter war nervös: »Sakine, Sakine, mach die Tür auf! Lass uns reden, so geht das nicht. Außerdem ist Besuch gekommen, Onkel Hıdır und Tante Tonton, sie fragen nach dir. Es ist Essenszeit, was willst du essen. Dein Vater ist auch sehr traurig, er ist weggegangen und noch nicht zurückgekommen.« Ich gab keinen Laut von mir, woraufhin meine Mutter schrie: »Meto, Meto, schnell schau durchs Fenster, nicht dass sie sich etwas antut!«

Also hatte sie doch gemerkt, wie sehr mich ihre Worte getroffen hatten. Meto versuchte, vom Balkon aus durch das Fenster ins Zimmer zu blicken, aber die Tüllgardine versperrte ihm die Sicht. Meine Mutter schrie weiter, ich antwortete ihr nicht. Meto versuchte, die Fensterflügel aufzudrücken, aber sie waren fest verschlossen.

Als er jedoch mit schmerzerfüllter Stimme nach mir rief, hielt ich es nicht mehr aus. Er war mein engster Freund, mein Genosse, meine große Unterstützung. Die Beziehung zwischen uns ging über ein nor-

males Geschwisterverhältnis hinaus. Als ich ihm antwortete, atmete er auf, und auch meine Mutter war erleichtert. Wie ich vermutet hatte, waren gar keine Gäste gekommen, da meine Mutter ansonsten unter allen Umständen versucht hätte, unseren Streit vor ihnen zu verbergen.

flucht

Das Problem musste endlich gelöst werden. Ich hatte mich entschieden. Mit Meto arbeitete ich einen Plan aus. Ihm vertraute ich alle meine Sorgen an und er hatte Mitleid mit mir. Da meine Mutter sowieso Baki und seiner Familie misstraute, wollte ich diese Verbindung für meine Flucht nutzen. Zuerst sprach ich mit Türkan. Wir luden Bakis Schwester Saime ein, aus dem Dorf zu uns zu kommen. Sie ging auf einer Internatsschule in Akçadağ und hatte gerade Ferien. Auch sie war Revolutionärin und hatte drei Brüder: İbo, Mehmet Ali und Baki, die alle unterschiedlichen politischen Organisationen angehörten: TKP, TİKKO und HK. Baki stand sie am nächsten.

Saime selbst war sehr emotional, voller guter Absichten und politisch offen eingestellt. Durch die Internatsschule war sie relativ unbeeinflusst von der Frontenbildung innerhalb der verschiedenen revolutionären Gruppen, denn in Akçadağ gab es viele Faschisten und wer aus Tunceli stammte, wurde ohnehin als KommunistIn abgestempelt. Es war gut, eine Verbindung zu ihr herzustellen, da wir über sie unsere Ideologie in die Lehrerschule Akçadağ einbringen konnten. Wir trafen uns bei Türkan und sprachen zunächst über politische Themen. Meine Mutter wusste nichts von unserem Treffen. Im Verlauf des Gesprächs thematisierte ich schließlich die Situation, in der ich mich befand. Ich wusste nicht, wie Saime reagieren würde, glaubte jedoch, dass sie mich verstehen könne. Als Verwandte hatten wir keine besonders innige Beziehung zueinander, aber ich ging davon aus, dass die revolutionäre Verbindung uns einander näher brachte. Nachdem ich ein bisschen um das Thema herumgeredet hatte, erläuterte ich ihr schließlich meinen Plan:

»Baki ist Revolutionär. Er wollte mich heiraten, aber ich war nicht bereit für die Ehe. Wir haben miteinander gesprochen, ich habe ihm

meine Einstellung erklärt und er hat das alles sehr gefasst aufgenommen. Später habe ich mich dann mit Metin verlobt. Wie es dazu gekommen ist, ist nicht so einfach zu erklären, ihr würdet es gar nicht glauben. Ich war eigentlich immer noch nicht dazu bereit, aber es ist nunmal passiert. Ich möchte Revolutionärin werden, aber meine Mutter drängt mich zur Hochzeit, ebenso die Familie meines Verlobten. Sie meinen, ich könne danach in Ankara weiter zur Schule gehen. Ich habe Metin lange Zeit nicht gesehen und weiß nicht, was er tut und ob er überhaupt eine revolutionäre Einstellung hat. Aber wahrscheinlich eher nicht, und seine Familie ist sowieso dagegen. Deshalb möchte ich mich trennen, aber ich will vermeiden, dass Probleme auftreten. Seine Familie könnte die Polizei einschalten. Daher will ich so tun, als sei ich zu Baki geflüchtet. Wenn die Familien uns das abnehmen, gehe ich an irgendeinen Ort, den die FreundInnen vorschlagen. Darüber können wir später nachdenken. Aber wir müssen wirklich glaubhaft sein und dürfen uns nicht erwischen lassen. Ich möchte auch mit deinem Vater sprechen. Er ist ein guter Mann und ich glaube, er wird Verständnis haben. Also deine Familie soll mich nicht wirklich als Schwiegertochter betrachten. Ich vertraue euch und ich glaube, auch Baki würde verständnisvoll reagieren.«

Saime war zunächst schockiert. Dann freute sie sich, umarmte mich und sagte: »Du wirst meine Schwägerin!« Wir anderen lachten über ihre Reaktion. Offensichtlich begriff sie den Ernst der Lage nicht und reagierte rein emotional. Wir vereinbarten einen Tag. Bis dahin wollte ich meinen Ausweis aus der Schule holen. Treffpunkt sollte die Wohnung einer anderen Cousine von uns in Demiroluk sein. Saime würde mit ihrem Vater kommen.

Ich schärfte Meto ein, sich meiner Mutter und den anderen gegenüber nichts anmerken zu lassen. Er gab mir sein Wort. Dann holte ich meinen Ausweis aus der Schule. Türkan und die anderen staunten über meine Entschlossenheit. Sie hatten meinen Plan anfangs nicht ganz ernst genommen. Die FreundInnen wollte ich selbst informieren, aber es ergab sich keine Gelegenheit. Sie kannten meine Lage. Solange ich zu Hause wohnte, konnte ich nur sehr eingeschränkt Kontakt zu ihnen halten. Ich war entschlossen, aktive Revolutionärin

zu werden, und niemand konnte mich davon abhalten. Das war das Ziel, das ich mir gesetzt hatte. Für meine Geschwister würde es wohl nicht einfach werden, wenn ich die Familie verließ, aber sie wurden schließlich nicht so stark unter Druck gesetzt wie ich und konnten revolutionär arbeiten.

Meto sollte zunächst nichts sagen. Nur wenn die Situation außer Kontrolle geriet, sollte er andeuten, dass ich zur Familie meines Onkels gegangen war. Wieviele Tage würde ich wohl brauchen, um nach Ankara zu kommen? Erst dann würde Meto mit der Geschichte herausrücken.

Als ich meinen Ausweis aus der Schule holte, fragte der Schulsekretär nach dem Grund. Ich sagte, dass ich heiraten werde. Erst wollte er mir den Ausweis ohne Wissen des Direktors nicht geben. Mit ruhiger Stimme erklärte ich, dass es überhaupt kein Problem sein könne, mir meine Papiere auszuhändigen. Er willigte schließlich ein, ich nahm den Ausweis und ging nach Hause. Meine Mutter war nicht da. Ich nutzte die Gelegenheit und zog Kleidung an, die ich lange nicht getragen hatte, um den Anschein zu erwecken, dass ich Freundinnen besuchen wollte. Als ich die Wohnung verließ, beobachteten die Nachbarn mich.

Auf der Straße traf ich auf Tante Tonton. Sie musterte mich misstrauisch. Verhielt ich mich merkwürdig? Eigentlich war es unmöglich, dass sie etwas merkte, da sie niemals auf den Gedanken gekommen wäre, dass ich einfach weggehen könne. Innerlich tat sie mir leid und ich hatte ein schlechtes Gewissen. Wie würden diese alten Menschen reagieren? Mit Sicherheit wären sie sehr betroffen. Und was würde Metin sagen? Vielleicht könnte ich ihn in Ankara sehen.

Nachdem Tante Tonton mich eine Weile schweigend betrachtet hatte, fragte sie, wohin ich gehe. Ich antwortete wahrheitsgemäß, dass ich meine Cousine Emoş besuchen wolle. Natürlich wusste sie nicht, welchem Zweck dieser Besuch diente, und sie wunderte sich, dass ich ganz alleine war. Ihr Blick war liebevoll. Ich verspürte den Impuls, sie zu umarmen und mich zu verabschieden. Trotz allem mochte ich die beiden und sie taten mir wegen ihres Alters leid. Ihre ganze Hoffnung hatten sie auf mich gesetzt. Ihre älteren Kinder lebten in Ankara und ihre Schwiegertöchter wollten nicht mit ihnen zusammenwohnen. Zu

Hause lebten keine Kinder mehr, die Töchter waren verheiratet. Metin war der jüngste Sohn. Mit einer aus derselben Region stammenden Schwiegertochter wären sie nicht länger allein. Tante Tonton lächelte traurig, als ob sie etwas spürte. Ich tat nichts, aber innerlich wünschte ich mir, Metin in Ankara zu treffen und das Problem mit ihm gemeinsam zu lösen. Das war wohl ein idealistischer Gedanke, trotzdem sprach ich ein stilles Gebet aus. Ob ich meinen Plan aufgeben sollte? Vielleicht würde Metin nach Dersim kommen, es war kurz vor den Sommerferien. Er schrieb mir regelmäßig und hatte mich um ein Foto gebeten. Wahrscheinlich würde er mir auch ein Foto schicken. Ich hatte sogar vergessen, wie sein Gesicht aussah. In seinem letzten Brief hatte er aus dem Lied »Drama-Brücke« zitiert:

»Die Drama-Brücke ist schmal, Hasan,
sie lässt sich nicht überqueren.
Das Wasser ist kalt, Hasan, es lässt sich nicht trinken.
An der Mutter kommt man vorbei, an seiner Liebe niemals...«

Was hatte er damit sagen wollen? Warum hatte er das geschrieben? Aber wieso dachte ich überhaupt darüber nach, es hatte keinen Sinn mehr. Ich war bereits auf dem Weg und hatte den ersten Schritt Richtung Trennung getan. Hatte ich Schuldgefühle? Übte ich Verrat an unserer Beziehung? Aber schließlich liebte ich keinen anderen und wollte niemand anderen heiraten. Metin kannte auch meine Haltung zu Baki. Ich wollte doch nur weg von meiner Familie, um meiner revolutionären Arbeit nachgehen zu können. Meine Kehle war wie zugeschnürt und mir traten Tränen in die Augen. Auf dem Weg begegnete ich vielen Leuten und versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Nachdem ich eine Weile gelaufen war, bog ich auf den Weg ab, der am Friedhof vorbeiführte. Hier war niemand unterwegs. Ich beeilte mich und versuchte, alle Gedanken zu verdrängen. Als ich bei Emoş ankam, erwarteten mein Onkel und Saime mich bereits. Mein Onkel schloss mich erfreut in die Arme und küsste mich. Ich war überrascht. Was hatte Saime ihm wohl erzählt? Offensichtlich dachte er, ich hätte Baki nun doch erhört. Ich sagte nichts dazu. Jetzt aufzugeben war unmöglich. Nein, ich musste meine Zweifel bekämpfen, ich konnte nicht länger zu Hause bleiben. Mein Onkel bestellte ein

Taxi, gab Saime Geld und die Anweisung, nach Elazığ zu Onkel Hasan zu fahren und von dort aus Mehmet Ali anzurufen.

Auf dem Weg erfuhr ich von Saime, dass sie morgens ein Telegramm an Baki nach İzmir geschickt hatten. Meine Stimmung war gedrückt und im Auto wurde mir schlecht. Ich schwieg die ganze Zeit. Saime versuchte, mich zum sprechen zu bringen: »Alles wird gut, mach dir keine Sorgen«, sagte sie.

Sie war so naiv! Zu Hause musste mittlerweile die Hölle losgebrochen sein. Ich mochte gar nicht daran denken. Wir blieben nur eine Nacht in Elazığ und fuhren mit dem Bus weiter nach Ankara. Bei unserer Ankunft war es noch dunkel. Erst als wir Ulus und İç Cebeci erreichten, wurde es langsam hell. Saime war schon einmal dort gewesen und fand die Adresse mühelos.

Das Wohnviertel lag direkt neben der Fakultät für Politikwissenschaften, wie Saime mir erklärte, als wir daran vorbei fuhren. Ich musste an Ali Haydar Kaytan[78] denken. An welcher Fakultät war wohl Metin? Ich wusste, dass er an der Gazi-Universität war, aber nicht, in welchem Gebäude sich die Fakultät befand. Sicher könnte ich ihn finden, wenn ich ihn suchen würde. Er wäre wohl sehr überrascht, aber vielleicht würde er mich verstehen. Wir stiegen aus dem Auto. Nachdem wir etwa eine Viertelstunde gelaufen waren, klingelte Saime an der Tür einer Erdgeschosswohnung. Nach einer Weile öffnete eine Frau mittleren Alters. Saime fragte: »Wohnt hier Mehmet Ali Polat?« Die Frau bejahte und bat uns hinein. Die Wohnung war klein, Wohn- und Schlafzimmer miteinander verbunden. Die Schlafenden wurden durch unsere Ankunft geweckt und standen sofort auf. Auch Mehmet Ali hatte noch geschlafen. Er rieb sich erstaunt die Augen, bevor er uns umarmte und küsste. Überraschenderweise war auch Medine da. Sie war nach İstanbul gegangen, offensichtlich war sie zurückgekehrt. Mit verschlafenen Augen fragte sie, ob nur wir beide gekommen seien. Das kam ihr merkwürdig vor. Sie ging ins Bad, um

78 Ali Haydar Kaytan, Codename: Fuat, Gründungsmitglied der PKK aus Dersim. 1988-1994 politischer Gefangener in der Bundesrepublik infolge des sogenannten Düsseldorfer PKK-Prozesses. Heute Mitglied des Exekutivrats der Koma Civakên Kurdistan (KCK).

ihr Gesicht zu waschen. Nachdem alle aufgewacht waren, herrschte Trubel in der Wohnung. Medine stellte weitere Fragen. Ich stand seit Tagen unter Anspannung und hatte mich auf dem ganzen Weg zusammenreißen müssen. Plötzlich brach ich in Tränen aus, womit ich die anderen noch mehr verblüffte. Mehmet Ali sagte: »Sakine, mein Kind, was ist denn los. Komm, wir gehen ins andere Zimmer«. Er führte mich hinüber und ich erzählte ihm alles. Nach einem Moment des Schweigens fragte er: »Weiß dein Vater davon, dass du hier bist?« Ich verneinte, woraufhin er meinte: »Wir müssen ihnen Bescheid geben, sie machen sich sonst Sorgen«.

Dann versuchte er, die Stimmung aufzuhellen, indem er mich aufzog: »Am allermeisten wird sich natürlich Baki über diese Angelegenheit freuen.«

Ich entgegnete ärgerlich: »Ich habe die Situation doch erklärt, für mich seid ihr nicht nur Verwandte, sondern vor allem Revolutionäre, deshalb habe ich erwartet, dass ihr mich versteht. Ich glaube auch daran, dass Baki das richtig versteht und sich entsprechend verhält. Ich bin nicht gekommen, um zu heiraten. Ich will als Revolutionärin arbeiten und ich erwarte, dass ihr mich dabei unterstützt.«

Mehmet Ali wurde wieder ernst und sagte beruhigend: »In Ordnung, mein Kind, ich habe doch bloß einen Witz gemacht, mach dir keine Sorgen. Es wird kein Problem sein, wenn deine Eltern erfahren, dass du hier bist.«

Obwohl ich von der Fahrt müde war, konnte ich nicht schlafen. Der Tag wollte nicht vorüber gehen und ich fragte mich ununterbrochen, ob ich einen Fehler gemacht hatte. Als Mehmet Ali abends nach Hause kam, berichtete er, dass meine Eltern angerufen und gefragt hätten, ob ich in Ankara sei. Meto hatte also durchgehalten. Wie ich erfuhr, hatte meine Familie sich große Sorgen gemacht und mich zwei Tage lang am Ufer des Munzur gesucht, weil sie befürchtet hatten, ich sei ins Wasser gegangen. Auch die FreundInnen hatten so etwas gedacht, obwohl Türkan und die anderen ja Bescheid wussten. Meto wusste sowieso alles. Vielleicht hatten sie nichts gesagt, um nicht mit in die Sache hineingezogen zu werden. Ich hatte jedoch nicht den Suizid, sondern die Befreiung gewählt. Das hatte ich mit einigen von den

FreundInnen vorher diskutiert. Meto hatte seine Rolle gut gespielt. Meine Rolle hingegen wurde zunehmend schwieriger.

Mehmet Ali schlug vor, umgehend eine »Blitzverlobung« abzuhalten. »Man weiß ja nicht, was kommt. Deine Familie weiß, dass du hier bist. Vielleicht weiß es auch schon die Polizei.« In Anspielung auf Metins Familie sagte er: »Diese Leute erstatten möglicherweise Anzeige. Wir machen das jetzt zum Schein und wenn sich die Lage beruhigt hat, regeln wir die Sache schon irgendwie.«

Entschieden wehrte ich seinen Vorschlag ab und verfluchte meine eigene Dummheit. Ich hatte ihm vertraut, weil ich ihn als Revolutionär betrachtet hatte, und jetzt machte er einen solchen Lösungsvorschlag! »Nein, auf keinen Fall. Wenn ihr so etwas machen wollt, bleibe ich nicht hier. Ich gehe.« Wütend verließ ich die Wohnung. Mehmet Ali und die anderen flehten mich an zu bleiben und fragten, wohin ich gehen wolle. Ich antwortete: »Ich werde die FreundInnen suchen. Sicher finde ich sie an der Fakultät für Politikwissenschaft«.

Da ich meine eigene Hose gewaschen hatte, hatte ich mir eine Jeans von der Tochter des Hauses ausgeliehen, die der aktuellen Mode entsprechend voller Flicken war. Das fiel mir erst unterwegs auf, aber es war mir egal. Ich verlangsamte meine Schritte, während ich versuchte, meine Tränen zu verbergen und mich zu beruhigen. Für einen Moment setzte ich mich auf eine Bank. Dann betrat ich die Fakultät. Dabei gingen mir Szenen aus türkischen Filmen durch den Kopf. Meine Situation ähnelte der des kurdischen Mädchens vom Dorf, das auf den Straßen İstanbuls nach Bekannten aus der Heimat suchte. Ich suchte an der Fakultät für Politikwissenschaften nach Ali Haydar Kaytan! Mein Gott, hatte ich denn wirklich geglaubt, meine Probleme zu lösen, indem ich von zu Hause weglief? Innerlich versuchte ich, Bilanz zu ziehen, aber ich war so durcheinander, dass ich nicht mehr wusste, was ich richtig oder falsch gemacht hatte. Mir war nur klar, dass es nicht besonders gut lief. Aber ich hatte mein Elternhaus verlassen müssen, an diesem Punkt hatte ich Recht gehabt. Das Familienleben und die revolutionäre Arbeit waren unvereinbar. Tagtäglich um Erlaubnis zu betteln oder Lügen aufzutischen, um als Revolutionärin tätig sein zu können, war ein Widerspruch in sich.

Ein revolutionäres Leben bedeutete Freiheit, die freie Entfaltung des eigenen Willens. Es bedeutete, mit anderen zu teilen und gemeinschaftlich zu arbeiten. Alles daran zog mich an. Auch ein revolutionäres Leben war Regeln unterworfen, jedoch erschien mir eine solche Verbundenheit einfach, weil sie auf Freiwilligkeit beruhte. Ich hatte mich diesen Regeln angepasst, ohne es überhaupt zu merken. Es handelte sich um eine Lebensweise, die mit all ihren Eigenheiten schön war, selbst mit den damit verbundenen Schwierigkeiten. Meine Liebe und Verbundenheit der Revolution gegenüber waren von der Schlichtheit und Armut, die in den Lehmhütten im Garten gelebt wurden, geprägt worden.

Ich war jetzt in der Fakultät, aber an wen sollte ich mich wenden? Die Universität war riesig und ich konnte ja nicht einfach irgendwen nach den FreundInnen fragen. Wahrscheinlich war es am besten, mich zu setzen und die Menschen um mich herum zu beobachten. Auf der Suche nach einem geeigneten Platz bewegte ich mich in die Richtung, in der am meisten los zu sein schien. Dabei suchten meine Augen weiter. Ich bemühte mich, keinen allzu verlorenen Eindruck zu machen. Eine kleine Gruppe saß unter einer Akazie. Unter ihnen waren auch Frauen. Mein Blick fiel auf ein Gesicht, das mir bekannt vorkam: War das nicht Musa Erdoğan, der Bruder von Kıymet? Wir kannten uns aus Dersim, ob er sich wohl an mich erinnern konnte? Ich blieb stehen und betrachtete die Gruppe erneut. Es kam mir vor, als hätte ich gefunden, was ich gesucht hatte. Als einer von ihnen, von dem ich später erfuhr, dass er Yılmaz hieß, auf mich zukam, sagte ich: »Ich suche Ali Haydar Kaytan, mir ist gesagt worden, dass ich ihn hier finden kann.« Yılmaz fragte mich zunächst, woher ich Ali Haydar Kaytan kenne. Als ich antwortete, dass ich aus Dersim käme, bat er mich, einen Moment zu warten und ging zu der Gruppe zurück. Dann kam Musa Erdoğan auf mich zu. Wir reichten uns die Hände. »Ich bin Sakine«, sagte ich. »Ich habe dich erkannt, du bist doch Musa, der Bruder von Kıymet.« Er führte mich zu einer schattigen Rasenfläche und forderte mich auf, mich zu setzen. Als er mir eine Zigarette anbot, nahm ich an.

Er fragte mich, wann ich angekommen sei und lächelte dabei, um mich zu beruhigen. Offenbar war mir am Gesicht abzulesen, wie verloren ich mich fühlte. Vielleicht kam es mir auch nur so vor, je-

denfalls entspannte ich mich ein wenig. Ich fühlte mich, als ob ich eine verloren geglaubte sehr wertvolle Sache endlich wiedergefunden hätte. Der Schmerz über den erlittenen Verlust vermischte sich mit Freude. Ich hatte meine Familie verlassen, aber gleichzeitig auch meine Heimat und die FreundInnen. Bis zu diesem Moment hatte ich das nicht gespürt, weil der Konflikt mit meiner Mutter zu sehr im Vordergrund gestanden hatte – als ob sich der Kampf nur um sie drehte und ich gewonnen hätte. Aber so war es nicht. Noch war unklar, was ich verloren und was gewonnen hatte. Ich war ausgebrochen, aber ob das gut war oder schlecht, würde sich erst noch zeigen.

ein mädchen läuft von zuhause weg, um revolutionärin zu werden

In Dersim redeten jetzt wahrscheinlich alle über meine Flucht. Die Vorstellung, dass andere Eltern revolutionärer Töchter von nun an vielleicht weniger Druck ausüben würden, tröstete mich etwas. Ob es wohl hieß, ich sei zu einem Mann geflohen? Schließlich hatte ich es so aussehen lassen. Ich war ja nicht entführt worden, sondern hatte selbst mein Elternhaus verlassen und war ganz bis nach Ankara zur Familie meines Onkel gefahren. Dieser Teil der Geschichte war jedoch nicht allgemein bekannt.

Sollten sie doch denken, was sie wollten, letztendlich würde ich alle, sogar meine Mutter, mit meiner revolutionären Haltung überzeugen. Trotz aller Konflikte, Widersprüche und der Ausweglosigkeit der Situation, trotz meiner eigenen Schwäche, Hilflosigkeit und Angst verspürte ich Selbstvertrauen und Zuversicht. Am Horizont hatte sich ein Hoffnungsschimmer aufgetan. Ich litt zwar unter der Situation, aber ich war davon überzeugt, darüber hinweg zu kommen. Ich hatte keine Angst mehr davor, Fehler zu machen. Natürlich hatte ich Befürchtungen, aber der Wunsch nach Veränderung wog schwerer. Letztendlich glaubte ich fest daran, das Richtige zu tun. Diese Überzeugung gab mir Selbstsicherheit.

Während ich meine Geschichte erzählte, unterbrach mich Musa gelegentlich mit den Worten: »Schwester, ich gratuliere dir.« Er schlug

mir auf die Schulter und lobte meinen Mut. Ich berichtete von den Vorstellungen der Familie meines Onkels und sagte: »Ich kann dort nicht bleiben. Sie sprechen von Verlobung, es ist unerträglich.« Musa antwortete: »In Ordnung, darüber reden wir später.«

Die Frau aus der Gruppe hatte mit ihrer Haltung und ihrer Art zu reden meine Aufmerksamkeit geweckt. Ich vermutete, dass sie Kesire sein könnte, von der Kıymet und ihre Familie soviel erzählt hatten. Und ich hatte Recht. Musa schlug vor: »Wenn es dir recht ist, sprichst du mit der Genossin Kesire. Ihr könnt zusammen zu Mittag essen, das Studentenwohnheim ist ganz in der Nähe.«

Gemeinsam mit Kesire standen wir auf. »Lass uns hinein gehen und uns Hände und Gesicht waschen«, sagte sie. Wir gingen zum Wohnheim. Dort waren nur Frauen. Im Waschraum wuschen wir uns. Kesire holte ein Handtuch aus einer Tüte, mit dem wir uns abtrockneten. Sie hatte keine Eile und strahlte Ruhe aus. Es war auffällig, dass sie nicht sofort neugierige Fragen stellte. Wahrscheinlich hatte das etwas mit ihrer Position innerhalb der Gruppe zu tun. Ihr Gesichtsausdruck zeugte von Reife, aber auch von Kälte. Wenn sie hin und wieder lächelte, sah sie netter aus. Wahrscheinlich ist sie gar nicht kaltherzig, sondern hat einfach nur ein vornehmes Aussehen, dachte ich mir.

Wir gingen wieder hinunter in den Garten und setzten uns auf den Rasen. Sie fragte nach meinem Namen und wollte mich näher kennenlernen. Dann fragte sie nach der politischen Einstellung von Mehmet Ali und ich antwortete, er sei TKP-Anhänger. »Genosse Ali Haydar kennt ihn auch«, fügte ich hinzu. Mehmet Ali hatte häufig von ihm gesprochen und erzählt, dass Ali Haydar ihn besucht hatte. Als Kesire entgegnete, Ali Haydar sei gestern nach Dersim gefahren, war ich enttäuscht. Hätten wir miteinander sprechen können, als ich noch in Dersim war, hätten wir das Problem vielleicht dort lösen können, denn was er sagte, hatte Gewicht. Ich verlor mich in Gedanken und kam erst wieder zu mir, als Kesire die nächste Frage stellte. Schließlich sagte ich mir: »Wie auch immer, jetzt ist es so und ich bin hier. Wenn ich einen Fehler gemacht habe, werden mir das die FreundInnen hier sagen. Musa jedenfalls hat sich gefreut und mir sogar gratuliert. Er hätte es mir wohl gesagt, wenn er mein Verhalten falsch gefunden hätte.«

Kesire sagte: »Musa hat ein bisschen von dir erzählt. Ich habe die Sache nicht ganz verstanden, aber ehrlich gesagt, bin ich überrascht. Mir kommt das nicht besonders schlau vor, du hast ein ganz schönes Durcheinander angerichtet. Es ist zwar gut, dass du deine Familie verlassen hast, aber jetzt wird dir die gleiche Sache auch hier aufgedrängt. Dein Cousin wollte dich ja anscheinend bereits früher heiraten, es wird ihm gefallen. Wo ist er denn jetzt, weiß er überhaupt davon?« Ich antwortete, er sei in İzmir, da ich keine Ahnung davon hatte, dass seine Familie ihn aufgefordert hatte, nach Ankara zu kommen. Saime hatte auf dem Weg lediglich erwähnt, dass sie ihm ein Telegramm geschickt hätten. »Wie wird er damit umgehen?«, fragte Kesire. Darüber hatte ich bisher kaum nachgedacht. Schnell antwortete ich: »Mein Cousin ist ein guter Mensch. Wir haben uns ja damals unterhalten, ich habe ihm gesagt, dass ich Revolutionärin sein will und nicht bereit für eine Ehe bin. Das hat er verstanden und wenn ich ihm jetzt die Lage erkläre, wird es nicht anders sein. Ich gehe davon aus, dass er realistischer als Mehmet Ali denkt.«

Kesire entgegnete, dazu könne sie nichts sagen. Ich wiederholte, nicht in dieser Familie bleiben zu können, sollten sie mich weiter zu einer Verlobung drängen. Kesire sagte nichts. Dabei hatte ich erwartet, sie werde mich auffordern, bei ihr zu bleiben oder einen anderen geeigneten Ort vorschlagen. Aber nein, sie hielt sich bedeckt. Ich war betroffen und begann zu weinen. Als sie mich fragte, ob ich die Adresse meines Onkels wisse, sagte ich: »Nein, aber die Wohnung ist ganz in der Nähe, irgendwas mit ›*İç Cebeci*‹, nur an die Hausnummer kann ich mich nicht erinnern.«

Schließlich machte ich mich auf den Weg zurück. Meine Beine wollten mich nicht tragen, ich hatte keine Lösung für mich gefunden. Die FreundInnen hatten sich nicht so verhalten, wie ich erwartet hatte, oder vielleicht hatte ich die Situation einfach nicht richtig geschildert. Was hatte ich ausgelassen, an welchem Punkt hatte ich mich falsch ausgedrückt? Und was sollte ich jetzt machen? Ob ich mit Medine wieder nach Dersim zurückkehren sollte? Vielleicht würde meine Familie jetzt vorsichtiger sein und nicht mehr soviel Druck auf mich ausüben, weil sie Angst bekommen hatte. Nein, es war

unmöglich. Ich war weggelaufen, obwohl ich verlobt war. Es würde jede Menge Gerede geben. Und wenn ich zu Metin gehen und mit ihm sprechen würde? Wie würde er sich verhalten? Ich konnte nicht einschätzen, wie er damit umgehen würde. Außerdem fiel mir seine Adresse einfach nicht ein. Wenn er ein Telefon hätte, könnte ich ihn anrufen und vorfühlen. Ob Mehmet Ali mir helfen würde, wenn ich ihn darum bitten würde? Nein, er wollte bestimmt nicht, dass ich Metin treffe. Ich lief planlos durch die Straßen und wusste nicht, wohin ich gehen sollte. Dabei wiederholte ich den Namen der Frau, mit der ich gesprochen hatte: »Kesire. Kesire.«

Was dieser Name wohl bedeutete? Menekşe hatte von ihr gesprochen, nachdem sie Musa in Ankara besucht hatte. Sie war die erste Frau, die sich der Gruppe angeschlossen hatte. Sie hätte mir helfen können. Oder hatte ich sie vielleicht falsch verstanden? Aber sie hatte nichts eindeutiges gesagt. Ich war bestürzt. Wenn doch bloß Ali Haydar da gewesen wäre, er hätte bestimmt eine Lösung gewusst. Er kannte ja auch Mehmet Ali.

Ich lief durch die Gegend, bis ich müde wurde. Dann ging ich zurück zur Wohnung. Baki, İbo, Saime und ihre Schulfreundin Halide aus Hatay waren gekommen. Meine Stimmung sank noch tiefer. Baki verhielt sich zunächst sehr förmlich, aber zwischendurch lachte er. Er schien guter Laune zu sein. İbo machte Witze: »Wir haben es nicht geschafft, aus unserer Cousine eine TİKKO-Anhängerin zu machen, aber jetzt können wir ja zusammen in die Berge gehen.«

Ich konnte dem Gespräch nicht folgen, da ich in Gedanken immer noch bei den Gesprächen im Garten der Fakultät für Politikwissenschaften war, wo ich auf zwei völlig verschiedene Reaktionen gestoßen war: Einer hatte mir gratuliert und mich gelobt, die andere war verwundert und hatte von einem »großen Durcheinander« gesprochen. Schließlich sagte ich, dass ich in Anwesenheit von Mehmet Ali mit Baki sprechen wolle. Wir zogen uns in ein anderes Zimmer zurück. Baki grinste ohne Unterlass. Mir ging das auf die Nerven, was gab es schon zu lachen? Lachte er über meine Flucht? Vor einem Jahr hatte ich seinen Heiratsantrag mit der Begründung abgelehnt, ich wolle Revolutionärin werden und fühle mich nicht bereit für die

Ehe. Und jetzt hatte ich mich zu ihm geflüchtet und bat um seine Hilfe. Es war verständlich, dass er das falsch auffasste.

Es fiel mir schwer zu sprechen, solange er vor sich hin lachte. Ich wusste nicht, wo ich anfangen sollte. Eine Weile herrschte Schweigen, dann begann ich zu sprechen: »Ich habe Mehmet Ali ja schon alles erzählt. Meine Mutter wollte nicht, dass ich Revolutionärin werde. In letzter Zeit hat sie sogar versucht, jeden Kontakt zu den FreundInnen zu unterbinden. Angesichts meiner Entschlossenheit hat sie dann auf eine schnelle Heirat gedrängt. Metin ist hier an der Universität, er weiß von nichts. Seine Familie ist genau so wie meine Mutter, deshalb wollte ich nicht heiraten. Ich musste weg von zu Hause. Wenn ich irgendwo anders hingegangen wäre, hätten sie vielleicht die Polizei eingeschaltet. Deshalb habe ich mit Saime gesprochen, um die Situation in einem anderen Licht erscheinen zu lassen«. Um Klarheit zu schaffen, fuhr ich fort: »Wir haben uns doch schon einmal darüber unterhalten. Ich habe auch damals ganz offen geredet. Du bist ein revolutionärer Freund in meinen Augen, das bedeutet mehr als unsere Verwandtschaft miteinander. Ich vertraue dir. Bei unserer letzten Diskussion hast du gesagt, dass die unterschiedlichen ideologischen Ansätze, die wir verfolgen, vielleicht gar nicht so weit voneinander entfernt sind. Du meintest, dass du mehr zu dem Thema lesen und darüber nachdenken wolltest. Daher habe ich dir noch mehr vertraut. Dein Bruder redet jetzt von Verlobung und sagt, die Polizei könne kommen. Ich finde das nicht richtig. Ich bin achtzehn Jahre alt. Es gibt keinen Grund für die Polizei, einzugreifen. Wir sind Verwandte, ich bin zu Gast bei euch, das kann ja kein Problem sein. Wenn ihr euch so verhaltet, verliere ich mein Vertrauen in euch. Ich habe im Gegenteil erwartet, dass ihr mir helft.«

Baki gab mir sofort Recht und meinte, er freue sich darüber, dass ich einem revolutionären Leben den Vorzug gebe: »Wir sind Revolutionäre und damit für alles offen«, sagte er. »Ich studiere und arbeite in İzmir. İbo ist bei mir und Saime wird später dazu kommen. Du kannst dort auch weiter zur Schule gehen. In İzmir gibt es viel mehr Möglichkeiten. Wir können uns gegenseitig unterstützen und unsere Diskussion fortsetzen. Soll die Polizei doch kommen. Die Verlobung

ist mir gleichgültig, ich sage nicht, dass so etwas sein muss. Wenn es dir Recht ist, können wir auch mit İbo sprechen.« Er rief İbo herbei und schilderte ihm kurz die Lage. Auch İbo gab seine Zustimmung. Mehmet Ali schien nicht begeistert zu sein, aber letztendlich fand er es auch besser, dass ich mit nach İzmir ging, da alles andere riskant sein könne. »Es kann auch vorübergehend sein, du kannst jederzeit wieder zu uns kommen«, fügte er noch hinzu. Schließlich fand auch Medine die Idee gut und sagte: »Wir kommen dann auch nach İzmir und nehmen uns dort eine Wohnung. İstanbul hat mir ohnehin nicht gefallen«.

Saime sollte ihre Angelegenheiten mit der Schule regeln und nachkommen, ebenso Medines Geschwister. Hasan arbeitete dort als Lehrer, Haydar war auch da. Aynur wollte mit Saime oder noch früher nach İzmir fahren.

Die Situation hatte sich anders entwickelt, als ich erwartet hatte. An İzmir hatte ich überhaupt nicht gedacht, aber als jetzt alle davon sprachen, erschien mir die Idee auch sinnvoll. Die Wohnung von Mehmet Ali war nicht besonders einladend. Er wohnte dort mit seiner Frau, zwei Kindern, seiner Schwägerin und seinen Schwiegereltern, wie eine Familie im Osmanischen Reich. Die Wohnung war klein und die familiären Beziehungen fand ich abstoßend. Mehmet Ali war TKP-Anhänger. Baki und İbo gehörten auch anderen Fraktionen an, aber wir standen uns näher. Sie studierten und arbeiteten gleichzeitig. Ich malte mir aus, dass ich auch arbeiten und mich theoretisch weiterbilden könne, bis ich den Kontakt zu den FreundInnen wieder hergestellt hätte. Faulenzen würde ich sicher nicht. Ich freute mich, endlich eine Lösung gefunden zu haben.

ein schmerzhafter bruch und die zeit als arbeiterin

Wir brachen sofort nach İzmir auf. Im letzten Moment entschied İbo, nicht mitzukommen: »Ich komme in ein bis zwei Tagen nach, ich will noch bei den FreundInnen vorbeigehen«. Damit meinte er natürlich seine GenossInnen von der TİKKO.

Ich fuhr los, ohne den FreundInnen Bescheid zu geben. Ob sie davon erfahren würden? Ich schärfte Mehmet Ali ein, meinen Aufenthaltsort zu nennen, sollte jemand von ihnen nach mir fragen.

Den ganzen Weg über diskutierte ich mit Baki. Am Tag der Abfahrt hatte ich meine schönen langen Locken abgeschnitten. Er fragte mich nach dem Grund und wollte sich mit mir unterhalten. Dann sprach er über die Vergangenheit. Als ich in die Mittelschule ging, war er in der Abschlussklasse des Gymnasiums. Jetzt erzählte er, wie er sich damals für mich interessiert habe. Er sagte, er betrachte es als großes Glück, dass ich letztlich zu ihm gekommen sei. Sein Verhalten und seine Art zu sprechen, hatten sich geändert. Die Ernsthaftigkeit, mit der er am Vortag von »revolutionärer Freundschaft« gesprochen hatte, war verschwunden. Stattdessen verhielt er sich wie ein Mann einem jungen Mädchen oder seiner Geliebten gegenüber. Ich war enttäuscht und fühlte mich naiv. Ich war aus freien Stücken mit ihm gegangen, dafür konnte ich niemandem die Schuld geben. Daher ärgerte ich mich über mich selbst und fühlte mich in meinem Stolz verletzt. Mit aller Kraft wehrte ich mich gegen den Gedanken, mich erniedrigt zu haben. Ein solches Gefühl konnte mich nur schwächen.

Irgendwann ging uns der Gesprächsstoff aus und ich verhielt mich distanziert. Bei unserer Ankunft in İzmir schlug er vor, zu seinem Arbeitsplatz zu gehen. Ich fand das unpassend. Wir gingen dann zu einer Familie in Bornova, wo ich eine Weile blieb. Harun, der Sohn der Familie, war HK-Anhänger. Dann gab es noch zwei Töchter und eine sehr nette Mutter. Die Familie war groß und es kam viel Besuch. Fast einen Monat blieb ich dort.

Nach İbos Ankunft suchten wir gemeinsam nach Arbeit. So konnte es nicht weitergehen. Es langweilte mich, ohne Beschäftigung in der Familie zu leben. Einen ganzen Tag lang war ich mit İbo in Konak und Alsancak auf Arbeitssuche. Wir bekamen ein Angebot in einem Lokal, aber es erschien uns unpassend und die Bezahlung war schlecht. Baki kam an den Wochenenden. İbo wohnte bei Hasan in einer Junggesellenbude und verbrachte seine Zeit mit Bekannten. Wir beschlossen, eine Wohnung zu mieten. In Gümüşpala hatte Baki Bekannte, mit deren

Hilfe wir eine Wohnung fanden. Sie bestand aus einem Wohnzimmer, einem Schlafzimmer und einer kleiner Küche und war komplett leer.

İbo und Baki besorgten die notwendigsten Sachen in ihrem Freundeskreis. Es waren alte, gebrauchte Gegenstände, ein alter Teppich, ein paar Matratzen, Decken, ein paar Teller und ein kleiner Teekessel. Wir waren wie Kinder, die Erwachsensein spielten. Eine Weile kamen wir mit zwei Löffeln aus. Bakis Lohn reichte nicht für die Miete und unseren Lebensunterhalt. Er studierte an der Ägäis-Universität Architektur und arbeitete in einem Touristenlokal in İnciraltı. Dass er arbeitete, während wir faul herumsaßen, war untragbar. İbo fand manchmal tageweise Arbeit auf einer Baustelle. Damit kamen wir so gerade über die Runden.

Ich suchte weiter nach Arbeit. İbo und Baki waren davon nicht begeistert, aber ich bestand darauf. Baki versuchte mich davon zu überzeugen, mir über seine Studienkollegen einen Job als Krankenpflegerin oder Sekretärin zu besorgen, aber ich wollte lieber in einer Fabrik arbeiten. İzmir war eine Industriestadt, es gab überall Fabriken. Ich stellte mir vor, als Arbeiterin Gewerkschaftsarbeit zu machen. Dabei dachte ich an meinen Vater und auch an das Buch von Mitka Grabtschewa: Ognjana – Erinnerungen einer bulgarischen Partisanin. Als ich es gelesen hatte, war ich noch in Dersim gewesen, wo es keine solchen Arbeitsmöglichkeiten gab. Damals dachte ich auch gar nicht an Lohnarbeit. Aber jetzt war es notwendig, da ich nicht materiell abhängig sein wollte. Es störte mich so sehr, dass ich die Arbeitssuche auf keinen Fall aufgeben wollte.

Mit Baki besuchten wir eine Familie in İzmir-Hatay. Der Mann und die Frau waren beide berufstätig und hatten drei Kinder. Baki meinte, ich könne mich um die Kinder kümmern, solange die Eltern bei der Arbeit seien. Sie gehörten zu seinem Freundeskreis, machten auch revolutionäre Arbeit und hatten eine sehr umfangreiche Bibliothek. Ich schaute mir die Bücher an. Wir blieben lange an jenem Abend dort und unterhielten uns. Mir kam die ganze Familie merkwürdig vor. Mit ihrer Lebensweise und ihren Beziehungsformen machten sie den Eindruck einer ganz normalen kleinbürgerlichen Familie. Selbst Mehmet Ali war besser als sie. Also sagte ich zu Baki: »Hier bleibe ich

nicht eine Stunde«. Dann fügte ich hinzu: »Aber wir sollten ihren Bücherreichtum nutzen und uns ein paar Bücher von ihnen ausleihen«. Wir fuhren zurück in unsere Mietwohnung. İbo hatte inzwischen Arbeit als Dreher gefunden. Ich suchte weiter. Auf dem Weg nach Çiğli waren ein paar Fabriken, die alle der gleichen Familie gehörten. Schließlich begann ich in einer Schokoladenfabrik zu arbeiten.

Die Fabrik lag in einem Tal, inmitten eines schönen Gartens. Ein Großteil der Beschäftigten waren Frauen. Fast alle waren bulgarische Einwanderinnen, die in Aşağı Çiğli lebten.

Ich freute mich, dass ich endlich Arbeit gefunden hatte. Um den Bus zu erreichen, der die ArbeiterInnen zur Fabrik brachte, musste ich morgens um halb vier aufstehen. Da ich keine Uhr hatte, stellte ich mich darauf ein, jeden Morgen zur gleichen Zeit aufzuwachen. Zum Bus musste ich immer rennen. Mittags aß ich in der Fabrik, abends ging ich nach Hause. Manchmal mussten wir auch Überstunden machen. Die jungen Arbeiterinnen wirkten manchmal wie eine Frauengruppe auf dem Weg zu einer Hochzeit oder einer anderen Feierlichkeit. Manche sahen aus wie in einem Modekatalog. Es war wie eine Modeschau: Jeden Tag andere Bekleidung, Make-Up, Fönfrisuren. Die Mädchen waren sehr lebhaft.

In dem Bereich der Fabrik, in dem sich die Kessel befanden, arbeitete eine Frau, die »kurdische Fatma« genannt wurde. Sie hatte einen dunklen Teint, war klein und mollig und sah abgearbeitet aus. Sie arbeitete sehr viel. Die Arbeit im Kessel-Bereich war am schwersten. Selbst die leeren Kessel anzuheben, war mühsam. Da nur wenige Männer in der Fabrik arbeiteten, machte sie den Eindruck einer Frauenfabrik. Auch die fünf Kinder des Besitzers waren in der Fabrik tätig. Mit einem der Söhne hatte ich mich an meinem ersten Arbeitstag eine Weile unterhalten. Ihm war in meinem Ausweis mein Geburtsort Tunceli aufgefallen und er fragte mich, warum ich arbeiten wolle. Mit meiner schlichten Kleidung sah ich anders aus als die anderen Mädchen. Ich erklärte, ich sei bei Verwandten zu Besuch und müsse für meinen Lebensunterhalt arbeiten. Er war ein wenig misstrauisch. Die Fabrikbesitzer waren vorsichtig bei der Einstellung neuer ArbeiterInnen. Meine Erklärung, ich habe das Gymnasium ab-

gebrochen, wollte er mir nicht recht glauben, da auch die Studierenden als potentiell Verdächtige oft angaben, sie hätten die Schule abgebrochen. Wenn sich ArbeiterInnen in einer Fabrik organisierten, wurde meistens schnell deutlich, welche Rolle die Studierenden dabei spielten, und ihnen wurde kurzerhand gekündigt. Manche Fabrikbesitzer tauschten die Namen solcher AktivistInnen untereinander aus und trafen Maßnahmen gegen die sich entwickelnde Arbeiterorganisierung. Auch ich war davor gewarnt worden, sofort bei der Organisierungsarbeit mitzuwirken, da dies eine schnelle Kündigung bedeuten könne. Nachdem ich die Zustände in der Fabrik gesehen hatte, war mir ohnehin klar, dass es nicht einfach sein würde, mit den ArbeiterInnen ins Gespräch zu kommen.

Zunächst versuchte ich zu beweisen, dass ich arbeiten konnte. Ich bemühte mich, jede Tätigkeit schnell zu erlernen und fehlerfrei auszuführen. Da ich mich noch in der Probezeit befand, hatte ich keinen festen Arbeitsbereich, was mir sehr entgegen kam. So konnte ich jeden Bereich und die dortigen ArbeiterInnen kennenlernen. Ich knüpfte schnell Kontakte und fragte meine KollegInnen aus, seit wann sie in der Fabrik tätig seien und wieviel sie arbeiteten. Die bulgarischen EinwanderInnen fragte ich vor allem nach der Situation in Bulgarien.

1973 auf dem Flug nach Deutschland hatte das Flugzeug eine Zwischenlandung in Sofia gemacht, um den Tank aufzufüllen. Um eine Nähe zwischen uns herzustellen, übertrieb ich ein bisschen und erzählte, ich sei in Sofia gewesen. Fast alle waren vor der Revolution geflohen, nur sehr wenige von ihnen waren später nachgekommen. Allen gemeinsam war, dass sie arbeiteten, um ihre Familien zu unterstützen und ihre individuellen Bedürfnisse wie zum Beispiel die Aussteuer zu finanzieren.

Der Lebensstandard im Stadtviertel Aşağı Çiğli war relativ hoch. Der Staat hatte den bulgarischen EinwanderInnen schöne Häuser mit Gärten zur Verfügung gestellt. Das Viertel war sauber und gepflegt. Arbeitslose gab es nicht, alle BewohnerInnen hatten unmittelbar nach ihrer Ankunft eine Beschäftigung gefunden. Einige von ihnen waren in staatlichen Einrichtungen beschäftigt, andere hatten sich selbständig gemacht. Die Familien waren nicht besonders groß.

Die bulgarischen TürkInnen wurden in den Fabriken in der Umgebung gerne eingestellt, da sie als gute ArbeiterInnen galten, die keine Probleme bereiteten. Die anderen ArbeiterInnen waren vor allem KurdInnen, obwohl nur Fatma so bezeichnet wurde. Sie waren an ihrem schlechten Türkisch und groben Auftreten zu erkennen. Meine KollegInnen waren überrascht, als sie erfuhren, dass auch ich Kurdin war. »Du siehst überhaupt nicht so aus«, sagten sie. Ihre Vorurteile wurden vor allem durch meine guten türkischen Sprachkenntnisse zunichte gemacht. Ihre Sympathie für die KurdInnen wuchs, je besser wir uns kennenlernten. Sie fanden mich interessant und viele kamen mittlerweile von sich aus auf mich zu, um mit mir über ihre Probleme zu sprechen oder mich etwas zu fragen. Das war eine positive Entwicklung. Es war auch wichtig, die Sympathie der VorarbeiterInnen zu gewinnen, da sie den Arbeitgebern nahestanden und Informationen über die ArbeiterInnen weitergaben, die bei Kündigungen ausschlaggebend waren.

Ich lernte jeden Tag Neues in der Fabrik. Vor allem versuchte ich zu begreifen, warum die Mädchen zurechtgemacht wie Mannequins an den Maschinen standen. Während der Pause redete Fatma über sie und flüsterte: »Guck mal die, die hat was mit dem Sohn vom Chef. Und die kommt immer spät nach Hause, weil sie angeblich Überstunden machen muss. Die sind fast alle ... du weisst schon. Du kriegst das vielleicht nicht mit, aber sei vorsichtig mit ihnen.«

Ich hatte es zwar nicht gewusst, aber geahnt. Auch ihr Umgang mit den männlichen Kollegen war oberflächlich, bei jeder Gelegenheit trafen sie sich miteinander und unterhielten sich, aber es waren keine kollegialen Beziehungen. Auch ich redete mit allen. Einige der Männer waren bereits älter und man konnte ihnen ansehen, dass sie seit vielen Jahren arbeiteten. Mit ihnen war es einfacher über die Arbeitsbedingungen und ihren Lebensstandard zu diskutieren, sie hörten auch zu. Mein Kontakt zu ihnen war entspannt, wodurch die heimlichen Blicke und Flirts der anderen noch mehr auffielen. Manche der jungen Arbeiterinnen kamen mit mir, wenn ich zu den Kollegen ging, um mich mit ihnen zu unterhalten.

Beim Essen saßen immer die gleichen Leute zusammen. Die Köche machten bei der Verteilung des Essens Unterschiede. Sie blick-

ten ihr Gegenüber an, während sie die Kelle zum Kessel führten. Selbst dabei ergab sich die Gelegenheit zum Flirt, wodurch die Essensration beeinflusst wurde. Gab es Fleisch oder Früchte, bekamen die flirtenden Frauen mehr davon. Den gleichen lockeren Umgang pflegten sie auch mit dem Chef, den Vorarbeitern und sogar mit den Fahrern und Gärtnern.

Ich empfand das Verhalten der Frauen als eine Preisgabe ihrer Persönlichkeit. Die Worte »Arbeiterklasse« und »Proletariat« waren für mich heilig. Aus diesem Grund hatte ich Fabrikarbeiterin werden wollen und andere Stellen abgelehnt. Ich träumte vom organisierten Widerstand der Arbeiterklasse, aber meine Erfahrungen in der Fabrik waren ganz andere. Das Buch von Mitka verstand ich jetzt besser. Wenn ich daran dachte, wie sorgfältig Mitka daran gearbeitet hatte, die Mädchen aus den Dörfern, die unter sehr schlechten Bedingungen in den Fabriken ausgebeutet wurden, zu organisieren, riss ich mich zusammen und versuchte, Geduld aufzubringen.

Normalerweise arbeiteten wir acht Stunden, Überstunden waren freiwillig. Die ArbeiterInnen wurden einmal im Jahr oder als Belohnung für eine besonders gute Leistung für ein paar Tage in den Urlaub ans Meer geschickt. Manchmal fanden auch Betriebsausflüge statt. Darüber sollte die Verbundenheit zur Fabrik gestärkt und Unzufriedenheit über die Arbeitsbedingungen besänftigt werden. Die Teepause dauerte fünfzehn Minuten, die Mittagspause eine halbe Stunde. Niemand schien sich für die Qualität des Essens, für Sozialversicherung, Gewerkschaft, Arbeitsrecht oder die eigene Organisierung zu interessieren. Die mit Süßigkeiten gefüllten Pakete, die an Feiertagen oder zu besonderen Anlässen verteilt wurden, lösten hingegen große Freude aus. Es war abstoßend zu beobachten, wie die Mädchen miteinander wetteiferten, dem Chef mit seinem väterlichen Gehabe und seinen flirtenden Söhnen zu gefallen. Einerseits bedauerte ich die jungen Frauen, andererseits machte mich die Situation wütend, da der Begriff der Arbeiterklasse ausgehöhlt wurde.

Nach einer Weile begann ich, einige der Arbeiterinnen zu Hause zu besuchen. Aşağı Çiğli war ein wichtiger Stadtteil, hier lebten viele MigrantInnen. Ich wollte sie näher kennenlernen. Ein paar der

jungen Mädchen waren offen für Gespräche. Auch ihnen missfielen die Arbeitsbedingungen und das Verhalten des Chefs. Ihre Unzufriedenheit war für mich der Ansatzpunkt, um sie zu organisieren. Eine Gewerkschaft oder eine Sozialversicherung gab es nicht. In der Fabrik waren bereits Frauen schwer verletzt worden, weil ihre Haare oder Arme in die Maschinen geraten waren. Einige hatten bleibende Schäden davongetragen. Es gab überhaupt keine Sicherheit. Weder wurden Entschädigungen gezahlt, noch Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Alles wurde dem Zufall überlassen.

In unseren Unterhaltungen thematisierte ich vorsichtig auch den geringen Zuschlag, der für Überstunden gezahlt wurde, und die Ausbeutung der Arbeitskraft und der Körper der Frauen. Dabei gelangte ich zu der Erkenntnis, dass die EinwanderInnen aus Bulgarien nicht an den Sozialismus glaubten. Sie betrachteten sich selbst als TürkInnen und die Türkei als Vaterland, womit sie ihre Flucht aus Bulgarien rechtfertigten. Der türkische Staat hatte sie aufgenommen, ihnen Wohnung und Arbeit verschafft. Dafür waren sie dankbar und bereit, zu den negativen Begleitumständen zu schweigen.

In dieser Situation war es schwer, ihr Interesse für Kurdistan zu wecken. Ich versuchte dennoch, ihnen in groben Zügen zu erklären, woher wir kamen und was 1938 in Dersim geschehen war. Sie begnügten sich damit, mir zuzuhören. Ich setzte meine Besuche fort. In der Fabrik verbrachten wir unsere Pausen jetzt gemeinsam. In mir war die Hoffnung aufgekeimt, mit viel Geduld eine kleine Gruppe gründen zu können, in der die Probleme bei der Arbeit thematisiert und mit der Zeit auch gemeinsam über eine Lösung diskutiert werden könne. Allerdings war die Fabrik klein und spielte daher keine große Rolle. Selbst wenn sich der Arbeiterwiderstand im Land ausweiten sollte, würde es hier nur wenig Einfluss haben.

Die Kontrollen am Ausgang waren unschön. Hayriye, eine dicke Frau, die sich wie eine Gefängnisaufseherin benahm, durchsuchte grob Taschen und Tüten. Da ich keine Tasche mitnahm, sagte sie, wenn ich an der Reihe war: »Du kannst durchgehen, mein Sohn.« Sie nannte mich aufgrund meiner kurzen Haare so. Trotzdem reagierte ich wütend auf die Durchsuchungen, mit denen verhindert werden

sollte, dass Waren gestohlen wurden. Es erstaunte mich jedes Mal, wenn meine KollegInnen Schokolade oder Bonbons in der Fabrik aßen. Schließlich wusste ich, wie sie hergestellt wurden, und ekelte mich davor. Lange Zeit aß ich überhaupt keine Süßigkeiten mehr. Auf Sauberkeit wurde nicht geachtet und Zutaten, die auf den Boden gefallen waren, wurden einfach wieder in die Kessel geworfen. Auch die Reinigung der Kessel war sehr oberflächlich. Lediglich auf das Aussehen und die Verpackung kam es an.

Die Tücher auf den Tischen mit der Bonbon- und Schokoladenmasse verursachten wirklich Übelkeit. Dabei hieß es, die Fabrik und ihre Schokoladenprodukte seien berühmt. Ich lachte darüber. Wahrscheinlich waren alle Fabriken so. Qualität und Sauberkeit waren unwichtig. Für die Besitzer waren nur Kapitalanhäufung, Profit und Produktionssteigerung von Bedeutung. Und den ArbeiterInnen ging es lediglich um ihr Einkommen. Die Gesundheit der Bevölkerung war ihnen egal. Auch sie dachten nur an den eigenen Vorteil.

Die Arbeit war anstrengend. Morgens machte ich mich ohne Frühstück auf den Weg. Jeden Tag musste ich rennen, um den Zubringerbus zu erreichen. Das war mein täglicher Frühsport. Wenn ich den Fabrikbus verpasste, musste ich den normalen Bus nehmen und ein Ticket für 150 Kuruş kaufen.

Um Geld zu sparen, fuhr ich manchmal per Anhalter. Das war nicht ungefährlich, da man an Frauenhändler geraten konnte. Manche Frauen, die Autos anhielten, verkauften auch ihre Körper. Es konnte ein falscher Eindruck entstehen, wenn ich allein an der Straße stand und Autofahrern zuzuwinkte. Als ich das erfuhr, wurde ich vorsichtiger, aber manchmal war es mir egal. In solchen Situationen war die Haltung eines Menschen ausschlaggebend. Selbst wenn man an eine Person mit schlechten Absichten geriet, konnte eine ernsthafte Haltung ausreichend sein, um den Mut des Gegenübers zu brechen. Auf dem Heimweg nach der Arbeit setzte ich mich meist kurz auf den Bürgersteig, um mich auszuruhen. Der Fabrikbus fuhr nicht bis zu unserer Wohnung und das letzte Stück des Weges, das ich zu Fuß ging, führte bergauf. Es war anstrengend, den ganzen Tag stehend zu arbeiten und zum Schluss die Steigung zu bewältigen.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich jedoch daran. Ich arbeitete gerne und mir ging es gut. Zu Hause gab es allerdings Probleme. Eine Zeitlang hatte ich überwiegend alleine mit İbo gewohnt. Später hatte Baki seine Arbeit im Restaurant aufgegeben und war jetzt auch ständig da. Beide hatten keine dauerhafte Arbeit, die einzige, die regelmäßig arbeitete, war ich. Diese Situation war nicht einfach für sie. İbo brachte sein Unbehagen zur Sprache: »So geht das nicht, die Schwester arbeitet und wir leben davon.« Baki schwieg dazu.

wir teilten die wohnung, aber nicht die gleichen ziele

Meine ganze Zeit verbrachte ich bei der Arbeit. Ich konnte weder Bücher lesen noch die allgemeinen Entwicklungen verfolgen. Die Arbeit half mir dabei, nicht darüber nachzudenken, in welche Lage ich mich gebracht hatte. Aber das war keine Lösung. Ich arbeitete an sechs Tagen in der Woche. Mir blieben nur die Sonntage, die ich damit verbrachte, die Umgebung auszukundschaften und verschiedene Vereine zu besuchen. In Kemeraltı gab es Vereinsräume der HK und DDKD, in Bornova von Dev-Genç. Alle nannten sich »demokratischer Kulturverein«. Ich las Zeitschriften und Zeitungen und verfolgte die Politik der Gruppen. Die Artikel in den Zeitschriften führten zu Dauerdiskussionen zu Hause. Baki und İbo hatten sich nicht an ihr in Dersim gegebenes Wort gehalten. Beide verteidigten weiter ihre eigenen Einstellungen. Baki las allerdings Bücher zur »nationalen Frage« und machte sich dabei Notizen.

An der Frage, ob Kurdistan eine Kolonie sei, gingen unsere Meinungen auseinander. Stundenlang diskutierten wir über grundlegende Unterschiede zwischen neuer und klassischer Kolonialisierung. Dadurch wurde ich zum Lesen angehalten. Wären wir noch in Dersim gewesen, hätte ich einfach an Punkten, bei denen mir die Argumente ausgingen, die FreundInnen eingeschaltet. Jetzt war ich in İzmir und niemand außer mir behauptete, aus Kurdistan zu stammen. Es war schwer. Im Stadtviertel Büyük Çiğli lebten überwiegend Menschen aus Varto und Hınıs, die nach den dortigen Erdbeben

nach İzmir gekommen waren. Bei ihnen war die kurdische Kultur, die ich sehr vermisste, spürbar. Dennoch bezeichnete niemand von ihnen Kurdistan als eine Kolonie. Die türkischen linken Gruppen hatten sich dort organisiert und die gesamte Jugend war bei der türkischen Linken. Auch in Gültepe und Gümüşpala lebten viele KurdInnen.

Zu Hause wurde Bakis Verhalten problematisch. Er bemühte sich, in Diskussionen eine ideologische Gemeinsamkeit auf minimalem Niveau herzustellen. Ich fand das inkonsequent, da er trotz seiner Recherchen seine organisatorische Bindung nicht antasten wollte und seine eigene ideologische Denkweise beibehielt. Seine Beziehung zu mir war nicht aufrichtig. Er wollte eine emotionale Verbindung zu mir herstellen und ging davon aus, dass ich mich nicht darauf einlassen würde, solange es keine ideologische und organisatorische Gemeinsamkeit gab. Manchmal brachte er das zur Sprache. Ich reagierte verärgert darauf, brach die Diskussion ab und erinnerte ihn an das Abkommen, das wir getroffen hatten.

Oft verhielt ich mich ausweichend oder wurde polemisch. Ich war nicht besonders überzeugend. Mit der Zeit wurde ich sanfter. Dabei spielte auch die Flucht aus meiner Familie eine Rolle. Ich schwankte zwischen extremer Ablehnung und einer fatalistischen Haltung, die aus dem Gedanken resultierte, ich habe selbst Schuld an der Situation, in der ich mich befand. Baki profitierte davon. Mir waren meine eigene Schwäche und Hilflosigkeit bewusst. Ich versuchte, mich nicht davon besiegen zu lassen und nicht nach den Wünschen anderer zu handeln. Immerhin arbeitete ich. Es ging auch nicht um die Wohnung, schließlich hatte ich inzwischen viele Bekannte, bei denen ich zumindest vorübergehend hätte unterkommen können. Auch die Anmietung einer eigenen Wohnung war nicht ausgeschlossen. Ich versuchte, mein Selbstvertrauen nicht zu verlieren und mich damit zu trösten, dass ich allein mit meiner Willenskraft mit der Situation fertig werden müsse.

Im Mai war ich aus Dersim geflüchtet. Bis August ging es so weiter. Mit Haydar und seiner Schwester Aynur waren wir jetzt zu fünft. Saime war noch nicht gekommen. Wir mieteten eine andere Wohnung

im gleichen Viertel. Sie befand sich in der Nähe von Kaffeehäusern und Vereinen, die von Faschisten besucht wurden. Wir hatten die Gegend bewusst ausgewählt, um unauffällig zu bleiben. Außerdem konnten wir so die Faschisten aus der Nähe beobachten. Dieses »organisationsinterne Geheimnis« vertraute Baki mir an.

Da wir jetzt zu fünft waren, brauchten wir auch mehr Geld. Die Wohnung hatte zwei Zimmer und ein Wohnzimmer. Die Miete war normal. Als auch Haydar und Aynur Arbeit in einer Fabrik, in der Weintrauben verarbeitet wurden, fanden, ging es uns wirtschaftlich besser. Wir lebten kollektiv und teilten uns die anfallende Arbeit auf. Wer zu Hause war, ging einkaufen, putzte und kochte. Abends saßen diejenigen, die alleine lesen wollten, in einem Raum. Wir hatten beschlossen, keine willkürlichen Diskussionen zu führen, da wir alle verschiedenen Fraktionen angehörten: TİKKO, PDA, HK und Kurdistan-RevolutionärInnen. Die anderen nannten mich »Nationale«. In İzmir war dieser Name unbekannt. Wurde ich in den Vereinen bei Diskussionen danach gefragt, sagte ich: »Der Name ist unwichtig. Ich bin eine Revolutionärin Kurdistans«.

Haydar war von uns allen am schwerfälligsten. Mit der Hausarbeit tat er sich schwer. Das Essen ließ er anbrennen oder verdarb es auf andere Weise. Daher schrieb ich Kochrezepte auf und hängte sie an die Wand. Alle wuschen ihre Wäsche selbst, nur die Bettwäsche erledigten wir gemeinsam. Dabei gab es kaum Probleme. İbo war weiterhin schmuddelig und wusch weder seine Füße und Socken noch seinen Kopf. In İzmir herrschte eine drückende Hitze. Manchmal mochte ich die Wohnung aufgrund des dort herrschenden Schweißgeruchs nicht betreten. Ich kämpfte mit ihm um Sauberkeit und legte ihm nahe, es sich zur Angewohnheit zu machen, jeden Abend seine Füße und Strümpfe zu waschen. Tat er es nicht, sagte ich: »Gib deine Socken her, wenn es dir so schwerfällt. Dann wasche ich sie eben.« Erst dann erhob er sich und sagte: »Nein Schwester, auf keinen Fall.« Genau das hatte ich bezweckt. Seine Socken wollte ich wirklich nicht waschen, an dem Punkt war ich empfindlich.

Erinnerte mich das Verhalten meiner MitbewohnerInnen an die klassische Rollenverteilung in der Familie, ging ich auf die Barrika-

den. Normalerweise gingen wir jedoch respektvoll miteinander um. Nur bei Diskussionen hielt sich niemand an die Regeln. Fing einer damit an, beteiligten sich auch alle anderen. Es endete immer damit, dass sich alle anderen gegen mich verbündeteten. Unsere Debatten verliefen hitzig und es wurden häufig extreme Standpunkte vertreten. Bei Haydar begann und endete jeder Beitrag mit dem sowjetischen Sozialimperialismus. Er war theoretisch nicht besonders bewandert und las kaum. Wir hatten das individuelle Lesen zur Pflicht gemacht, aber Haydar drückte sich davor. Fragte ich nach, nannte er ein paar Seiten eines Buches oder erklärte, er habe keine Zeit gehabt. In Diskussionen wurde deutlich, dass seine Analysen oberflächlich waren und er eigentlich nur wiederholte, was er auswendig gelernt hatte.

İbo war praktisch veranlagt, ein Mann der Aktion. In dieser Hinsicht weckte er Vertrauen. Er zitierte ständig Kaypakkaya, dem er sich verbunden fühlte wie einem Gott. Diese Verbundenheit schätzte ich an ihm. Wie auch ich, liebte er Waffen. Als wir früher einmal gemeinsam im Dorf gewesen waren, hatte er mich mit seinem Revolver schießen lassen. »Wenn du zu uns wechselst, schenke ich ihn dir«, sagte er, als ob er ein Kind mit Süßigkeiten locken würde. Er benahm sich, als ob seine Fraktion die einzige revolutionär kämpfende Gruppe sei und sagte manchmal im Scherz: »Sakine kann eigentlich nur TİKKO-Anhängerin werden, sie hat eine aufsässige Persönlichkeit.« Ich entgegnete, letztendlich werde er zu uns wechseln, da er tief im Inneren eben doch ein Revolutionär sei.

Aynur war etwas reifer geworden und nicht mehr so sprunghaft wie früher. An unseren Diskussionen beteiligte sie sich kaum. Sie verstand sich gut mit Baki, der ihr oft Fragen stellte, um ihr Interesse an einem Thema zu wecken oder ihr etwas beizubringen. Das Leben in der Großstadt interessierte sie jedoch mehr und Lesen fiel ihr schwer, obwohl sie die Grundschule abgeschlossen hatte.

Baki stellte mich vielen seiner FreundInnen vor. Einige waren illegale Kader, die nicht in den Verein gingen, aber zu uns nach Hause kamen. Baki betonte oft, unsere politische Meinungsverschiedenheit sei nicht unüberwindbar. Er brachte auch das Thema Heirat wieder zur Sprache: »Ideologische Unterschiede zwischen Revolutionären

sind vorübergehend. Man sollte die Widersprüche nicht unnötig vertiefen. Eine Ehe würde auch die Entstehung einer ideologischen Einheit beschleunigen.« Ich wies ihn vehement zurück und warf ihm Inkonsequenz vor. Ihm war klar, dass ich ihn durchschaut hatte und wusste, wie wenig aufrichtig seine vermeintliche ideologische Annäherung war. Wir beschlossen, nicht weiter zu diskutieren, da sich dabei die Widersprüche nur vertieften.

brief an metin

Ich schrieb einen langen Brief an Metin, in dem ich ihm ohne Umschweife schilderte, was ich erlebt hatte. Selbstkritisch merkte ich an, es sei nicht richtig von mir gewesen, mich von ihm zu trennen, ohne vorher mit ihm gesprochen zu haben. Ich versuchte ihm die Umstände zu erklären, die mich dazu gebracht hatten: »Die Beziehung zwischen uns kam auf Wunsch unserer Familien zustande. Erst danach ist eine gewisse Nähe aufgekommen. Wir beide waren den Traditionen verbunden, aber unsere Liebe hatte kein Fundament. Hätten sich die Dinge anders entwickelt, hätten wir unsere Beziehung vielleicht weiterführen können. Aber ich habe mich verändert, was unsere Familien zu verhindern versuchten. Mir blieb keine andere Möglichkeit, als mich entweder unseren Familien zu beugen oder eben die Beziehung aufzugeben. Du warst auch nicht gerade hilfreich. Ständig hast du mir geraten, ein »kluges Mädchen« zu sein. Genau das wollten auch unsere Eltern: eine kluge Tochter und Schwiegertochter. Hätten wir die Gelegenheit gehabt, miteinander zu reden, wäre vielleicht alles ganz anders gekommen. Als ich in Ankara war, wollte ich dich sehen, ich wollte es sogar sehr. Ich habe mich schuldig gefühlt und hatte ein schlechtes Gewissen. Wir haben uns nicht getroffen. Wer weiß, vielleicht hatte ich auch Angst, die Situation könne sich dadurch ändern. Du hättest mich beeinflussen und überzeugen können. Dann wäre es auch kein großes Problem mehr gewesen. Ich war trotzig. Im Zorn auf meine Mutter sagte ich mir: »Sie wird mich nicht daran hindern, Revolutionärin zu sein, und sie wird mich nicht einfach verheiraten.« Jetzt bin ich in İzmir. Ich ar-

beite in einer Fabrik. Viel mehr möchte ich nicht darüber schreiben. Es gibt noch ein paar Probleme, die ich lösen muss. Das kann nur ich selbst, da ich sie auch selbst verursacht habe. Wenn du mir trotzdem schreiben möchtest, kannst du es gerne tun. Wir können uns in aller Freundschaft austauschen.«

Ich schrieb nicht offen über meine Probleme mit Baki. Metin wusste ja von früher, wie ich zu Baki stand. Es war absurd: Ich war zu einem Mann geflüchtet, den ich nicht wollte. Wie sollte ich das erklären? Es war ein riesengroßer Widerspruch, die pure Inkonsequenz, wodurch auch meine Ehrlichkeit in Frage gestellt wurde. Das tat mir weh. Aber ganz objektiv gesehen, war es so, und so würden es auch die Leute sehen. Ihre Kommentare würden unerträglich sein.

Baki las den Brief und bekam schlechte Laune, da er herauslas, dass ich Metin immer noch liebte. Wir diskutierten über Liebe. Es wäre verkehrt gewesen, Metin an allem die Schuld zu geben. Ich sagte lediglich die Wahrheit. Baki jedoch missfiel mein Brief. Er sagte zwar nichts, aber er ließ es mich mit seinem Verhalten spüren. Mich kümmerte es nicht weiter, wie er darüber dachte. Allerdings konnte ich mich nicht mehr genau an Metins Adresse erinnern. Da ich den Brief nicht in andere Hände geben wollte, schickte ich ihn nicht ab.

Niemand von unseren MitbewohnerInnen und unserem weiteren Umfeld wusste genau, in welcher Beziehung Baki und ich zueinander standen. Wir hatten nicht dieselben politischen Ansichten und waren nicht verheiratet, lebten aber trotzdem zusammen. Unsere Diskussionen endeten regelmäßig im Streit. Gerade bei Themen, bei denen er sich zuvor flexibel gezeigt und von einer Einigung gesprochen hatte, wollte er keinen Schritt mehr zurückweichen. Er legte Wert auf seine Position innerhalb seiner Organisation und achtete darauf, die internen Regeln nicht zu verletzen. Eigentlich empfand er die Haltung der HK zur nationalen Frage selbst als widersprüchlich. Je mehr er darüber nachdachte oder diskutierte, desto mehr vertiefte sich dieser Widerspruch. Aber er war seiner Organisation dermaßen verbunden, dass er seine Meinung nicht änderte und es nicht wagte, offen seinen wahren Standpunkt zu vertreten. Typisch Kleinbürgertum! Ein feudaler, kleinbürgerlicher Blickwinkel!

Auch in seiner eigenen Gruppe verhinderte diese Haltung eine offene Diskussion. Insbesondere die kurdischen Kader mauerten. Sie verleugneten die Existenz Kurdistans und nannten es Internationalismus, wodurch jede positive Entwicklung von vornherein verhindert wurde. Für sie war es die größte Tugend eines Revolutionärs, sich in Allgemeinweisheiten wie die »Geschwisterlichkeit der Völker« zu flüchten. Aber was war dabei das Kriterium? In wessen Namen, für welches Volk und welche Geschwisterlichkeit sollte denn Revolution gemacht werden? Es war ja auch normal, dass sich die kurdischen Studierenden anfangs von der türkischen Linken hatten beeinflussen lassen. Sie hatten sich allen revolutionären, demokratischen und fortschrittlichen Entwicklungen an den Universitäten gegenüber offen gezeigt und sich daran beteiligt. Aber politische Analysen und die Einstellung zu grundlegenden Fragen der Revolution mussten eindeutig und richtig sein.

Was war der revolutionäre Auftrag und auf welcher Grundlage konnte er umgesetzt werden? Danach fragte niemand. Die verschiedenen Gruppen nahmen an jeder praktischen Aktion teil und zeigten sich dabei mutig und entschlossen, aber die ideologische Basis, auf die sie sich stützten, konnte ihre Stärken und Fähigkeiten nicht fördern und die Gruppen verfügten nicht über die notwendigen Klasseneigenschaften, um zu einer Avantgarde zu werden. 1969 und Anfang der siebziger Jahre bestand revolutionäre Tätigkeit hauptsächlich aus Parolen, Propaganda und Agitation. Die linken Gruppen wetteiferten dabei miteinander. Dabei war nicht einmal eindeutig, wer und welche Gruppe die revolutionäre Ideologie der THKO vertrat und wer Suphi[79] und Kaypakkaya repräsentierte.

Am meisten ärgerte ich mich über die kurdischen Mitglieder dieser Gruppen. Was hatten sie dort zu suchen? Nein, ich war dem türkischen Volk gegenüber nicht feindlich eingestellt. Mein Leben lang hatte ich enge Beziehungen zu türkischen SchulfreundInnen, NachbarInnen und LehrerInnen gepflegt. Ich mochte sie, es waren

---

79 Mustafa Suphi: 1883 in Giresun geboren, Mitbegründer und 1. Generalsekretär der TKP (Kommunistische Partei der Türkei), 1921 von Gefolgsleuten Mustafa Kemals (Atatürk) ermordet.

gute Beziehungen. Wir waren alle von Deniz, Mahir und den anderen beeinflusst worden, sie hatten uns die Revolution nähergebracht. Hätte ich das vergessen können? Aber die RevolutionärInnen einer Unterdrückernation hatten andere Aufgaben als die einer unterdrückten Nation. Wie konnte jemand Revolution in einem anderen Land machen, der die Revolution in seinem eigenen Land ablehnte und die Belange seines eigenen Volkes ignorierte? An diesem Punkt hatte ich kein Vertrauen und ließ mich nicht überzeugen.

alle arbeiten für baki

In Diskussionen konnte ich die Argumentation von türkischen GenossInnen zum Thema Kurdistan bis zu einem gewissen Grad tolerieren, aber bei kurdischen FreundInnen fand ich es unerträglich. Aus diesem Grund verliefen die Diskussionen oft sehr konfrontativ und es kam zu schweren politischen Anschuldigungen. Bei diesem Thema preschte ich vorwärts, ohne besonders viel zu wissen oder zu machen. Ich war bloß Sympathisantin, mir fehlten Wissen und politische Erfahrung. Ich dachte gar nicht darüber nach, ob es in den Augen der Gruppe richtig oder falsch war, wenn ich in ihrem Namen sprach. Ich war allein mit meinen Ansichten, aber ich diskutierte überall. Dadurch gewann ich Selbstvertrauen und Stärke. Ich las einen Artikel in einer Zeitschrift und lief anschließend los, um in einem der linken Vereine darüber zu diskutieren.

Was ich von den marxistischen Klassikern gelesen hatte, bestätigte unsere politischen Ansichten. Es war nicht so wichtig, ob es den Namen Kurdistan gab oder nicht. Die nationale Frage im Vorfeld der Oktober-Revolution, die Entwicklungen danach sowie die erfolgreichen nationalen Befreiungskämpfe in vielen anderen Ländern waren wichtige Quellen, die ich im Licht der ideologischen Thesen unserer Gruppe interpretieren und einordnen konnte. Obwohl es mir an Wissen und Erfahrung mangelte, zeigte ich keinerlei Zurückhaltung. Unsere Ideologie war richtig und wir hatten Recht, das reichte mir. Wer daran glaubte, verteidigte und verbreitete sie überall und unter allen Umständen. Dafür brauchte ich keinen offiziellen Auftrag und

keine organisatorische Verbindung. Ich war weit weg, der Kontakt zu den FreundInnen war abgebrochen. »Ich werde den Kontakt schon irgendwann wieder herstellen«, sagte ich mir.

Im gleichen Viertel wie wir wohnte Yusuf Metin, der aus Dersim-Ovacık stammte. Er kam häufig zu uns und wir führten intensive Diskussionen. Die Wohnung, in der er lebte, gehörte seiner Organisation und beherbergte ein Archiv voller Bücher und Zeitschriften. Er sagte, als Bewegung diskutierten sie über die nationale Frage und in Kürze werde ihre offizielle Meinung dazu in der HK-Zeitung veröffentlicht werden. Baki meinte: »Es gibt Meinungsverschiedenheiten, über die wir noch diskutieren. Sollte sich eine andere Position durchsetzen, werden wir dagegen Stellung beziehen. Mit dieser Meinung bin ich nicht allein, es gibt viele Kurden bei uns, die eine bestimmte Erwartung haben.« Er sagte die Wahrheit.

Die nationale Befreiungsideologie beeinflusste die Diskussionen überall, vor allem in Ankara, aber besonders auch in Dersim, Kars und Antep. Niemand konnte sich aus dem ideologisch-politischen Kampf heraushalten. Alle linken Gruppen mussten sich zum Thema Kurdistan positionieren, wenn sie verhindern wollten, dass ihre AnhängerInnen zu den Kurdistan-RevolutionärInnen überliefen. Ihre Sorge, die kurdischen Kader zu verlieren, war offensichtlich. Das konnte ich auch in unserem Umfeld beobachten. Baki hatte Einfluss in seiner Gruppe, daher verhielten sich seine GenossInnen ihm gegenüber behutsam. Wenn er eine Gegenposition entwickeln sollte, würde sich das auch auf sein Umfeld auswirken. Er war Verantwortlicher in unserem Viertel, aber ihm wurde nicht mehr soviel Vertrauen entgegengebracht wie früher und er konnte die politische Richtung nur sehr begrenzt vorgeben.

Yusuf Metin spielte die Rolle eines Vermittlers. Eigentlich war er einer derjenigen, die sich sehr für die Kurdistan-Frage interessierten. Er war in jungen Jahren nach İzmir gekommen, hatte hier gearbeitet und studiert. Bereits in der Gründungsphase war er bei der THKO gewesen. Seine Gruppe wollte die Tradition der Vergangenheit fortsetzen. In Diskussionen verhielt sich Yusuf ruhig und respektvoll. Eine Zeitlang trafen wir uns bei ihm in der Wohnung, lasen Bü-

cher und diskutierten darüber. Haydar und Aynur waren auch dabei. Es war eine Art Bildungsarbeit. Wir lasen Texte zum Selbstbestimmungsrecht der Völker und der Geschichte der Bolschewistischen Partei. Ich hielt nicht viel davon, sich nur auf die eigene Gruppe zu beschränken.

Ich wollte lesen, diskutieren und lernen - mit wem und wo war mir nicht wichtig. Unser Ziel war es, zur Frage der nationalen Befreiung gemeinsame Anknüpfungspunkte zu finden. Baki spornte mich dabei an. Er konnte aus Zeitgründen nicht immer dabei sein, aber er fand unsere Arbeit sinnvoll. Ich spürte, dass Yusuf sich stärker als Baki für Kurdistan interessierte und er für seine Organisation wichtiger war. Es freute mich, diese Widersprüche wahrzunehmen, und ich ging davon aus, dass sich einige von der Gruppe trennen würden. Das gab mir Hoffnung und ich beschloss, Bakis Verhalten einfach nicht mehr so ernst zu nehmen. Je mehr es wurden, die sich aus ideologischen Gründen von der Gruppe trennten, desto besser war es. Daher wollte ich meine Ungeduld zügeln und nicht mehr so übereilt auf Bakis emotionales Drängen reagieren.

Vielmehr dachte ich, vielleicht doch mit Baki zusammen sein zu können, wenn wir auch ideologisch und organisatorisch eine Einheit bildeten. Das sagte ich ihm offen. Ich stand ihm also nicht vollkommen ablehnend gegenüber. Wie ich zu ihm stand, war bloß aufgrund der bestehenden Meinungsverschiedenheit zwischen uns eindeutig. Es war mir wirklich wichtig, eine ideologisch-organisatorische Einheit zu schaffen. Warum sollte ich meine Flucht aus meiner Familie nicht in ein sinnvolles Zusammensein umwandeln wollen? Als wir noch in Dersim waren, lag den FreundInnen viel daran, insbesondere İbo und Baki zu gewinnen. Jetzt waren wir etwa zehn Personen, die sich nahestanden und zu einem revolutionären Leben entschlossen waren. Teil einer gemeinsamen Bewegung zu sein, hätte so schön sein können, und wir würden damit auch weitere Kreise beeinflussen.

Einmal sagte Yusuf Metin zu mir, ich dürfe Bakis revolutionäre Persönlichkeit nicht geringschätzen. Das tat ich auch nicht. Er hatte durchaus eine militante Seite, weshalb ich ihn ja auch so gerne in meiner Gruppe sehen wollte. Seine inkonsequente Haltung jedoch

ließ kein Vertrauen entstehen. Es wurde zwar nicht offen ausgesprochen, aber mir wurde nahegelegt, eine Ehe könne zu einer ideologischen Annäherung beitragen. Yusuf und Bakis andere Genossen wussten, wie stark und entschlossen ich meiner eigenen Ideologie verbunden war. Sie waren ja selbst nicht dagegen.

Eines Tages kam Sarı Ertan zu Besuch. Er war einer derjenigen, die in der Zeit des zwölften März mit dem Vorsitzenden[80] zusammen festgenommen worden waren, und gehörte zu den Führungskadern der THKO. Er sagte zu mir: »Ich bin mit Apo zusammen festgenommen worden, er kennt mich. Wir betrachten die nationale Frage nicht als Nebensache und sind auch nicht dagegen, dass ihr euch gesondert organisiert. Wenn sich der organisierte Kampf entwickelt und eine Abspaltung notwendig wird, ist ohnehin niemand zu halten. Uns fällt dabei die Aufgabe zu, euch zu unterstützen, selbst wenn es auf nationalistischer Basis geschieht. Aber die Widersprüche zwischen dir und Baki unnötig zu vertiefen, ist nicht richtig.« Mir gefiel, was er sagte, und ich fand seine Einschätzung realistisch.

Baki ging mir jedoch auf die Nerven. Warum mobilisierte er sein Umfeld? Ich war in der Lage, selbst zu entscheiden. Warum schaltete er Metin, Ertan und andere ein? Ihre Stellung und ihre revolutionären Persönlichkeiten interessierten mich nicht. Irgendwann kam auch noch Mehmet Ali. Er war dagegen, dass ich arbeitete: »Das ist doch viel zu anstrengend. Ihr seid erwachsene Männer, ihr könnt ja wohl eure finanziellen Probleme selbst lösen. Ich kann euch auch helfen. Sakine soll mit der Arbeit aufhören.« Ich stimmte ihm nicht zu und lehnte es ab, daraus eine Frage der männlichen Ehre zu machen. Dann kam er wieder auf das Thema Ehe zu sprechen: »Es ist ja eure Sache, aber eine unumstößliche Bedingung zu stellen, ist nicht gut. Baki ist seit Jahren Revolutionär, er und ich haben auch Meinungsverschiedenheiten. Trotzdem sind wir beide Revolutionäre und mögen uns. Stellt doch einfach mal die Themen, bei denen ihr euch nicht einig seid, für eine Weile zurück. Ich glaube nicht, dass es Punkte gibt, bei denen eine Einigung ausgeschlossen ist. Wir sind alle aus Kurdis-

80 gemeint ist Abdullah Öcalan

tan und wollen auch gar nichts anderes. Das Problem kann doch nicht nur die Gruppe sein, so darf man die Dinge nicht betrachten. Meine Schwester Sakine irrt sich an diesem Punkt. Die Kurdistan-Frage kann nicht übergangen werden, das stünde auch im Widerspruch zu politikwissenschaftlichen Erkenntnissen.« In diesem Stil versuchte er, mich von einer Heirat mit Baki zu überzeugen. Er meinte es ehrlich, aber nach wie vor ließ auch er sich von Emotionen leiten.

Wo revolutionäre Maßstäbe, Prinzipien und Willenstärke die Basis sind, kann es keinen Zwang geben. Der Willen anderer wird respektiert und es werden Richtlinien für einen gemeinsamen Kampf aufgestellt. Dadurch werden genossenschaftliche Beziehungen gestärkt und eine freie, gleichberechtigte Zusammenarbeit möglich gemacht. Bei uns gab es zwar Kollektivität und demokratische Strukturen im sozialen Leben, jedoch verhinderten politische Meinungsverschiedenheiten und die Eigenschaften der Einzelnen die Entwicklung revolutionärer Persönlichkeiten und Beziehungen auf dem gewünschten Niveau. Wir standen immer noch unter dem Einfluss des Systems. Die Männer waren von feudalen, kleinbürgerlichen Strukturen und einer sozialchauvinistischen Ideologie geprägt. Ich selbst war hingegen unerfahren im organisierten politischen Kampf. Was Liebesbeziehungen betraf, war ich gleichzeitig auf der Suche und auf der Flucht. Da auch ich mich nicht von traditionellen Einflüssen freimachen konnte, gelang es mir nicht, längerfristig eine konsequente Position einzuhalten. Ich ließ mich von meinen Gefühlen leiten. Ich wollte mich mit meinem ganzen Dasein dem Kampf widmen, aber ich hatte nur eine sehr verschwommene Vorstellung davon, wie ein organisierter Mensch lebt.

Was musste dafür geopfert werden? Zweifellos alle alten, reaktionären Bindungen, aber ich opferte viele Dinge, ohne darauf zu achten, ob der Ort oder die Zeit dafür war. Ich war zwar fest entschlossen, unter allen Umständen ein revolutionäres Leben zu führen, aber mir war nicht klar, welche Grundsätze dafür erforderlich waren. Meistens ließ ich mich von meinen Gefühlen leiten. Ich hatte ein Ziel und war entschlossen, es zu jedem Preis zu verfolgen. Der nationale Befreiungskampf war für mich eine Quelle der Inspirati-

on. An diesem Punkt gab es keine Unklarheit und kein Zögern. Ich wusste jedoch nicht, wie ich darin mit meiner Persönlichkeit meinen Platz finden konnte. Immer wenn ich versuchte, ein Hindernis zu überwinden, musste ich die Erfahrung machen, dass ich hinterher wieder vor dem gleichen Problem stand.

Jeder Ausweg mündete in neue Probleme, die mich ins Straucheln brachten. Durch meine vergeblichen Bemühungen lernte ich zwar das Kämpfen, aber selbst der kleinste Fehler, den ich machte, wurde gegen mich verwendet und richtete Schaden an. Und ich war selbst dafür verantwortlich. Mein Kampf, all meine Anstrengungen erbrachten nicht den gewünschten Erfolg. Ich kämpfte bis zu einem bestimmten Punkt und brachte dann nicht die erforderliche Geduld und Konsequenz auf, Lösungen zu finden. Es gelang mir nicht, meine Gefühle zu beherrschen. Ich blieb an bestimmten Punkten hängen, was dazu führte, dass ich Niederlagen erlitt, wo ich eigentlich hätte gewinnen müssen. Es war ein harter, sehr vielschichtiger Kampf, den ich führte, ohne darauf vorbereitet zu sein. Ich lernte nur durch die praktische Erfahrung dazu.

Ich war weggelaufen, was jeder nach eigenen Maßstäben bewertete. Unter den damaligen Umständen war es verständlich, dass eine junge Frau, die Revolutionärin werden wollte, von Zuhause weglief. Es war auch kein Verlust für die Gruppe. Ich hätte heiraten können, nichts hinderte mich daran. Im Gegenteil drängten mich die Umstände dazu. Aber ich wollte mich nicht auf diese Weise binden. Ich hatte bereits eine Beziehung abgebrochen, und das einseitig. Normalerweise war es der Mann, der eine einseitige Entscheidung traf und eine Beziehung beendete. Bei mir war es anders gewesen, aber an dem Ort, an den ich geflohen war, wurde ich in dieselbe Falle gestoßen. Überall wurde so getan, als ob es kein anderes Leben geben könne. Selbst im Kampf musste man sich unbedingt an jemanden binden. Ein junges Mädchen konnte auf keinen Fall ungebunden bleiben, da gab es strikte Vorbehalte. Ich war ja selbst nicht frei von dieser traditionellen Denkweise und ließ mich davon beeinflussen. Aber ein in traditionellen Familienstrukturen eingesperrtes Leben und eine davon bestimmte revolutionäre Tätigkeit empfand ich als

falsch und abstoßend. In meinen Träumen und Sehnsüchten war dafür kein Platz. Im Gegenteil flüchtete ich davor.

Meine sozialen Kontakte waren nicht beschränkt. Ich hatte die Lebensbedingungen vieler verschiedener Menschen und Kreise kennengelernt und für mich bestand nicht die Gefahr, mich darin zu verlieren. Einiges davon hatte mich beeinflusst, aber ich hatte mir meine Eigenheit immer bewahrt. Auch in meinem jetzigen Leben war es so. Ich hatte ein bunt gemischtes Umfeld und lernte immer neue Menschen kennen. Dabei hatte ich keine Angst. Nichts und niemand konnte meinen Mut brechen und ich ließ mich von niemandem abhängig machen oder lenken. Ich hatte meine eigenen Prinzipien, die ich überall vertrat. Ich ließ es nicht zu, erniedrigt und ausschließlich als Frau betrachtet zu werden. Ich kämpfte weiter.

Unsere Beziehung, die zumeist aus einseitigem Drängen und gelegentlichem Nachgeben meinerseits bestand, nahm zwar die Form eines Flirts an, führte jedoch noch nicht zu einer Eheschließung. Ausschlaggebend waren tatsächlich unsere unterschiedlichen ideologischen Standpunkte. Jemanden aus einer anderen politischen Gruppe heiraten, einen Fremden sozusagen! Was würden wir gemeinsam haben? Worauf würde unsere Liebe, unsere Leidenschaft und unsere Verbundenheit aufbauen? Ich fand die Vorstellung schrecklich, nur Haus und Bett miteinander zu teilen. Es widersprach auch meiner Ideologie, nach der ein Zusammensein im gemeinsamen Kampf verwirklicht wurde. Wir wohnten zusammen, aber wir hatten unterschiedliche Ziele. Wir sprachen unterschiedliche Sprachen, wenn wir irgendwo hingingen. Baki war an eine Ideologie und entsprechende organisatorische Ethik gebunden, in der eine Revolution in Kurdistan abgelehnt wurde. Bei mir war es genau umgekehrt. Der Abgrund zwischen uns war noch nicht in aller Schärfe sichtbar und oft wurde diese Frage als »Widerspruch unter Linken« abgetan, aber meine Ideologie unterschied sich bereits in den Grundzügen von der traditionellen Linken. Trotzdem behauptete Baki weiter, es werde zu einer ideologischen Einigung kommen. Er warf mir vor, mich engstirnig und dogmatisch zu verhalten. Obwohl ich nicht daran glaubte und Recht damit hatte, heirateten wir schließlich.

Macht es irgendeinen Sinn, wenn ich sage, dass ich diese Ehe nicht wollte und gewaltsam dazu gedrängt wurde? Aber so war es wirklich. Die scheinheilige Verlobungszeremonie fand im engen Kreis statt. Mehmet Ali freute sich. Als die anderen begannen, Halay zu tanzen, weinte ich. Worüber sollte ich mich freuen? Es wurde eine Verbindung zelebriert, die ich nicht wollte. Nur weil alle anderen es wollten, weil Baki es wollte. Hätte Baki eine politische Zusammenarbeit und einen gemeinsamen Kampf möglich gemacht und wäre er ein bisschen aufrichtiger gewesen, hätte ich versuchen können, mich darauf einzulassen. Aber Baki wollte weder auf mich noch auf seine Organisation verzichten. Das hatte nichts mit meiner Engstirnigkeit oder mit Übereifer zu tun. Für was sollte ich denn auch Geduld aufbringen?

An diesem Tag wurde mein Selbstbewusstsein erschüttert. Meine alte Kampfbereitschaft verwandelte sich in deprimiertes Schweigen. Den ganzen Tag wollte ich mit niemandem sprechen. Ziellos lief ich durch die Straßen. Ich wollte nicht in die Wohnung zurückgehen. Die anderen hatten Verständnis für mich. Mit ihrem emotionalen Verhalten hatten sie alle einen Anteil daran, dass es so gekommen war. Wir vertraten unterschiedliche politische Standpunkte, aber ich war für sie wie eine Schwester. Unser Umgang miteinander war natürlich und vertraut. Vor allem zu İbo hatte ich ein herzliches, offenes Verhältnis. Er hatte mich mehrmals vor Baki in Schutz genommen: »Du kannst doch nichts erzwingen, lass sie zufrieden. Sie muss sich schon freiwillig entscheiden können, fang doch nicht immer wieder mit diesem Thema an.« Ich hatte mit ihm gesprochen und er gab mir Recht. Aber letztendlich verhielt auch er sich emotional. Er vertraute Baki und glaubte, dass uns nichts daran hindern könne, gemeinsam ein revolutionäres Leben zu führen.

klassenbewusstsein von außen herantragen

In jenen Tagen wurde in einigen Fabriken gestreikt. Ich ging nicht in die Fabrik, in der ich selbst arbeitete, sondern nach Kula Mesucat, wo ich die Nacht gemeinsam mit den streikenden ArbeiterInnen verbrachte. İbo hatte ich vorher Bescheid gesagt. An dem Wider-

stand beteiligten sich alle, die dort beschäftigt waren. Sie hatten ein Zelt vor der Fabrik aufgebaut. Der Streik wurde von Halay-Tänzen zu Trommel- und Oboeklängen begleitet. Die OrdnerInnen trugen weiße Schürzen. In der Umgebung hingen Schilder mit Parolen: »Für bessere Arbeitsbedingungen«, »Nein zu gelben Gewerkschaften«[81], »Recht bekommt man nicht, Recht nimmt man sich«.

Es waren viele Leute anwesend, die ich aus linken Vereinen kannte. Dann kam auch noch Aydın Erten, der Bürgermeister von Gültepe, zu Besuch. Als freundliche Geste ließ er Früchte und Gemüse mit einem Wagen der Verwaltung bringen. Die ArbeiterInnen reagierten mit Applaus und Parolenrufen. Eine Gruppe von Leuten, die ohne Entschädigungszahlung entlassen worden waren, machte einen Hungerstreik. Sie mussten in bestimmten Abständen Zuckerwasser trinken. Ich half bei der Zubereitung. Gleichzeitig diskutierte ich mit Bekannten. Mir machte das soviel Spaß, dass ich meine eigenen Probleme vergaß. In meiner Fabrik war es schwer, einen Streik zu organisieren. Wir diskutierten über die Arbeitsbedingungen in den verschiedenen Fabriken und sprachen darüber, wie die Arbeiterklasse mobilisiert werden könne. Einige meinten, an den meisten Orten sei es nicht möglich, dass die ArbeiterInnen von sich aus in einen Streik traten. Vielmehr müssten RevolutionärInnen von außen hinzukommen und den Streik organisieren.

»Klassenbewusstsein muss von außen herangetragen werden«, soll Lenin gesagt haben. Das erschien mir richtig. Die Arbeiterklasse konnte aus eigener Kraft kein politisches Bewusstsein erlangen. Aber bei meiner Arbeitsstelle gab es niemanden, der das tat, ansonsten hätten wir uns sicher kennengelernt.

Ich blieb auch am zweiten Tag dort. Am dritten Tag kamen Saime und Baki, um mich abzuholen. Saime blieb dann mit mir dort. Als sie mich umarmte und küsste, nannte sie mich »Schwägerin«. Ich bat sie,

81 Gelbe Gewerkschaften wenden sich gegen die von den »roten Gewerkschaften« vertretenen sozialistischen oder sozialdemokratischen Ideen. Sie stellen eine Vereinigung von ArbeiterInnen dar, die den gewerkschaftlichen Kampf ablehnen, ein freundschaftliches Verhältnis zu den Unternehmern anstreben und von diesen moralisch und finanziell unterstützt werden. In Betriebsräten schränken sie ihr rechtlich mögliches Instrumentarium entsprechend ein.

diesen Begriff nicht zu benutzen. Sie war ein typisches junges Mädchen voller verrückter Ideen, das immer auf Internaten gewesen war und dem die eigene Kultur etwas fremd geworden war. Ihre Sprache und ihr Benehmen waren kindlich. Wir lebten eine ganze Weile alle zusammen in einer Wohnung.

Eines Nachts kam es zu einem Vorfall in dem ›*Ülkü-Bir*‹-Verein in unserer Nachbarschaft. Baki und seine Genossen hatten einen Überfall auf die Faschisten organisiert. Damit war unsere Wohnung enttarnt, wir mussten sie sofort verlassen. Erst nach einer längeren Zeit wagten wir es, unsere Sachen abzuholen. Wir hatten ja ohnehin fast nichts. Anschließend zogen wir in zwei verschiedene Wohnungen. In der einen lebten Haydar und seine Schwester Aynur, in der anderen wir übrigen. Unsere Wohnung lag in Bayraklı. Ich fand Arbeit in einer Textilfabrik in Alsancak, in der auch ein paar Studentinnen von der Bornova-Universität waren. Ich kannte sie vom Verein. Sie waren Kader der HK und hatten mit der Arbeit in der Fabrik auf Beschluss der Organisation begonnen. Als ich sie sah, freute ich mich, weil ich davon ausging, dass wir die anderen ArbeiterInnen gemeinsam besser organisieren könnten.

Es war eine große Fabrik mit verschiedenen Arbeitsbereichen: Baumwolle, Spulen, Stoff. Ich fing in der Garnabteilung an. Die Arbeit machte mir Spaß. Ich sah gerne dabei zu, wie die Garnspulen in Reihen aufgefüllt und die Fäden gedreht wurden. Natürlich gab es dafür kaum Zeit. Abgerissene Fäden mussten sofort wieder befestigt werden. Leere oder halbvolle Spulen wurden aussortiert. Die VorarbeiterInnen kontrollierten uns ständig. Sie stellten sich so hin, dass sie die gesamte Abteilung überblicken konnten. Riss eine Spule ab oder drehte sie sich nicht mehr, drohte Ärger. Natürlich behandelten sie nicht alle gleich. Sie brüllten nur diejenigen an, die sie besonders armselig fanden. Uns grinsten sie meistens nur höhnisch an, aber wir wussten, dass auch wir gemeint waren, wenn sie andere beschimpften. Wir zwinkerten uns dann zu und lachten heimlich über sie. Selbst bei Toilettengängen wurden die Minuten gezählt. Viele gingen ständig zum Rauchen dorthin. Wir nutzten die Toilette, um bestimmte Sachen zu besprechen. Natürlich achteten wir darauf, kei-

ne Aufmerksamkeit zu erregen. An den Maschinen war es verboten, sich zu unterhalten. Die VorarbeiterInnen waren wie PolizistInnen. Selbst in der Kantine benahmen sie sich wie Spürhunde.

Der Widerstand von Kula Mensucat hatte einige weitere Textilfabriken einbezogen. Der Streik in den nahe beieinander gelegenen Fabriken hatte die Arbeitgeberseite dazu gebracht, bei einigen Grundrechten einzulenken. Die Forderungen waren allerdings überwiegend finanzieller Natur. Viele ArbeiterInnen traten gesammelt aus der gelben Gewerkschaft des Verbandes Türk-İş aus und wurden Mitglied beim Gewerkschaftsverband DİSK. Aus Sicht der Arbeitgeberseite bestand die Gefahr, der in den Fabriken entzündete Funken könne sich ausbreiten. In İzmir gab es überall Fabriken. In Aliağa und Tariş lebten massenweise ArbeiterInnen. In der Süßwarenfabrik, in der ich zuvor gearbeitet hatte, waren die Kontrollen nicht so streng gewesen. In der Textilfabrik wurde jeder Schritt überwacht.

Gülnaz, eine der Frauen, die zur gleichen Zeit wie ich in der Fabrik angefangen hatten, legte Flugblätter und HK-Zeitungen in die Schränke einiger Arbeiterinnen. Einzelne von ihnen bekamen Angst und brachten sie ungelesen direkt zum Vorarbeiter. Danach wurden wir noch stärker beobachtet. In der Fabrik waren auch männliche HK-Kader beschäftigt. Gelegentlich gab es in den Pausen Treffen, die ebenfalls Aufmerksamkeit erregten. Ihr Vorgehen war klassisch und zeugte von Unerfahrenheit. Ein paar Mal wies ich sie darauf hin, dass sie misstrauisch beobachtet wurden. Trotzdem war es mit unserer Beschäftigung in dieser Fabrik schnell vorbei. Noch bevor eine Woche um war, wurden wir gefeuert, ohne dass uns ein Grund dafür genannt wurde. Es hieß lediglich, dass kein Bedarf mehr bestehe und eine Kündigung in der Probezeit rechtlich möglich sei. Wir kannten jedoch den wahren Grund. Lautstark wehrten wir uns gegen unsere willkürliche Entlassung und sagten, die Arbeitgeberseite könne die Einstellungsbedingungen nicht einfach nach eigenem Gutdünken ändern. Ein bisschen drohten wir auch, woraufhin wir kurzerhand hinausgeworfen wurden. Vorher wurde uns noch gesagt: »Wir haben eure Fotos an alle Arbeitgeber verteilt. Ihr setzt nie wieder einen Fuß in eine Fabrik. Ihr seid alle Terroristen, das sieht man ja schon an eurem Äußeren und eurem Verhalten.«

Auf dem ganzen Weg nach Hause lachten Gülnaz und ich darüber. Gleichzeitig diskutierten wir, welche Fehler wir begangen hatten. Es war vor allem ihre Unerfahrenheit gewesen, durch die auch ich enttarnt worden war. Gemeinsam gingen wir zum Verein in Kemeraltı, wo ich Haşim Demir, unseren ehemaligen Nachbarn, und andere Leute aus Dersim traf. Ich zog mich mit ihnen in einen ruhigeren Raum zurück, um zu reden.

Auch sie waren der Meinung, die HK werde ihre Position zur Frage der nationalen Befreiung ändern. Meine Vermutung, es könne sich auch um eine Hinhaltetaktik handeln, ließen sie nicht gelten. Ihre Suche nach Veränderung war offensichtlich. Sie kündigten an, sich eindeutig zu positionieren, sollten ihre Vorschläge übergangen werden. Darüber freute ich mich. Bevor wir uns voneinander verabschiedeten, verabreten wir, uns wieder zu treffen und unsere Diskussion fortzusetzen.

Durch die politischen Entwicklungen lernte ich ständig neue Menschen kennen. Ich ging überall hin, wo es etwas Neues gab.

endlich fand ich meine freundInnen!

Auch die Familie von Ali, dem Lehrer, war nach Bayraklı gezogen. Ich traf seine Tochter Aysel zufällig an der Bushaltestelle. Als ich Dersim verlassen hatte, war Aysel noch auf dem Gymnasium und Yüksel auf der Gymnasiallehrerschule. Ihre Mutter war die Tante von Mazlum und Delil[82], die sich damals in Dersim darum bemüht hatten, diese Familie zu gewinnen. Yüksel stand mit uns in Verbindung, sie war eine Genossin. Die Lehrerschule hatte sie abgeschlossen und eine Weile als Vertretungslehrerin gearbeitet. Ihr Vater war mittlerweile pensioniert. Er hatte darauf bestanden, nach İzmir zu ziehen, obwohl der Rest der Familie eigentlich in Dersim bleiben wollte. Er hatte wohl Angst um seine Kinder gehabt, die fast alle Mädchen waren. Ali gehörte zu den glühenden Anhängern des Kemalismus und stellte sich gleichzeitig als Demokrat dar. In dieser

82 Delil Doğan (* 1958 in Karakoçan; † 1980) war der jüngere Bruder von Mazlum Doğan und ebenfalls PKK-Kader. Er starb bei einem Gefecht mit dem türkischen Militär.

Hinsicht ähnelte er meinem Onkel Hasan, der im betrunkenen Zustand auf den Staat schimpfte, sich als radikalen Demokraten betrachtete und uns »Genossen« nannte. Nüchtern jedoch mahnte er uns zur Vernunft, da der Staat unerbittlich sei.

Ich litt darunter, weit entfernt von meiner Heimat und den FreundInnen zu sein. Daher freute ich mich sehr, Yüksel zu sehen. Meine Laune besserte sich schlagartig und ich verbrachte viel Zeit mit ihr. Wir waren gemeinsam unterwegs, diskutierten und unterhielten uns. Ich erfuhr viele Neuigkeiten von ihr. Sie gab mir die Adresse von Türkan und ich schrieb sofort einen Brief, in dem ich meine Situation erklärte. Am Schluss schrieb ich, dass ich mich trennen und zurückkommen werde, sollte es nicht zu einer ideologischen Einheit zwischen Baki und mir kommen. Nur kurze Zeit später bekam ich eine Antwort auf meinen Brief, worüber ich mich sehr freute. Es war wunderschön, dass der Kontakt wieder hergestellt war. Türkan schrieb, sie habe meinen Brief gemeinsam mit den FreundInnen gelesen und sie unterstütze mich.

Yüksel erzählte, ein Bruder von Mazlum sei ebenfalls in İzmir, in Bornova. Er gehöre jedoch der Fraktion *Özgürlük Yolu*[83] an. Wir besuchten ihn und führten eine lange Diskussion. Er war sehr konservativ und ein glühender Anhänger seiner Fraktion. Auf uns war er nicht gut zu sprechen. Notgedrungen beschlossen wir, ihn nicht weiter zu bedrängen, da er schließlich der Bruder von Mazlum war. Wir wollten den Kontakt zu ihm beibehalten und gingen davon aus, ihn irgendwann gewinnen zu können.

Ich war gerade arbeitslos und hatte genug Zeit, um mit Yüksel die verschiedenen Vereine zu besuchen. Wir gingen zum DDKD-Verein in Kemeraltı und trafen einen Mann namens İbrahim, der sich sehr für Yüksel zu interessieren schien. Auch die anderen nahmen uns freundlich auf. Bei einer Diskussion, die ich einmal im HK-Verein geführt hatte, waren die DDKD-AnhängerInnen als nationalistisch bezeichnet worden. An der Tür befand sich ein Schild mit der Aufschrift: »Eintritt nur für Kurden«. Das war natürlich sehr übertrie-

83 Türkisch für: Freiheitsweg

ben, aber so war die DDKD. Zu uns sagten sie: »Ihr seid anders. Der Name eurer Organisation ist zwar kaum bekannt, aber eure Bewegung hat zumindest einen Inhalt.«

Diese Bewertung war herablassend, aber sie stimmte. Wir waren wirklich anders. Ich verstand die türkische Linke besser, nachdem ich die DDKD-Anhänger kennengelernt hatte, die mit ihrem ganzen Verhalten an eine feudale Dorfgemeinschaft erinnerten. Die meisten waren zwar Studenten, aber ihr Umgang miteinander machte einen sehr feudalen Eindruck. Alle sprachen kurdisch. Gleich zu Beginn fragten sie uns nach unserer Herkunft, also ob wir Kurdinnen seien. İbrahim kannte ja Yüksels Familie und antwortete: »Natürlich sind sie Kurdinnen, sie kommen aus Dersim«. Dabei blickte er mich fragend an. Ich sagte auf türkisch: »Das stimmt, ich bin auch aus Dersim.« Sie fragten: »Sprichst du kein kurdisch?«, woraufhin ich entgegnete: »Ich spreche zazaki.«

Sie verhielten sich zurückhaltend, wir waren auch die einzigen Frauen im Verein. Erst später kam eine dunkelhaarige Frau dazu. Auch sie sprach kurdisch. Wir kannten uns. Ich fuhr manchmal nach Bornova zur Ägais-Universität. Dort hatte ich sie ein paar Mal getroffen. Da sie mich meistens mit HK-AnhängerInnen gesehen hatte, dachte sie wohl, ich gehöre auch dazu. Eine Zeitlang waren immer mal wieder Studierendenwohnheime besetzt worden. Ich hatte die BesetzerInnen besucht. An den Universitäten war viel Bewegung, aber die verschiedenen Fraktionen blieben immer unter sich. Die PDA sonderte sich sogar ganz ab und beschuldigte die anderen Gruppen des Opportunismus. Ihre AnhängerInnen beteiligten sich an keiner Aktion und knüpften keine Kontakte mit anderen.

Während wir uns unterhielten, fiel mir ein Zettel an der Wand auf. Ich stand auf und las: »Über die Position von zwei Personen, die sich eine Zeitlang an verschiedenen Vereinsaktivitäten beteiligt haben, von denen jedoch in letzter Zeit bekannt geworden ist, dass sie in Verbindung mit einer Gruppe sind, die sich ›Nationale Befreiung‹ nennt, und die somit die revolutionären Reihen verlassen haben, wird diskutiert werden. Wir laden sie dazu ein, offen zu diskutieren und Selbstkritik zu leisten.«

Ich musste mich zurückhalten, um nicht loszuschreien. Es war mir gleichgültig, welche Reaktion ich damit hervorrufen würde. Ich hatte meine FreundInnen gefunden! Auch hier gab es sie also, das war das einzige, was zählte. Ich forderte Yüksel auf, den Text ebenfalls zu lesen. Angesichts unseres Interesses fühlte İbrahim sich genötigt, eine Erklärung abzugeben: »Es handelt sich um zwei Studenten, Celal aus Nizip und Haydar aus Suruç.« Ich fragte, wo ich die beiden treffen könne. Er nannte ihre Fachbereiche und fügte hinzu, er glaube nicht, dass sie in den Verein kommen würden.

Ich freute mich sehr. Für was sollten sie auch gegenüber der DDKD Rechenschaft ablegen? Die Bekanntmachung diente ja lediglich dem Zweck, die Freunde anzuschwärzen.

In jener Zeit hatte in Lice ein Erdbeben stattgefunden. Verschiedene Gruppen sammelten Spenden für die Opfer. Die Spendenkampagne fand allerdings unter staatlicher Kontrolle statt. Bei jedem Erdbeben wurde Propaganda betrieben und Hilfsgüter wurden gesammelt. Bei unserem ersten Besuch beim DDKD-Verein wurde darüber diskutiert. Einige Gruppen waren ins Erdbebengebiet gefahren und sollten jetzt über ihre Tätigkeiten dort berichten. Im Verein herrschte geschäftiges Treiben. Yüksel und ich blickten uns an. Wir fragten uns, ob unsere Anwesenheit noch erwünscht sei. Durch das Verhalten der Vereinsmitglieder gewannen wir den Eindruck, es wäre ihnen lieber, wenn wir gehen. Aber die Gruppe am Nachbartisch war gerade aus Lice zurück gekommen und wir wollten gerne hören, was sie zu berichten hatten. So lauschten wir ihrem Gespräch.

Sie redeten von den »Nationalen« und verwendeten den Begriff »UKO«[84]: »Sie haben alles durcheinander gebracht, was zu Konflikten in der Bevölkerung geführt hat«, sagten sie. Ungeduldig wartete ich darauf, dass sie weiter sprachen und kümmerte mich nicht darum, dass schlecht über die FreundInnen geredet wurde. Es bedeutete doch, dass sich unsere Aktivitäten ausgeweitet hatten. Wenn über-

84 Die Gruppe, die sich ab 1973 um Abdullah Öcalan gebildet hatte, wurde zunächst ›*Kürdistan Devrimciler*‹ (Kurdistan-Revolutionäre) genannt. Die bewaffneten Einheiten wurden auch als UKO (*Ulusal Kurtuluş Ordusu* – Nationale Befreiungsarmee) bekannt.

all über uns gesprochen wurde und das vielen Organisationen nicht passte, war von einer positiven Entwicklung auszugehen.

İbrahim und einige andere musterten uns unentwegt. Sie mochten uns nicht direkt nach unserem politischen Standpunkt fragen, aber ihre Neugier war nicht zu übersehen. Sollte auf der anstehenden Versammlung offen gesprochen werden, würde es zu einer Diskussion kommen, da sie die Tatsachen ständig verdrehten. Was hatten sie davon? Dadurch gewannen sie doch nichts.

Die Versammlung begann. Die Leitung übernahmen Leute aus der Gruppe, die in Lice gewesen war. Der Reihe nach meldeten sich die Anwesenden zu Wort. Da wir sie nicht verstanden, baten wir darum, dass türkisch gesprochen werde. Unser Vorschlag wurde angenommen. In den Redebeiträgen wurde hauptsächlich wiederholt, was vorher schon in Zweiergesprächen thematisiert worden war.

»Wir haben zunächst als gemeinsames Komitee gearbeitet, aber als es um die Verteilung der Hilfsgüter ging, hat sich die UKO opportunistisch verhalten. Sie haben sich abgesondert, die Verteilung nach eigenem Gutdünken organisiert und dabei Unterschiede in der Bevölkerung gemacht. Die Menschen sind deshalb aneinander geraten. Wir hatten die Situation am Anfang nicht im Griff, später haben wir jedoch interveniert. Unsere Tätigkeiten wurden positiv aufgenommen. In der Bevölkerung war ein großes Interesse an uns zu spüren. Die Menschen haben erkannt, dass wir ihre Sprache sprechen und für sie kämpfen. Sie waren verärgert über die UKO. Die sprechen ja noch nicht einmal ihre eigene Muttersprache, die Sprache des Volkes. Die Menschen haben ihnen nicht getraut.«

Ich hielt es kaum noch auf meinem Stuhl aus. Sofort wollte ich die Redner unterbrechen, aber gleich am ersten Tag wäre eine solche Initiative nicht gut gewesen. Es war bei ihnen üblich und entsprach ihrem Charakter, dass sie schlecht über andere revolutionäre Gruppen sprachen. Ich ließ sie also ausreden und meldete mich dann zu Wort.

»Nehmt es mir nicht übel, ich kann kein kurdisch, ich kann nur zaza, deshalb werde ich türkisch sprechen. Ich finde es gut, dass hier über die Entwicklungen berichtet wird und ich habe interessiert zugehört. Über das Erdbeben in Lice weiß ich jetzt mehr, dazu will ich

nichts sagen. Aber der Freund hat ständig andere beschuldigt und diffamiert. Das ist eine sehr einseitige Berichterstattung, die Zweifel an seiner Objektivität weckt. Die Problematik wäre verständlicher geworden, wenn auch die Gegenseite die Möglichkeit gehabt hätte, ihre Position darzustellen. Das möchte ich kritisieren. Außerdem wird das Sprachproblem sehr in den Vordergrund gerückt. Meiner Meinung nach geht es nicht darum, ob jemand kurdisch sprechen kann oder nicht. Revolutionäre Standpunkte kann man auch in anderen Sprachen zum Ausdruck bringen. Es ist ein Fehler, daraus ein entscheidendes Kriterium zu machen. Und ich glaube auch nicht daran, dass bei der Verteilung der Hilfsgüter Unterschiede gemacht worden sind.« Ich setzte mich wieder hin.

Danach herrschte erst einmal Schweigen. Der Versammlungsleiter sah sich schließlich genötigt zu erklären, der Hinweis auf Fakten sei keine Anschuldigung und habe nichts mit Diffamierung zu tun. Dann erklärte er: »Wenn die Freundin etwas anderes weiß, kann sie es gerne äußern, wir hören uns auch an, was die UKO zu sagen hat.« Er sah mir in die Augen. Damit war auch die Neugier der anderen befriedigt, wir mussten nicht mehr mitteilen, wo wir politisch standen. Wir waren von der UKO. Ich hatte erwartet, dass auf der Versammlung auch über die beiden anderen Freunde gesprochen werde, aber es hieß bloß, der Tagesordnungspunkt sei aufgrund ihrer Abwesenheit vertagt. Offenbar hatten wir ihr Programm durcheinander gebracht. Für uns wäre es besser gewesen, wenn diese Diskussion stattgefunden hätte, aber auch so hatten wir bereits viel gehört. Nach der Versammlung blieben wir noch eine Weile sitzen. Als wir uns verabschiedeten, kündigten wir an, wieder zu kommen. »Aber selbstverständlich, unser Verein steht unseren kurdischen Schwestern immer offen«, sagten sie und taten so, als ob sie erfreut seien. Wer weiß, vielleicht waren sie in gewisser Hinsicht auch erfreut. So fern von der Heimat kamen zwei Frauen aus Kurdistan zu Besuch in ihren Verein. Wahrscheinlich hatten sie lange Zeit niemanden dort gesehen, der nicht ihrer Fraktion angehörte.

Später ging ich manchmal mit Yüksel, manchmal alleine und manchmal mit Baki und den anderen dorthin. Baki war dort bekannt. Auch er kannte alle, das gegenseitige Interesse aneinander war allerdings

begrenzt. Ich machte mich auf die Suche nach Celal und Haydar, von denen in der Mitteilung die Rede gewesen war. Baki half mir dabei. Er fragte an der Universität nach und vermittelte ein Treffen. Wir trafen uns mit Celal in einem Lokal in Kadifekale. Seine Wohnung befand sich im gleichen Viertel, trotzdem trafen wir uns in einem Lokal. Wir wussten bereits, dass er mit einer aus Zypern stammenden Frau verheiratet war, die ebenfalls studierte. Celal stammte aus Nizip. Er erzählte, er habe zunächst Kontakt zu den DDKD gehabt, diesen aber abgebrochen, nachdem er in Antep die FreundInnen kennengelernt habe. »Eigentlich gab es keine besondere Verbindung. Es ist ein kurdischer Verein, alle dort kommen aus Kurdistan, unser Verhältnis war herzlich. Eine organisatorische Verbindung bin ich nie eingegangen. Der andere betroffene Freund stammt aus Suruç.« Wir gaben ihm die Adresse unserer Wohnung und beschrieben ihm den Weg dorthin. Celal nahm an, Baki und ich seien von der gleichen Organisation, was mir missfiel. Baki hatte mich mit den Worten vorgestellt: »Sakine. Wir sind verheiratet.« Celal wusste von der Universität, dass Baki bei der HK war, was ihn verwirrte. Der Ort, an dem wir uns befanden, war nicht geeignet für weitere Erklärungen. Aus Sicherheitsgründen war es nicht gut, sich länger dort aufzuhalten.

Ich fragte, ob es noch weitere FreundInnen außer Haydar in İzmir gebe. »Es gibt noch ein paar SympathisantInnen, mit denen wir im Gespräch sind«, sagte er. Ich erwähnte Yüksel und schlug vor, uns öfter zu treffen. Er antwortete: »Es mag sein, dass ich eine Weile nicht hier sein werde«. Ich wollte dazu keine weiteren Fragen stellen und wir verabschiedeten uns.

Auf dem Weg äußerte Baki sich negativ über Celal und kritisierte seinen Lebensstil: »Er ist mit einem Mädchen aus Zypern zusammen. Ich hätte nie gedacht, dass er was mit den Nationalen zu tun hat. Er war immer mit den DDKD`lern unterwegs. Das sind alles Kinder von Großgrundbesitzern und Wucherern. Solche Typen können doch nicht für Kurdistan kämpfen.« Ich entgegnete: »Es stimmt, was du über die DDKD sagst, aber warum redest du so über Celal? Er war früher bei ihnen. Deiner Meinung nach sind alle kleinbürgerlich außer der HK, das sind die einzigen proletarischen Revolutionäre.

Ausschlaggebend ist doch die Ideologie und nicht die Individuen. Außerdem ist Celal erst neu zu uns gekommen.« Ich fachte unsere Auseinandersetzung weiter an, indem ich hinzufügte: »Und warum sagst du gleich beim ersten Treffen, dass wir verheiratet sind? Das war vollkommen unnötig. Es war sogar unpassend und falsch.« – »Es ist schließlich die Wahrheit, warum sollte ich es nicht sagen? Und warum schämst du dich dafür? Bin ich nicht gut genug für dich?« Baki war verärgert und wir stritten uns auf dem ganzen Weg nach Hause.

»Willst du mich sitzen lassen, wenn du deine FreundInnen gefunden hast? Was ist das denn für ein revolutionäres Verantwortungsgefühl? Wir sind füreinander verantwortlich und aneinander gebunden.« Als Baki das sagte, explodierte ich: »Nein, wir sind eben nicht aneinander gebunden. Ich kann jedenfalls nichts finden, das uns aneinander bindet. Solange wir ideologisch und organisatorisch keine Einheit bilden, kannst du doch nicht von Einheit und Partnerschaft reden. Du warst von Anfang an unehrlich, was dieses Thema betrifft. Du hast nur vorgegeben, dass du dich mit der Thematik auseinandersetzt, damit diese Ehe zustande kommt. Es ist seit Monaten das gleiche, deine Beziehung zur HK hat sich nicht verändert, du verteidigst die Organisation immer und überall. Wenn das so weiter geht, können wir nicht zusammen bleiben. Es ist schließlich kein Schicksal und mir geht es schlecht mit dieser Situation.«

Vor Wut konnte ich nicht mehr klar denken. Es war mir gleichgültig, was ich mit meinen Worten anrichtete. Baki sagte: »Okay, ich habe verstanden.« Er schwieg eine Weile, um mich nicht weiter zu provozieren. Dann meinte er: »Ist es nicht viel zu früh für derartige Konsequenzen? Du denkst weder an dich selbst noch an andere. Es ist völlig unnötig, dass du kleine Widersprüche dermaßen aufbauschst. Du solltest ein bisschen nachdenken, bevor du die Wände hochgehst. Es gibt einen Unterschied zwischen einer revolutionären Lösung und Interimslösungen.«

Dieser Streit war bezeichnend für unsere Beziehung. Wir beschlossen jedoch, gemeinsam nach Dersim zu fahren. Einen Tag vor unserer Abreise besuchten wir eine bulgarische Einwandererfamilie in Karşıyaka. Die beiden Töchter studierten zusammen mit Baki. Wir

kannten uns auch vom Verein. Seit ich in İzmir war, trug ich immer dieselbe Hose. Ersatzkleidung hatte ich nicht. Nur das Hemd hatte ich gelegentlich gewechselt. Unser Geld reichte gerade so für unseren täglichen Bedarf. Oft musste ich meine Kleidung direkt nach dem Waschen wieder anziehen, obwohl sie noch feucht war. Mit diesen Sachen konnte ich nicht nach Dersim fahren. Baki meinte, ich solle mir ein paar Kleidungsstücke von den beiden Mädchen ausleihen. Wir blieben eine Nacht zu Gast und machten uns am nächsten Tag auf den Weg.

Ohne Zwischenstopp in Ankara fuhren wir direkt nach Dersim und von dort aus zunächst ins Dorf. Meto, Türkan und die anderen kamen, um mich zu sehen. Wir führten eine lange Unterhaltung, auch über das Thema Ehe. Wir redeten darüber, wie sie sich damals mir gegenüber verhalten hatten, was schief gelaufen war und warum ich als einzigen Ausweg die Flucht gesehen hatte. Ich erläuterte ausführlich, was ich bereits in meinem Brief an Türkan geschrieben hatte, und fügte hinzu, dass die Probleme zwischen Baki und mir nach wie vor nicht gelöst seien. Sie diskutierten auch lange mit Baki, der sich etwas einsichtiger zeigte. Auch er nahm wahr, wie sich die Situation in Dersim während unserer Abwesenheit verändert hatte. Unsere Ideologie war in aller Munde und die Bewegung zu einer ernstzunehmenden Kraft geworden. Die Diskussion mit Türkan und den anderen FreundInnen hatte eine positive Wirkung auf Baki und mich. Sie meinten, wir könnten es schaffen.

Meto machte zwischendurch Witze und brachte uns alle zum Lachen: »Schwester, Baki wird zu uns wechseln, nur um dich nicht zu verlieren.« Er hatte nicht ganz Unrecht, aber mein lieber Bruder und Genosse vereinfachte die Sache zu sehr. Was sollte das für eine politische Einheit sein, wenn es nur darum ging, unsere Beziehung nicht zu gefährden? Ich fühlte mich weiterhin unwohl.

Türkan, Meto, Nimet und ich wollten Kıymet in Güleç (Derexag) besuchen, wo sie als Lehrerin arbeitete. Da das Dorf nicht weit entfernt war, machten wir uns zu Fuß auf den Weg und unterhielten uns auf der gesamten Strecke. Türkan meinte: »Ich wünschte, Baki wäre auch mitgekommen. Kıymet könnte ihn überzeugen.«

Ich war dagegen. War das Vorgehen der FreundInnen falsch oder irrte ich selbst mich an diesem Punkt? Sie wollten für alles eine schnel-

le Lösung finden, als ob nichts weiter vorgefallen sei. Oder sah ich ein Problem, wo eigentlich gar keins war? Nein! Es gab durchaus ein Problem. Eine Einheit, ein Zusammensein, das war keine Belanglosigkeit. Ohnehin wurde diese Frage oft ungenau oder oberflächlich behandelt. Ich fragte Türkan, ob eine Ehe per Anweisung möglich sei.

Wie kam ich darauf? Was war während meiner Abwesenheit in Dersim geschehen? Türkan meinte, es werde viel über das Thema diskutiert. Ich sagte: »Die Hauptsache ist doch, dass eine Beziehung auf Freiwilligkeit beruht. Liebe kann nicht gedeihen, wenn sie nicht auf gemeinsamer Arbeit aufbaut.« Ich nannte ein Beispiel aus meiner eigenen Beziehung, um zu konkretisieren, was ich meinte. Türkan erklärte, sie würde sich weigern, wenn ihr gesagt würde, sie solle einen Genossen heiraten.

Jetzt sprach ich meine Frage laut aus: »Was ist los, wie kommst du auf so etwas?« Es konnte nur ein Scherz oder eine Verdrehung der Tatsachen sein. »Jetzt hört schon auf mit diesem Thema, so etwas kann gar nicht beschlossen werden«, sagte ich.

Wir redeten über viele weitere Themen auf dem Weg in Kıymets Dorf. Als ich von İzmir und meiner Arbeit in der Fabrik erzählte, wollten sie mir zunächst nicht glauben und fragten, ob das denn notwendig sei. Ich erklärte, dass ich arbeiten müsse, gleichzeitig jedoch der Arbeiterwiderstand und der gewerkschaftliche Kampf mich interessierten. »Arbeiten tut gut, ohne Arbeit ist es in einer Großstadt nicht auszuhalten.«

Türkan hatte eine anarchistische Ader und meinte, sie wolle auch nach İzmir kommen. Es gab nichts, was ihr nicht gelang. Sie konnte Fahrrad, Motorrad und Auto fahren, auch schwimmen hatte sie gelernt. Sie lernte gern und entwickelte sich theoretisch ständig weiter. Stillhalten lag ihr nicht und beim Reden gestikulierte sie wild. Selbst im Sitzen waren ihre Arme und Beine in Bewegung. Ihre Persönlichkeit war noch nicht ausgereift. Sie nahm die Dinge allzu locker und verhielt sich häufig distanzlos. Wo sie war, konnte keine ernsthafte Atmosphäre entstehen, wofür sie oft kritisiert wurde.

Auch Nimet war mit uns gekommen. Sie arbeitete bei der Stadtverwaltung. Neugierig stellte sie mir viele Fragen, obwohl es ihr gar nicht

darum ging, etwas Neues zu erfahren. Dementsprechend waren ihre Kommentare oft oberflächlich und banal. Die ernste Dimension, die meine Auseinandersetzung mit Baki angenommen hatte, überraschte sie. Ich wollte die Angelegenheit jedoch nicht unnötig aufbauschen. Eine sofortige Trennung wäre nervenaufreibend, ich wollte darüber zunächst im engeren Kreis diskutieren. Deshalb ging ich ja auch zu Kıymet.

Eigentlich war es merkwürdig, dass mir Kıymets Meinung immer noch wichtig war. Sie war eine derjenigen gewesen, mit denen ich als allererstes gesprochen hatte, aber meine Probleme hatte sie nicht lösen können. Im Gegenteil hatte ihr Lösungsvorschlag nur dazu geführt, dass die anderen Freundinnen witzelten, ich solle mir ein Schild mit der Aufschrift »Suche Ehemann« um den Hals hängen. Hätten wir einen vernünftigen und langfristig tragbaren Lösungsweg gefunden, wäre ich jetzt nicht in dieser Situation. Meine Ehe war unheilvoll und unnötig. Bereits jetzt, nach nur wenigen Monaten, diskutierten wir darüber, uns zu trennen. Sollte es uns nicht gelingen, unsere Konflikte zu lösen, würde eine Trennung unausweichlich werden. Ich fragte mich, was unsere Bekannten dazu sagen würden. Vermutlich würden einige eine Scheidung sehr befremdlich finden. Aber damit musste ich zurecht kommen.

Kıymet empfing uns freudestrahlend. Ihre Wohnung lag direkt neben der Schule. Im Dorf gab es viele Jugendliche, sie sympathisierten jedoch alle mit der türkischen Linken. Obwohl Kıymet seit fünf Jahren hier als Lehrerin tätig war, hatte sie offenbar nie versucht, die Bevölkerung zu organisieren. Das kam mir merkwürdig vor. Als Lehrerin hätte sie das gesamte Dorf auf unsere Seite ziehen können. Auf meine Frage nach dem Grund entgegnete sie: »Viele zeigen Interesse, aber ein paar sind in ihren Ansichten sehr verknöchert, sie halten die anderen von mir fern.« Das war keine nachvollziehbare Begründung. Abends kam auch Zülfü, ein junger Mann aus dem Dorf, der sehr gut Saz spielte, zu Besuch. Er spielte uns einige Stücke vor und sang dazu. Ich mochte die Lieder von Sılo qız, was »kleiner Süleyman« bedeutet, sehr gern. Er spielte auf Hochzeiten, Verlobungen und Beschneidungsfeiern, ich hatte ihn einmal bei einem Auftritt gehört. Sein Geigenspiel war wunderschön und sentimental.

Am nächsten Tag gingen wir mit in den Unterricht. Die übliche Zeremonie vor Unterrichtsbeginn gab es nicht und auch die türkische Fahne wurde nicht gehisst. Kıymet brachte ihren Schülerinnen und Schülern Lesen und Schreiben bei, indem sie sie vor allem Wörter und Sätze revolutionären Inhalts schreiben ließ. Die Kinder waren entzückend. Sie lernten begeistert, was ihnen beigebracht wurde, waren dabei fröhlich und manchmal verlegen.

Mein Eheproblem handelte Kıymet kurz ab: »Du musst auf jeden Fall versuchen, ihn für uns zu gewinnen. Diese Kreise sind wichtig, es gibt viele Jugendliche bei ihnen. Die Leute aus Kureşan sind alle bei der türkischen Linken, wenn wir ein paar von ihnen auf unsere Seite ziehen, wirkt sich das auch auf die anderen aus.« Danach umarmten und verabschiedeten wir uns.

Meto wollte unbedingt, dass ich mit ihm nach Hause komme. Ich war besorgt, da ich nicht einschätzen konnte, wie meine Mutter sich verhalten werde. Meto meinte: »Sie wird erst schimpfen, dann weinen und sich schließlich mit dir versöhnen. Es würde sie sehr treffen, wenn sie erfährt, dass du in Dersim warst, ohne sie zu besuchen.« Er hatte Recht.

Ich besuchte auch meine anderen Verwandten im Dorf. Überall wurden politische Diskussionen geführt. Şah Haydar war bei der HB[85]. War es Glück oder Unglück, dass in meiner Verwandtschaft das gesamte politische Spektrum vertreten war? Ich machte mich über meine Cousinen und Cousins lustig und sagte: »PDA, TİKKO, HB, HK, TKP – viel mehr Fraktionen gibt es ja auch nicht.« Alle Geschwister standen unter dem Einfluss ihres großen Bruders. Als der redselige kleine Ali Cemal meinte, er sei für die HB, brachen wir alle in Gelächter aus. Er war noch ein Kind und plapperte bloß Dinge nach, die er gehört hatte. Mit Revolution hatte das nichts zu tun. Die Eltern waren besorgt: »Wer hat überhaupt diese Revolutionsidee aufgebracht und warum haben alle eine unterschiedliche Meinung dazu? Wir bekommen langsam Angst, dass unsere Kinder sich eines Tages gegenseitig bekämpfen.«

---

85 *Halkın Birliği*, türkisch für: Volkseinheit

Mein Onkel interessierte sich für meine politische Einstellung: »Wie ich gehört habe, vertrittst du das Kurdentum«, meinte er. Offensichtlich war er von der Antipropaganda seiner Kinder beeinflusst. »Das haben vor dir schon Ali Gültekin und Kemal Burkay getan und die sind jetzt auch weg. Alle sind irgendwohin gegangen, sie leben jetzt in den Großstädten. Ali Gültekin hat nicht einmal die Leute aus seinem eigenen Dorf überzeugen können. Hasan, Gülabi, Ali, die arbeiten jetzt alle in staatlichen Einrichtungen, sind Lehrer oder Ingenieure. Mit Politik haben sie nichts mehr zu tun.« Er wollte damit nicht sagen, dass er die Meinung seiner Kinder teile, sondern brachte vielmehr sein Misstrauen gegenüber allen revolutionären Ideen zum Ausdruck.

Onkel Mustafa sagte: »Das ist ja alles schön und gut, aber was soll das ständige Gerede von Amerika und Russland auf einmal? Diese Leute haben keinen einzigen Soldaten und auf unseren Berggipfeln sitzen keine Russen oder Amerikaner. Hier ist der Staatschef Türke, seine Generäle sind Türken und seine Soldaten sind Türken. Wir sprechen türkisch. Unsere Kinder sind verwirrt.«

Er widersprach jedoch meinen Ausführungen nicht, sondern nannte sie ganz vernünftig. Seine Schwiegertochter hingegen meinte: »Lasst uns einen alevitischen Staat gründen, bei sowas würde ich mitmachen.« Das war eine weit verbreitete Ansicht, die auch mein Vater vertrat.

Bakis Vater ärgerte sich über seinen Sohn und sagte: »Ich bin für Sakines Partei!« Seine Frau stimmte ihm zu. Beide meinten zu ihren Kindern: »Ihr solltet alle für diese Partei sein. Tag und Nacht diskutiert ihr, dabei kann doch nichts Gutes herauskommen.« Sie wussten um die Konflikte zwischen Baki und mir und wollten eine Trennung verhindern.

Später fuhren wir in die Stadt. Zunächst besuchten wir auch dort Verwandte. Viele rieten uns dringend, standesamtlich zu heiraten, um Ärger zu vermeiden. Damit mochten sie Recht haben. Für mich hatte es keine Bedeutung, aber die Polizei könnte das fehlende Papier zum Anlass nehmen, uns Schwierigkeiten zu bereiten. Baki nahm unsere Ausweise und Fotos und ging los. Über Bekannte gelang es ihm, sofort einen Termin zu bekommen. Alle Beschäftigten im Stan-

desamt waren Bekannte und Verwandte. Unsere offizielle Eheschließung fand nur auf dem Papier statt, aber damit änderte sich auch mein Nachname: Aus Cansız wurde Polat.

Danach musste ich mich meinem wirklichen Problem stellen. Ich ließ meiner Mutter eine Nachricht zukommen. Sie lehnte es zunächst ab, mich zu sehen. Erst nachdem Verwandte sich für mich eingesetzt hatten, ließ sie sich überzeugen. Abends gingen wir nach Hause. Erst wollte sie mir nicht die Hand geben und blieb distanziert, aber dann umarmte sie mich und weinte. Es war offensichtlich, wie sehr sie gelitten hatte. Gemeinsam blätterten wir alte Fotoalben durch. Sie waren voll mit Fotos von meiner ersten Verlobung. Ich nahm sie heraus und zerriss sie, nicht im Zorn, sondern weil sie keine Bedeutung mehr hatten. Wenn man eine Erinnerung lebendig halten möchte, bedeutet es, dass noch eine Bindung da ist. Ich befand mich jetzt in einer anderen Situation und wollte die Erinnerungen an die Vergangenheit – so absonderlich sie auch waren – nicht schlecht machen. Die Fotos aufzubewahren, wäre jedoch scheinheilig gewesen. Meine Mutter gab mir auch Metins Briefe. Dazwischen lag ein Foto von ihm. Sie hatten Metin eine Zeitlang verschwiegen, dass ich weggelaufen war. Er hatte mir weiter geschrieben. Traurig betrachtete ich sein Foto und schämte mich. Dabei fühlte ich mich, als ob er mir gegenüber stehen würde. Die Briefe zerriss ich ungelesen. Es tat mir weh, ich musste schlucken und wünschte, das alles wäre nicht geschehen. Baki beobachtete mich dabei schweigend. Wahrscheinlich machte ihm meine Erbarmungslosigkeit Angst. Schließlich war auch unsere Beziehung gefährdet. Meine Mutter betrachtete uns beide reglos. Sie konnte sich weder freuen noch ihrem Schmerz freien Lauf lassen.

»Wie siehst du eigentlich aus, hast du keine Tasche, keinen Koffer?« fragte sie. »Im Dorf«, log ich. Ich besaß überhaupt nichts. Die Kleidung, die ich trug, gehörte den bulgarischen Einwanderinnen. Sogar die Schuhe hatte ich von ihnen ausgeliehen. Meine Mutter stellte viele Fragen, ich antwortete ausweichend: »Wir arbeiten beide, es geht uns gut«, sagte ich. Unter Arbeit verstand meine Mutter die Beschäftigung in einer staatlichen Einrichtung. Niemals wäre ihr in den Sinn gekommen, ich könne in einer Fabrik arbeiten. Mein Vater war

selbst seit Jahren Arbeiter. Meine Mutter war bei ihm in Deutschland gewesen und hatte es mit eigenen Augen gesehen. Trotzdem war es für sie und ihr Umfeld etwas, das sich nicht gehörte. Daher bemühte ich mich nicht, sie aufzuklären. Es war unwesentlich, was sie dachte.

Sie öffnete den Schrank und zog einen Koffer hervor: »Nimm deine Sachen mit«, sagte sie. Ich hatte wenig Lust dazu. Drei oder vier Monate war ich mit einer Hose und einem Hemd ausgekommen. Es war bequemer so, als den Koffer mit mir herumzutragen. Nach einem Moment der Unentschlossenheit sagte ich: »Ich lasse den Kram lieber hier.« Meine Mutter war betroffen und fing laut an zu weinen. Diesen Anblick habe ich nie vergessen. Mutete ich ihr zuviel zu? Eigentlich fühlten wir beide den gleichen Schmerz und litten beide darunter, wie meine Verlobung mit Metin aufgelöst worden war. Ich hatte die Fotos und Briefe zerrissen, aber Metins Eltern wohnten immer noch gegenüber und vor mir lag die Kleidung, die ich damals getragen hatte.

Den ganzen Abend versuchte meine Mutter, das Thema auf Metin zu bringen: »Er hat gelobt, nie wieder nach Dersim zu kommen, er war kein einziges Mal hier. Wie ich gehört habe, ist er jetzt auch bei deiner politischen Gruppe.« Ich ging nicht weiter darauf ein. Es tat mir weh, über Metin zu sprechen.

Schließlich packten wir doch einen Koffer. Wir nahmen auch ein paar Sachen mit, die wir für unsere Wohnung brauchten, Löffel, Messer und ähnliches. Meine Aussteuer ließ ich unberührt, da ich mit diesem Teil meiner Vergangenheit abschließen wollte. Es war anstrengend.

Mit Baki sprach meine Mutter nur aus Höflichkeit. Ihre Verärgerung war immer noch offensichtlich. Baki spürte das und sagte auf dem Weg zu mir: »Deine Mutter mag mich nicht.« – »Gut, dass du es gemerkt hast«, erwiderte ich, woraufhin er vorwurfsvoll feststellte: »Aber sie hat uns doch noch nie gemocht. Wir waren arm, wir waren Bauern und wir waren aufrichtig, damit hat sie nichts anfangen können.«

Es stimmte, meine Mutter hatte die Familie meines Vaters nie gemocht und immer Distanz gehalten. Die Mutter meines Vaters war nur einmal bei uns gewesen, in dem Jahr, als wir nach Deutschland

gegangen waren. In all den Jahren hatte mein Vater sie nur ein einziges Mal davon überzeugen können, während seines Jahresurlaubs für vierzehn Tage bei uns zu bleiben. Sie war verstorben, während wir in Deutschland waren.

Baki wollte nicht länger in Dersim bleiben. Er musste wieder zur Universität und war auch dagegen, dass ich noch bleibe: »Lass uns gemeinsam zurückkehren«, sagte er. In meinen Augen machte es keinen Sinn, nach İzmir zu fahren, ohne zuvor unsere Probleme gelöst zu haben. Mit welchem Ausgang auch immer wollte ich zunächst eine Lösung finden. Eine Zwischenlösung gab es nicht. Auch Kıymet und den anderen gegenüber hatte ich angekündigt, Baki eine Frist zu setzen. Sollte er seine Haltung innerhalb eines bestimmten Zeitraums nicht ändern, würde ich die Beziehung beenden. Ich konnte die Prüfungen, die ich auf dem Gymnasium noch nachholen musste, als Vorwand nehmen, um in Dersim zu bleiben. Dann hätte ich auch die Möglichkeit gehabt, noch einmal mit den FreundInnen über mein Problem zu sprechen und eine bessere Lösung zu finden. Kıymet war damit überfordert. Sie hatte selbst gesagt, sie könne lediglich den FreundInnen meine Situation berichten und dafür sorgen, dass sie Kontakt zu mir aufnähmen. Über meinen Kontakt mit den FreundInnen in İzmir wusste sie Bescheid. »Wenn du es für nötig hälst, kannst du dich auch mit den FreundInnen in Ankara in Verbindung setzen«, hatte sie gesagt. Meto hatte angekündigt, später auch nach İzmir kommen zu wollen, was mich freute. Eine sofortige Lösung war jedoch nicht in Sicht, und es gab niemanden, der einen Alternativvorschlag gemacht hätte.

Genau zu diesem Zeitpunkt kam Kemal Pir[86] nach Dersim. Mir wurde Bescheid gegeben, ich solle zum »oberen Haus« kommen. So wurde die kleine Dachwohnung genannt, die Kıymets Familie gehörte und von den FreundInnen genutzt wurde. Ich machte mich sofort auf den Weg. Zuerst sprach Çetin Güngör (Semir) mit mir. »Mir ist von deiner Situation berichtet worden«, sagte er, aber dann schien er nicht weiter zu wissen. Ich war überrascht, da ich Çetin als einen red-

86 Kemal Pir (* 1952 in Güzeloluk; † 7. September 1982 in Diyarbakır) war türkischer Herkunft und Mitbegründer der PKK. Er starb im Todesfasten im Gefängnis.

seligen Menschen kannte. Vor allem bei ideologischen Diskussionen war er sehr lebendig und vermochte es, seine GesprächspartnerInnen zu beeindrucken. Ich hatte einmal an einem Seminar über den sowjetischen modernen Revisionismus teilgenommen, das von ihm geleitet worden war. Diese Seminare verliefen sehr lebhaft und mit reger Beteiligung. Warum fiel es ihm jetzt so schwer, über das Thema Ehe oder Trennung zu sprechen? Kemal, der den Raum zwischendurch verlassen hatte und wiedergekommen war, bemerkte, was los war, und griff ein: »Komm Sakine, lass uns im anderen Zimmer miteinander reden«, schlug er vor. Wir gingen hinüber und er begann gelassen zu sprechen: »Erzähle doch mal und lasse mich hören, was du zu sagen hast. Ich habe gehört, dass du dich trennen willst, aber viel mehr weiß ich nicht, nur dass es ideologische Unterschiede gibt und er bei der HK ist. Oder lass uns andersherum anfangen und darüber reden, was zu tun ist.«

Er sagte zwar, er wolle mich anhören, redete aber weiter. Das war eigentlich auch besser so. Offenbar wollte er es mir leichter machen. Ich war nicht verlegen, aber mein Problem war so umfassend, dass es mir schwer fiel, davon zu berichten. Kemal hatte das bemerkt.

Ich fasste die Situation zusammen, von meiner Ablehnung der Ehe, zu der mich meine Familie gedrängt hatte, bis zu meiner Ehe mit Baki. Ohne Umschweife sagte Kemal: »In Ordnung, du hast einen Entschluss gefasst und das ist richtig so. Allerdings muss bei einer solchen Problematik immer darauf geachtet werden, dass es nicht zu Unstimmigkeiten zwischen den betroffenen Familien kommt. Am besten fährst du nach Ankara und sprichst mit Kesire, du kannst auch eine Zeitlang dort bleiben.« Ich solle nicht übereilt handeln, sondern ruhig und überlegt vorgehen. Genosse Kemal war sehr lebhaft während unseres Gesprächs, stand zwischendurch auf, lief ein paar Schritte und setzte sich wieder.

Nachdem wir unser Gespräch beendet hatten, verabschiedete ich mich. Ich fühlte mich gestärkt, als ob das Problem bereits gelöst sei, aber ich wünschte mir, ich hätte noch ausführlicher darüber reden können oder von Anfang an einen Gesprächspartner wie Kemal gehabt. Ob er wohl von Kıymets Lösungsvorschlag wusste? Sie hatte mir einen Ehemann gesucht! Ich ärgerte mich über mich selbst, weil

ich mich so hilflos gefühlt hatte, und staunte über meine eigene Naivität. Eine revolutionäre Lösung war doch etwas ganz anderes als eine »Zwischenlösung«.

Ich legte die Prüfungen ab, die ich in der zweiten Gymnasialklasse verpasst hatte. Die Lehrerinnen und Lehrer wussten, dass es sich dabei um eine Formalität handelte und die Versetzung in die nächste Klasse für mich nur ein Mittel zum Zweck war. Ich bemühte mich, gelassener mit der Situation umzugehen. Mir war klar geworden, dass ich mich angesichts der ideologischen Unterschiede zwischen Baki und mir unnötig aufgerieben hatte. Mein Ungeduld hatte meine Probleme unnötig vertieft. Bei allem, was ich tat, musste ich die Konsequenzen vorher genau abwägen. Es war auch nicht gut, immer und überall meine Gefühle zu zeigen. Ich konnte nicht erwarten, dass alle Ratschläge, die mir gegeben wurden, richtig waren. Ratschläge, die oberflächlich waren oder zum falschen Zeitpunkt gegeben wurden, konnten falsche Hoffnungen wecken.

Die FreundInnen kannten jetzt meine Situation. Ich ergab mich nicht meinem Schicksal. Es war verkehrt gewesen, meine gesamte Energie auf dieses eine Problem zu konzentrieren. Es gab viele Möglichkeiten: Baki konnte nach İzmir zurückkehren. Ich konnte später nachkommen. Ich konnte noch einmal mit den FreundInnen in Ankara sprechen. Falls nötig, konnte ich noch eine Weile in İzmir bleiben. Die ganze Sache erdrückte mich nicht mehr. Zwar war noch nichts konkret, aber gedanklich war ich jetzt viel bereiter für eine konstruktive Lösung. Ich fühlte mich besser.

Bevor wir nach Dersim gefahren waren, war in Cumaova in İzmir Bauland vergeben worden. Durch die Kommunalwahlen und die Konflikte der politischen Parteien untereinander war ein Vakuum entstanden, in dem sich viele Stadtbewohner Bauland sichern konnten. Auch Baki hatte ein Stück Land ergattert. Er wollte ein Häuschen bauen, um Miete zu sparen. Sein Vater hatte ihm finanzielle Unterstützung zugesichert. Er fuhr wieder nach İzmir. Wir einigten uns darauf, dass ich später mit meinem Onkel nachkommen sollte.

Als wir uns schließlich auf den Weg machten, fuhren wir zunächst nach Ankara. Auch Baki war dorthin gekommen. Er nahm es mir

übel, dass ich so lange in Dersim geblieben war. Wir führten eine lange Diskussion. Er war dagegen, dass ich mich mit Kesire traf und sagte, ich lasse ihm nicht ausreichend Zeit und handele unüberlegt. Für eine Trennung sei es viel zu früh: »Es ist doch gar nicht dein Ziel, mich zu gewinnen und eine organisatorische Einheit herzustellen. Wenn es so wäre, würdest du viel mehr Geduld zeigen. Das Ganze ist halt nicht so einfach. Ich denke viel darüber nach, das meine ich ehrlich«, sagte er.

Mein Onkel und Mehmet Ali wurden Zeugen unserer Auseinandersetzung. Unsere ständigen Diskussionen und das Thema Trennung machten sie betroffen: »Warum macht ihr eine so große Sache daraus? Ihr seid Revolutionäre, macht es euch doch nicht so schwer.« Sie kritisierten Baki für seine fanatische Bindung zur HK. An mir kritisierten sie, dass ich die Unterschiede zwischen uns unnötig vertiefte.

Letztendlich fuhren wir gemeinsam nach İzmir. Ich nahm mir vor, das Problem nicht weiter zu diskutieren, sondern selbst eine Lösung zu finden. Danach wollte ich zu den FreundInnen gehen und sagen: Das Problem ist gelöst, hier bin ich. Zu Baki sagte ich: »Du hast teilweise Recht mit deiner Kritik. Aber du musst auch aufrichtig sein und darfst nicht immer nur daran denken, unsere Ehe zu retten. Denk lieber darüber nach, was eine organisatorische Einheit bedeutet. Ich will nicht, dass diese Einheit unter einer Trennung leidet, ich will wirklich eine genossenschaftliche Beziehung zu dir haben.«

»kurdistan ist eine kolonie«

Nach meiner Ankunft in İzmir begann ich sofort wieder mit der Arbeitssuche. Nach kurzer Zeit fand ich eine Stelle in einer Feigenfabrik in Alsancak. Es war eine kleine Produktionsstätte, in der überwiegend junge Frauen arbeiteten. Baki und ich bemühten uns, einen Umgang mit unserem Konflikt zu finden. Ich schlug eine Übergangslösung vor: »Lass uns getrennt wohnen, bis du mit deinen Überlegungen fertig bist und eine Entscheidung getroffen hast.« İbo und die anderen unterstützten meine Idee. Baki war nicht dafür, aber ich meinte es ehrlich: »Niemand muss etwas davon erfahren. Wir sind gerade erst aus Der-

sim gekommen, unsere Familien reagieren empfindlich auf so etwas. Solches Gerede verbreitet sich schnell, das wäre nicht gut. Wir behalten es für uns, nur die Freunde, die es etwas angeht, sollen es wissen.«

Mit Haydar aus Suruç hatte ich bereits gesprochen. Er meinte, ich müsse selber wissen, was ich tue. Er wolle jedoch Baki helfen und häufig mit ihm diskutieren. Das war eine gute Idee. Andernfalls wurde es immer polemisch.

Baki und ich gingen nicht mehr gemeinsam irgendwohin. Wir befanden uns zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten. Es machte keinen Sinn mehr, in einer gemeinsamen Wohnung zu leben. Dadurch wurde lediglich unsere Beziehung strapaziert. Widerwillig nahm Baki meinen Vorschlag schließlich an. Wir vereinbarten, uns gelegentlich zu treffen. Unsere Entscheidung sollte uns nicht daran hindern, uns zu sehen, miteinander zu diskutieren und nach Möglichkeit auch zusammen zu arbeiten und uns gegenseitig zu helfen. Sie sollte im Gegenteil die Grundlage dafür stärken.

Baki zog vorübergehend zu einer Familie, die er kannte und die in Çiğli wohnte. Sie stammten aus Varto. Er hätte auch zu Haydar und Aynur gehen können, oder mit İbo und Saime in der Wohnung bleiben können. Es stand ihm frei, zu gehen, wohin er wollte.

Eines Tages war ich bei der Arbeit. Es war Mittagspause. Wir brachten unser Essen von Zuhause mit und aßen es auf dem Boden in einem Teil der Fabrik, der Kantine genannt wurde. In der Fabrik gab es kein Essen. Vor dem Gebäude befand sich ein Lokal, in dem Toast, Pide, Lahmacun und ähnliches verkauft wurde. Auch Tee mussten wir aus einem Teehaus in der Nähe bestellen.

Ich hatte gerade mit dem Essen begonnen, als der Vorarbeiter mir mitteilte, für mich sei Besuch gekommen. »Das kann nur Baki sein«, dachte ich, und machte mich widerwillig auf den Weg zum Lokal, wo mein Besuch auf mich wartete, wie der Vorarbeiter gesagt hatte. Ich trug ein Kopftuch und eine grüne Arbeitsschürze, an der ich meine Hände abwischte. Plötzlich stand ich meinem großen Bruder gegenüber. Völlig überrascht umarmte und küsste ich ihn. Mein Bruder hatte Tränen in den Augen und sagte: »Musst du denn hier arbeiten, wie siehst du bloß aus, du bist so dünn geworden.« Ich entgegnete:

»Ja, das muss ich. Ich muss schließlich für meinen Lebensunterhalt sorgen. Aber ich arbeite gerne hier. Ich hätte auch anderswo arbeiten können, aber das wollte ich nicht.«

Haydar hatte meine Adresse von Meto bekommen. Er studierte Jura in İstanbul. Nach İzmir war er gekommen, um uns zu besuchen und ein bisschen Urlaub zu machen. Obwohl er es nicht sagte, wusste ich, dass er hauptsächlich gekommen war, um mich zu sehen. Wir aßen gemeinsam mit Baki im Lokal und unterhielten uns. Mein Bruder tat nur so, als ob er äße, aber er bekam nichts hinunter. Auf jedem Bissen kaute er lange herum und beim Schlucken machte er merkwürdige Geräusche. Offenbar passte ihm irgendetwas nicht. Mich machte das nervös. Auch Baki war still. Was war los? Ich stellte ein paar Fragen, Haydar gab ausweichende Antworten. Er wollte nicht über İstanbul, sein Studium oder anderes reden. Mit seinen Gedanken war er woanders. Bevor er zur Fabrik gekommen war, war er in der Wohnung gewesen, in der Baki mittlerweile wohnte und in der wir früher gemeinsam gelebt hatten. Es war eine armselige Wohnung, deren Einrichtung nur aus einem alten Teppich, ein paar Matratzen und etwas Geschirr bestand. Haydars Junggesellenwohnung in İstanbul war mit Sicherheit viel besser ausgestattet und nicht mit unserer zu vergleichen.

Was hatte er erwartet? Hatte er sich vorgestellt, mich in einem Luxusappartment anzutreffen? So etwas wollte ich ja gar nicht. Was würde sich durch eine solche Wohnung ändern? Wäre ich eine glückliche Hausfrau geworden? Nein, für mich hatte Luxus keine Bedeutung und ich verspürte kein Verlangen danach. Aber wie sollte ich das Haydar erklären? »Lass es«, sagte ich mir, »es ist ja ganz normal, dass er betroffen ist. Das geht vorbei, mit der Zeit wird er es verstehen«. Aber Haydar blieb angespannt.

»Nimm dir frei und lass uns gehen«, sagte er. Ich willigte sofort ein und nahm mir einen Urlaubstag. Wir hatten noch nicht entschieden, wohin wir gehen wollten. Während mein Bruder die Rechnung bezahlte, fragte ich Baki nach seiner Meinung. »Die Wohnung von Aynur ist besser«, sagte er. Haydars Reaktion blieb mir unverständlich. Was war wohl los? Hatte ihm jemand etwas Falsches erzählt? Mir schwirrten viele Fragen durch den Kopf.

Wir fuhren mit dem Taxi bis zum Anleger. Mein Bruder ließ nicht zu, dass Baki oder ich dafür zahlten. Er sagte zwar nichts, aber er hinderte uns daran. Am Anleger drängelte Baki sich durch die Menschenmenge, um Fahrkarten zu kaufen. Wir stiegen auf das Deck der Fähre. Mein Bruder gab Baki mit einem Blick zu verstehen, dass er kurz alleine mit mir sprechen wolle. Dann legte er seinen Arm um meine Schulter und wir gingen ein paar Schritte. Plötzlich fragte er: »Bist du glücklich?« Ich war überrascht über diese ungewöhnliche Frage. Wovon sprach er? Ich murmelte etwas und tat so, als habe ich die Frage nicht verstanden.

Ob ich glücklich war?

Sprach er von meiner Ehe, so lautete meine Antwort natürlich »Nein!«. Aber das Leben selbst fand ich schön, so amateurhaft, gewöhnlich und unzureichend die Bedingungen auch waren. Der revolutionäre Kampf machte mich glücklich und gab mir Kraft. Das machte meine Lebensfreude aus. Ansonsten fühlte ich mich eher einsam. Es war eben nicht so wie in Dersim, wo ich alles und jeden kannte. Dennoch hatte ich Selbstvertrauen und verspürte weder Hilflosigkeit noch Pessimismus. Das ganze Leben war ein Kampf, in jedem einzelnen Moment. Diese Erkenntnis gab mir die Kraft, auf eigenen Füßen zu stehen.

Aber wie sollte ich Haydar meine Eheprobleme erklären? Ich konnte schließlich mein Eheleben nicht von meinem revolutionären Leben trennen. Das eine gab mir Kraft, das andere drohte mich zu ersticken und war unerträglich. Den Kampf aufzugeben, würde bedeuten, mich meinem Schicksal zu ergeben. Ich wäre dann eine Frau, die kapituliert hat. Mein Bruder hatte diese Frage nicht umsonst gestellt. Ich konnte ihn nicht anlügen, er kannte mich zu gut und würde mich durchschauen.

»Lass uns nach Hause gehen, dort können wir uns ausgiebig unterhalten. Mir geht es gut. Ich arbeite und die Arbeit bekommt mir gut. Ich arbeite gern. Außerdem habe ich Freundinnen und Freunde, mit denen ich mich oft treffe. Auch die Freunde in Ankara werden bald mit mir in Verbindung treten«, sagte ich.

Das war keine Antwort auf seine Frage. Ich redete um das eigentliche Thema herum. Haydar versuchte es erneut: »Nein, ich frage nach

deiner Beziehung zu Baki. Ansonsten glaube ich dir, dass du keine Probleme hast. Du findest schließlich immer einen Weg.«

Auf diese offene Frage meines Bruders antwortete ich mit derselben Offenheit: »Wir diskutieren miteinander und haben an einigen Punkten Unstimmigkeiten. Zwischen uns gibt es keine ideologische Einigkeit. Wie du weißt, ist er HK`ler, ein HK-Kader. Seit 1975 sagt er, er wolle sich mit der Kurdistan-Frage auseinandersetzen. Das hat er bereits in Dersim gesagt, aber er ist inkonsequent. Wir arbeiten nicht gemeinsam und haben auch einen unterschiedlichen Freundeskreis. Das wirkt sich natürlich auch auf unsere Beziehung aus. Es ist ein Problem, aber wahrscheinlich wird alles gut. Er hat versprochen, eine umfassende Recherche durchzuführen und an diesem Punkt für Klarheit zu sorgen.«

»Ist diese Sache denn so ein großes Hindernis?«

Ich antwortete nicht, sondern nickte nur schweigend.

»Und die Arbeit, ist das nicht sehr anstrengend? Du hast ziemlich abgenommen. Komm doch für eine Weile zu mir nach İstanbul, meine Wohnung ist groß genug. Es würde dir gut tun«, sagte er. Ohne nachzudenken entgegnete ich: »Ja, warum nicht?« – »Kannst du das denn ganz alleine entscheiden? Willst du nicht erst Baki fragen?« fragte er verwundert. Sofort antwortete ich: »Warum sollte ich das nicht allein entscheiden? Du bist mein Bruder, wo sollte das Problem sein? Ich brauche doch keine Genehmigung von Baki.« Haydar nickte leicht, als wolle er mir zu verstehen geben, dass er verstanden habe.

Er wollte alles über mein jetziges Leben wissen. Es war unnötig, ihm etwas zu verheimlichen. Trotzdem blieb ich vorsichtig. Auf dem Weg kauften wir Lebensmittel. Alle drei hatten wir Tüten in der Hand, als wir die Wohnung betraten, in der Aynur und ihr Bruder Haydar lebten. Nie zuvor hatten wir so viel Lebensmittel auf einmal gekauft, da wir auf unsere Ausgaben achten mussten.

Die Wohnung war mit ihren zwei Zimmern, einem schmalen Flur und einer Küche armselig. Ich krempelte mir sofort die Ärmel hoch und ging in die Küche, um weiteren Fragen meines Bruders auszuweichen. Zwischendurch fragte ich Aynur und Haydar: »Habt ihr mit meinem Bruder über die Situation gesprochen, als er hier war?

Er macht einen schlecht gelaunten Eindruck.« - »Nein«, antworteten sie. Kurze Zeit später rief mein Bruder nach mir. Er atmete schwer. »Das Essen ist gleich fertig, ich komme sofort«, sagte ich. Plötzlich explodierte er: »Es reicht, du musst mir nichts vorspielen, Sakine. Was ist los mit dir? Du bist überhaupt nicht mehr Sakine. Du hast dich verändert.« Dann versetzte er mir voller Wut eine Ohrfeige. Ich sah Sterne und schwankte. Mich warf weniger die Gewalt des Schlages um, als vielmehr die völlig unerwartete Situation. Was war passiert, war Haydar verrückt geworden? Woher kam seine Wut? Was hatten sie ihm erzählt? Er wiederholte unablässig: »Du bist nicht mehr die alte Sakine, du lügst mich an. Glaubst du, ich kriege das nicht mit? Ich weiß alles über dich. Hast du gearbeitet, als du noch im Hause deines Vaters gelebt hast? Hat unser Vater dich arbeiten lassen? Jetzt bist du Fabrikarbeiterin. Wie kannst du dich nur in eine solche Situation bringen, das hast du doch nicht nötig!«

Er redete ununterbrochen und weinte dabei. Ich schrie: »Es stimmt, ich bin nicht die alte Sakine. Du siehst mich immer nur als kleine Schwester, aber du hast kein Recht, dich so zu benehmen. Ich habe nicht gelogen!« Mit dem Finger zeigte ich auf Baki: »Er ist der Lügner. Er hat sein Wort nicht gehalten und euch nur Mist erzählt! Ich bin mir sicher, dass er alles nur aus seiner Sicht erzählt hat, um euer Mitleid zu erregen. Wäre er von Anfang an ehrlich gewesen, wäre es doch gar nicht so weit gekommen. Bloß damit ich ihn heirate, ist er bei den Punkten, die uns trennen, eingeknickt: ›Ich denke darüber nach‹ hat er behauptet. Damit wollte er nur Zeit schinden, damit ich mich nicht von ihm trenne. Du hast mich etwas gefragt, vielleicht habe ich in dem Moment nicht eindeutig antworten können. Jetzt kann ich es: Nein, ich bin nicht glücklich. Das wisst ihr doch alle ganz genau. Ich bin mit jemandem verheiratet, mit dem ich in keiner Weise organisatorisch und ideologisch verbunden bin. Wir teilen lediglich das Bett. Das ist alles, was uns geblieben ist. Und das kann ich nicht mehr aushalten. Ich bin nicht diejenige, die hier unaufrichtig ist und Lügen erzählt. Jetzt weißt du es, ja, wir leben getrennt. Wir gehören unterschiedlichen politischen Lagern an und das führt zu nichts!« Ich hatte mit lauter Stimme gesprochen und dabei geweint. Dann verließ ich die Wohnung.

Der letzte Bus war noch nicht weg. Baki kam mir nach: »Sakine, jetzt mach doch keinen Blödsinn, heute fährt kein Bus mehr. Komm zurück und beruhige dich«. Er bemühte sich umsonst. Seine weiteren Worte hörte ich nicht mehr. Die Gasse war menschenleer. Bis zur Hauptstrasse lief ich schnell und erwischte gerade noch den letzten Bus. Im Bus war es ruhig. Ich kaufte einen Fahrschein, der Verkäufer sah mich dabei an. Als er mir das Wechselgeld gab, sah er mir erneut direkt ins Gesicht und schüttelte den Kopf. Anscheinend hatte etwas in meinem Gesicht seine Aufmerksamkeit geweckt. Ich betastete die Seite, auf die mein Bruder mich geschlagen hatte. Es blutete nicht. Dann betrachtete ich mein Spiegelbild im Fenster. Mein Gesicht war bloß gerötet, auch vom Weinen.

Im Bus versuchte ich, mich zusammen zu reißen und nicht daran zu denken, was geschehen war. Trotzdem liefen mir die Tränen über das Gesicht. Erst nachdem ich ausgestiegen und eine Weile gelaufen war, ging es mir besser. Ich wünschte mir, der Weg wäre länger. Als ich zur Wohnung der Familie kam, bei der ich gerade lebte, schliefen schon alle. Die Hausfrau blickte mich merkwürdig an. »Wir können später darüber reden«, sagte ich.

Morgens sollte eine große Kundgebung gegen die Staatssicherheitsgerichte stattfinden. Ich musste um sieben Uhr in İç Konak in Kemeraltı sein. Mit Haydar und Celal hatte ich mich im HK-Verein verabredet. Es hieß, dass sich alle Gruppen an dem Protest beteiligen würden, auch die anderen Organisationen mit ihrer kompletten Basis. Es sollte eine große Sache werden. Die Aussicht, am nächsten Morgen die FreundInnen zu treffen und mit ihnen reden zu können, beruhigte mich ein bisschen.

Langsam kam ich wieder zu mir und mein Verstand gewann die Oberhand. Es war nicht angebracht, so sehr zu weinen. Solche Dinge passierten eben. Auch das war eine Art Kampf, und zwar einer der härtesten. Es würde so weiter gehen. Haydar sah sich selbst ausschließlich in der Rolle des großen Bruders. Zuhause war er nicht so hart gewesen. Baki musste ihn so in Aufregung versetzt haben. Sicher hatte er sich als eine Art Heilsbringer dargestellt, der auf Harmonie bedacht eine Einigkeit zwischen uns wünschte, sich für sein

Land Kurdistan einsetzen und letztendlich eine gemeinsame ideologische Basis herstellen werde. Wahrscheinlich war mein Bruder deshalb wütend geworden.

Natürlich machte ihn auch wütend, was ich getan hatte. Ich hatte Baki zunächst abgelehnt und mich mit einem anderen Mann verlobt. Dann war ich weggelaufen und hatte Baki geheiratet. Und jetzt stand die Trennung bevor. Darüber hinaus arbeitete ich in einer Fabrik. Es ärgerte Haydar, dass es so weit gekommen war.

Ich kannte meinen großen Bruder gut. Er wollte vermeiden, dass ich einen Fehler beging, und war so wütend geworden, weil er mich liebte und an mich dachte. Die Vorwürfe, die er mir machte, waren harmlos im Vergleich zu dem, was er Baki vorwarf:

»In einem revolutionären Leben gibt es keine Unaufrichtigkeit und Ehrlosigkeit. Was findest du bloß an der HK? Ihr hängt euch an irgendetwas an und lauft so mit. An der Uni ist es genau so, sie nutzen euch doch bloß aus. Du hast dein eigenes Land, warum kämpfst du nicht dafür? Du bist derjenige, der das Problem vertieft. Deine Liebe zu Sakine ist heuchlerisch. Wenn du sie liebst, schließt das auch ihre politischen Ansichten ein. Ich kenne dich, du bist einfach inkonsequent. Ständig denkst du daran, was andere denken mögen oder was die HK wohl dazu sagen wird. Was ist daran revolutionär? Eure ganze Familie ist so, İbo, Mehmet Ali, Haydar, Celal, ihr lauft alle den Sozialchauvinisten hinterher. Ich gehöre keiner Organisation an, aber die Kurdistan-Revolutionäre haben Recht und sie werden sich weiter entwickeln, ob ihr wollt oder nicht.«

Es war schön, was er gesagt hatte. Daher konnte ich auch nicht länger auf ihn wütend sein. Ich hatte immer noch sein Weinen in den Ohren. So hatte er damals geweint, als mein Vater in Deutschland den Aschenbecher nach ihm geworfen hatte. Meine Probleme mussten ihn hart getroffen haben. Ob er wohl auch die Wohnung verlassen hatte? Aber wo sollte er mitten in der Nacht hingehen? Diese Gedanken beschäftigten mich die ganze Nacht. Bis zum Morgen machte ich kein Auge zu.

Morgens betrachteten alle mein Gesicht. Ich blickte in den Spiegel, aber es war nur eine leichte Rötung zu sehen. »Ich habe mit meinem

Bruder geboxt, früher haben wir immer so gespielt. Er hat wohl geglaubt, wir seien immer noch zu Hause, und im Spaß zugeschlagen.« Alle glaubten mir und lachten. Nur Hasan sah mich zweifelnd an. Er wusste um meine Auseinandersetzungen mit Baki und nahm wahrscheinlich an, Baki habe mich geschlagen. Er sagte jedoch nichts, sondern holte nur tief Luft, als wolle er sagen: ›Dem werde ich es zeigen‹. Seine Schläfen pochten vor Erregung. Wir frühstückten schnell und gingen los. Ich sagte: »Warum ist deine Frau nicht mitgekommen?« Dann fielen mir ihre Kinder ein, die noch klein waren. Sie konnte sie nicht allein lassen. Im Laufschritt erreichten wir die Hauptstraße und liefen schweigend weiter.

Hasan war ein verständnisvoller Mensch. Um mich zu schonen, stellte er mir keine Fragen. Er hatte eine Stelle in Tariş und war Arbeiter. In seinem Umfeld genoss er hohes Ansehen. Seine Frau und er hatten drei Kinder. Sie waren nach dem großen Erdbeben in Varto nach İzmir gekommen. Bei ihrer Organisierungsarbeit in Çiğli hatte die HK diese ganzen netten Menschen an sich gebunden. Sie gingen davon aus, dass es sich um eine revolutionäre Organisation handelte, deshalb zahlten sie regelmäßig Monatsbeiträge und kauften politische Zeitschriften. Später war es der HK sogar gelungen, die Familie in Stadtteilkomitees zu organisieren. Sie bewahrten jedoch ihre kurdischen Besonderheiten und hörten aufmerksam zu, wenn über die kurdische Frage gesprochen wurde. Ich verstand mich gut mit ihnen. Auch die FreundInnen kamen manchmal zu Besuch.

Der Konak-Platz war voller Menschen. Vom Anleger aus bogen wir schnell nach Kemeraltı ab. Auf den Straßen ging es immer lebhaft zu, aber heute waren sie so überfüllt, dass eine fallen gelassene Nadel nicht den Boden berührt hätte. Am Kundgebungsort hatten sich ArbeiterInnen, Studierende, Frauen und viele weitere Menschengruppen versammelt. Vor allem aus Gültepe, Çiğli und Kadifekale nahmen viele Menschen an solchen Protestaktionen teil. In diesen Stadtteilen war es für revolutionäre Gruppen nicht schwer, die Menschen zu organisieren, auch die kurdischen AnwohnerInnen.

Der Verein war überfüllt. Mühsam drängte ich mich durch die Menschenmenge und ging in den Raum im oberen Stockwerk, in dem

ich mich mit Celal und Haydar verabredet hatte. Die beiden waren schon da. Außerdem waren zwei junge Männer gekommen, die mir als »welche von uns« vorgestellt wurden. Ich bemerkte: »Yüksel und die anderen wollten doch auch kommen.« Niemand antwortete. Haydar sah mich komisch an, ebenso andere Bekannte im Raum. Yusuf Metin wies auf mein Gesicht und fragte leise: »Was ist passiert?««Lass es gut sein, es ist nichts«, antwortete ich. Auch Sema hatte mich fragend angesehen. Ich wussste nicht, was ich sagen sollte. »Es ist nichts. Außerdem sind auch gerade so viele Menschen hier, wir reden später. Es ist nichts Ernstes.« Ich versuchte, die Atmosphäre aufzulockern. Haşim kam hinzu, ich stellte ihn den anderen vor. Er fragte: »Sind das auch Nationale?« Als ich nickte, freute er sich. Wir waren mittlerweile eine ganze Gruppe geworden. Schließlich traf auch Yüksel mit ihrer Schwester Aysel atemlos ein. »Wir haben uns mit unserem Vater gestritten«, sagte sie zur Begründung für ihre Verspätung.

Wir waren jetzt knapp zehn GenossInnen, und das in İzmir, in der Türkei! Es war wunderschön. Ich war stolz und glücklich. Die Ohrfeige vom Vorabend hatte ich bereits vergessen. Nur die Blicke auf mein Gesicht erinnerten mich daran.

Im Verein liefen alle geschäftig hin und her. Ein paar Leute baten uns, ihnen Platz zu machen, um ein Transparent fertig zu malen. Wir gingen in den Salon und unterhielten uns im Stehen. Gegenüber Celal und Haydar erklärte ich: »Ich habe mich mit meinem Bruder ein bisschen gestritten, versteht das bloß nicht falsch. Ich lasse mich nicht von diesem Mann schlagen.« Sie lachten zuerst ein bisschen, dann wurden sie ernst und fragten: »Was ist dein Bruder für ein Mensch, wann ist er gekommen? Ist er ein Genosse von uns?«

Während wir uns unterhielten, kamen mein großer Bruder, Baki, Haydar und seine Schwester Aynur herein. Mein Bruder blickte suchend um sich. Als er mich sah, drängte er sich durch die Menschenmenge zu mir. Unvermittelt nahm er mich in den Arm und küsste die Stelle, die er am Abend zuvor geschlagen hatte.

»Schwester, es tut mir leid. Verzeih mir, wir reden später«, sagte er.

Es machte mich ein bisschen verlegen, dass er mich unter all den Leuten umarmte und um Verzeihung bat. In der Sorge, was die an-

deren denken mochten, sagte ich mehrmals: »Okay Bruder, es ist in Ordnung, Bruder«. Die Leute um uns herum sollten wissen, dass er mein Bruder war. Ich stellte ihn Celal und den anderen vor. Baki lachte. Die Versöhnungsszene hatte ihm offenbar gefallen. Ich konnte mir vorstellen, dass mein Bruder ausführlich mit ihm geredet hatte. Er kam zu uns und schüttelte allen die Hand. Es kam mir vor, als ob der ganze Raum mit unserer Gruppe gefüllt sei. »Welche Parolen wollen wir rufen?« fragte ich fröhlich. Sofort antwortete Haydar: »Nieder mit dem Kolonialismus«. Wir beschlossen, auch einige allgemeine Parolen mitzurufen, solche mit antifaschistischen und antiimperialistischen Inhalten. »Sogar ›Für eine unabhängige Türkei‹ wäre nicht verkehrt«, sagte ich. Die anderen Gruppen würden wieder alle sozialchauvinistischen Sprüche herunterleiern, die ihnen einfielen. Wir gingen nicht davon aus, dass es nur in einer einzigen Parole um Kurdistan gehen werde. Celal meinte: »Das Vorbereitungskomitee wird die Parolen vom Lautsprecherwagen aus vorgeben und die anderen werden sie nachrufen.« In diesem Fall waren wir gezwungen, von den vorgegebenen Parolen abzuweichen.

DDKD, TKP und *Kurtuluş* nahmen an der Kundgebung nicht teil. Unsere Teilnahme fiel positiv auf. Viele zeigten sich freudig überrascht. Sie betrachteten es als positiv, dass eine kurdische Gruppe sich an der Aktion beteiligte. Es hatte sich zwar noch nicht herumgesprochen, was der Unterschied zwischen DDKD und uns war, aber wir weckten Interesse. Zu Halit vom Vereinsvorstand sagte ich: »Als Kurdistan-Revolutionäre nehmen wir überall an antikolonialistischen, antiimperialistischen und antifaschistischen Aktionen teil. Das tun wir aus Prinzip, wir betrachten es als unsere Aufgabe. Diese Kundgebung findet in der Türkei statt. Wir unterstützen sie durch unsere Teilnahme.« Er freute sich, aber wir unterhielten uns nicht weiter. Wir wollten nicht um Erlaubnis bitten, um unsere eigenen Parolen rufen zu können.

Ohne auf eine Anweisung der OrdnerInnen zu warten, suchten wir uns einen Platz im Demonstrationszug. Ganz vorne standen ArbeiterInnen, vor allem aus Kula. Dann kam ein großer Block der HK, die zahlenmäßig über eine starke Basis verfügte. Notgedrungen

drängten wir uns dazwischen. Die Demonstration sollte in Basmane beginnen und auf dem Platz der Republik enden. Noch bevor sich alle TeilnehmerInnen aufgestellt hatten, setzte sich der Zug in Bewegung. Nach und nach stießen weitere Gruppen mit Transparenten dazu. Das entsprach der Planung des Vorbereitungskomitees, da mit Behinderungen der Polizei zu rechnen war. Zwar war die Demonstration genehmigt, aber eine politische Massenkundgebung mit antifaschistischen Inhalten war dem Staat ein Dorn im Auge.

Die Polizei hatte offenbar alle in İzmir verfügbaren Kräfte aufgefahren. Neben den uniformierten Einsatzkräften mischten sich auch Zivilpolizisten auf der Suche nach den »Rädelsführern« zwischen die DemonstrantInnen. Der Staat ließ keine Oppositon zu. Sein faschistisch-kolonialistischer Charakter war überall spürbar. İzmir war eine große Industriestadt, in der es viele Studierende und somit ein großes Potential für radikale revolutionäre Entwicklungen gab. In dieser Hinsicht mochte ich İzmir.

In Basmane veränderte sich die Atmosphäre plötzlich. Die TeilnehmerInnen stellten sich mit ihren Transparenten und Schildern in geordneten Reihen auf. Es war ein wunderbarer Anblick. Ich wünschte mir, den Demonstrationszug von oben betrachten zu können. Es war einfach schön, sich mit so vielen verschiedenen Menschen vereint gegen den Faschismus zu stellen: ArbeiterInnen und BäuerInnen, Frauen, Werktätige, und darunter KurdInnen, TürkInnen und LasInnen[87].

Zwar gab es Meinungsverschiedenheiten bei wichtigen Themen wie dem Einfluss des Sozialchauvinismus, dem Sozialismus, der Revolution und dem Kolonialismus, dennoch schöpften wir alle Hoffnung, wenn sich irgendwo eine Opposition abzeichnete und gekämpft wurde. Der Klassenkampf war eine sonderbare Angelegenheit. Er ließ sich nicht mit guten Absichten führen. Ich wünschte mir, diese Menschenmasse könne unter einer einheitlichen Führung organisiert werden. Aber die Linke war zerstritten und die verschiedenen Fraktionen beschuldigten sich gegenseitig des Opportunismus, des Reformismus oder sogar einer kontrarevolutionären Haltung.

---

87 Bevölkerungsgruppe in der Türkei, die an der südöstlichen Schwarzmeerküste siedelt und eine eigene Sprache und Kultur hat.

Nur in ihrer Einstellung zur Revolution in Kurdistan ähnelten sich die meisten Gruppen. Vielleicht war es sogar der einzige Punkt, an dem sie sich einig waren. Sie waren nicht gewillt, den Sozialchauvinismus zu bekämpfen. Dabei war der Umgang mit der kurdischen Frage ein Punkt, der zu bahnbrechenden Entwicklungen in der Revolution in der Türkei führen konnte. Der kleinste Schritt, selbst wenn es sich nur um eine unterstützende Geste oder Parole handelte, hätte zu großen Umwälzungen führen können. Damit wäre die interne Klassenavantgarde geklärt und die Geschichte in die richtigen Bahnen gelenkt worden. Es hätte der Realität der Bevölkerung entsprochen. Die türkische Linke verharrte jedoch im Dogmatismus. In den sechzehn sowjetischen Republiken gab es nur eine Zentralpartei, die Bolschewistische Partei. China war eine halbe Kolonie und halbfeudal. Auch dort gab es nur die Avantgarde einer einzigen Partei, der Kommunistischen Partei China. Ständig wurde heruntergeleiert, eine halbe Kolonie könne nicht kolonialistisch sein.

Während der Demonstration wurde im HK-Block die Parole »Schluss mit der nationalen Unterdrückung des kurdischen Volkes« gerufen. Sie stand auch auf einem der Transparente. Die anderen Gruppen hatten ähnliche Parolen. Für sie war es ein Nebenwiderspruch, der mit der Revolution gelöst werden würde und nicht einmal als Minderheitenfrage behandelt wurde. Wie immer gab es auch Schilder mit der Aufschrift »Freiheit den Nationen, Einheit den Völkern«. Wir ergänzten diese Parole und riefen »Für eine freiwillige Einheit«.

Am meisten wurde jedoch »Staatssicherheitsgerichte schließen«, »Nicht Amerika, nicht Russland, für eine unabhängige Türkei« und »Werktätige, auf zum Generalstreik« gerufen. Wir begeisterten uns dafür ebenso sehr wie alle anderen. Vor allem die ArbeiterInnen reckten dabei die Fäuste in die Luft.

»Nieder mit der faschistischen Diktatur, nieder mit der Oligarchie!«

Auch diese Parole riefen wir mit. Als eine kurze Pause eintrat, riefen wir: »Nieder mit dem Kolonialismus!« Obwohl wir nur wenige waren, waren unsere Stimmen deutlich zu hören. Die Reihen vor und hinter uns setzten mit ein. Voller Freude wiederholten wir die Parole mehrmals. Die OrdnerInnen mit ihren roten Armbinden ge-

rieten in Hektik. Sie liefen umher und versuchten herauszufinden, an welcher Stelle des Demonstrationszuges diese Parole aufgebracht worden war. Einige riefen: »Diese Parole soll nicht gerufen werden. Es werden nur die vorher festgelegten Parolen gerufen.«

Es kam zu einer Diskussion mit den OrdnerInnen. »Wir sind Revolutionäre und Revolutionärinnen Kurdistans, wir haben unsere eigenen Parolen. Das ist doch eine sehr allgemeine und gleichzeitig wichtige Parole, ihr könnt uns nicht daran hindern, sie zu rufen.« Mit solchen Argumenten versuchten wir, die OrdnerInnen zu überzeugen. Sie hörten uns überhaupt nicht zu. Es kamen immer mehr OrdnerInnen hinzu, die Diskussion wurde hitzig. Haydar, Celal, Yüksel und ich sprachen mit verschiedenen Leuten.

Einer von ihnen sagte: »Das Vorbereitungskomitee hat beschlossen, dass nur die vorher bestimmten Parolen gerufen werden. Was soll das jetzt mit den Kurdistan-Revolutionären, ihr müsst euch schon an die allgemeine Ordnung halten.«

Sie drohten uns und die Stimmung wurde aggressiv. Die Polizei sah dabei zu. Ein Bekannter kam hinzu, nannte seinen Namen und sagte: »Es gibt einen allgemeinen Beschluss, an den wir uns alle halten müssen. Dieser Beschluss wurde von allen Organisationen gemeinsam gefasst und kann nicht einfach übergangen werden.«

Ich entgegnete: »Ihr verlangt von uns, dass wir unsere Forderungen nur zur Sprache bringen, wenn ihr es vorher genehmigt habt? Was hat das mit Revolution zu tun? So dürfen sich Revolutionäre einer Unterdrückernation nicht verhalten. Wir tun nur unsere Pflicht. Wir rufen alle allgemeinen Parolen gemeinsam mit euch. Auch der Parole ›Für eine unabhängige Türkei‹ haben wir uns angeschlossen. Ihr hingegen wollt ›Nieder mit dem Kolonialismus‹ verbieten und droht uns sogar, anstatt euch uns anzuschließen. Ihr habt den Chauvinismus einfach verinnerlicht.«

Einer der Ordner kam drohend auf mich zu und sagte: »Jetzt bist du zu weit gegangen.«

Dann griff auch noch die Polizei ein. Mein Bruder und andere hielten es nicht mehr aus. Es kam zu einem Gerangel. Voller Wut setzte ich wieder an: »Nieder mit dem Kolonialismus!« Andere fielen

mit ein und schließlich waren es wohl knapp hundert Personen, die die Parole wiederholten. Ich sagte zu den OrdnerInnen, die gegen uns vorgegangen waren: »Ihr könnt ja ›Es lebe der Kolonialismus‹ rufen. Ihr solltet euch schämen, ihr seid schlimmer als die Polizei.«

Ich empfand ihr Verhalten als unerträglich. Sie berieten sich miteinander und die Aufregung legte sich etwas. Eigentlich machten sie erst einen Schritt zurück, als auch ihre eigenen Kader die Parole riefen. Sie versuchten sie jedoch zum Schweigen zu bringen und sagten: »Was macht ihr da, wollt ihr eine Organisation innerhalb der Organisation gründen?« Unsere FreundInnen mahnten: »Lassen wir uns nicht weiter provozieren!« Ich war immer noch wütend: »Es ist mir egal, was sie machen, wir werden bestimmt nicht um Erlaubnis bitten, eine Parole rufen zu können. Sie haben doch kein Monopol auf diesen Platz, hier demonstrieren Revolutionäre!« Mein Bruder lief während der gesamten Demonstration neben mir. Arm in Arm riefen wir gemeinsam Parolen.

Der Streit hatte uns einander näher gebracht. Ab und zu blickte ich nach hinten. Ich kannte die meisten derjenigen, die mit uns »Nieder mit dem Kolonialismus« gerufen hatten. Darunter waren auch Baki, Haşim und Hasan Ali. Die Spaltung war von ihren eigenen Leuten hervorgerufen worden. Welche Logik steckte dahinter, diese Parole verbieten zu wollen? Es wurde erneut »Freiheit den Nationen, Einheit den Völkern« gerufen und wir antworteten darauf wieder mit »Für eine freiwillige Einheit!« Sie griffen uns nicht mehr an und wir provozierten sie nicht.

Um das Atatürk-Monument auf dem Platz der Republik waren überall Schilder mit Forderungen. Hier begann die Kundgebung. Es wurden Reden gehalten, die von Parolenrufen begleitet wurden. Wir riefen weiter unsere eigenen Parolen. Als ein Redner auf die Situation in Eritrea einging, rief Celal mit lauter Stimme: *»Bijî Tekoşîna Rizgariya Netewa Eritre!*[88] Aber warum seht ihr Kurdistan nicht, es liegt direkt vor eurer Haustür!«. Wir unterstützten ihn mit der Parole »Nieder mit dem Chauvinismus, Sozialchauvinismus!«. Unsere ein-

88 Kurdisch für: Es lebe der Befreiungskampf der eritreischen Nation

deutige Positionierung war vielleicht keine große Sache, aber sie war dennoch revolutionär.

Gegen Ende der Kundgebung kam Haluk vom Vereinsvorstand der HK gemeinsam mit Baki zu uns. Er versuchte zu erklären, was auf der Demonstration vorgefallen war: »Es war ein unschöner Vorfall. Wir haben davon nichts mitgekriegt und die Freunde haben euch nicht erkannt. Die DDKD haben sich nicht an der Aktion beteiligt. Die Freunde haben angenommen, es handele sich möglicherweise um eine geplante Provokation. Es ist das erste Mal, dass solche Parolen gerufen werden. Es stimmt, wir haben die Parole ›Nieder mit dem Kolonialismus‹ noch nicht in unser Programm aufgenommen, trotzdem war es nicht gut, wie darauf reagiert wurde. Wir haben für morgen eine Versammlung im Verein einberufen, auf der wir uns offiziell entschuldigen werden, aber ich möchte mich jetzt schon im Namen der Freunde entschuldigen.«

Wir freuten uns über diese Wendung. So verhielten sich RevolutionärInnen. Untereinander sagten wir: »Gut, dass dieser Vorfall keine größeren Ausmaße angenommen hat«. Auch mein Bruder freute sich sehr.

Es war gut, dass wir uns auf der Demonstration durchgesetzt und positioniert hatten. Wenigstens würde darüber diskutiert werden. Das Interesse an den Kurdistan-RevolutionärInnen war gestiegen, in positiver oder negativer Hinsicht.

Im Grunde genommen fürchtete die HK vor allem eine mögliche Spaltung in den eigenen Reihen. Sie behaupteten zwar, unsere Position zu respektieren, aber ihre Sorge galt in erster Linie der Tatsache, dass ihre eigenen kurdischen Kader sich nicht an den Beschluss der Organisation gehalten hatten. Vordergründig ging es um eine Parole, aber wichtiger noch war für sie die unterschiedliche Haltung ihrer Mitglieder. Entsprach die Parole nicht der politischen Linie, mussten diejenigen von ihnen, die sie gerufen hatten, zur Rede gestellt werden, da sie mit ihrem Verhalten eine »Organisation innerhalb der Organisation« schufen. Auch Baki war bewusst, wie ernst die Lage war. Über ihn hatten sie sich am meisten geärgert. Es hatte eine Entwicklung eingesetzt. Die Widersprüche, die aufgetreten waren, würden

die Auseinandersetzung mit der Thematik fördern. Vielleicht würde auch Baki endlich klarstellen, wo er stand.

Nachdem sich die Kundgebung aufgelöst hatte, gingen wir alle zusammen essen. Es war das letzte gemeinsame Essen mit meinem Bruder. Celal und Haydar aus Suruç waren auch dabei. Mein Bruder wollte unsere Diskussion vom Vortag fortsetzen. Dieses Mal sprachen wir in aller Ruhe. Wir wollten klären, was Glück, Liebe und Einheit bedeuteten.

»Ich habe vieles falsch gemacht. Als ich von Zuhause weggelaufen bin, hätte ich woanders hingehen müssen. Ich wollte mich aus den traditionellen Beziehungen lösen und bin dabei eine neue Beziehung eingegangen, die sich nicht von der vorherigen unterscheidet. Es war nicht einfach. Ich war auf der Suche und Baki hat mir nicht geholfen, sondern wollte die Situation ausnutzen. Ich wollte mich befreien, dabei bin ich von meinem Weg abgekommen, da ich alleine nicht zurecht gekommen bin. Auch die Reaktionen aus meinem Umfeld haben mich beeinflusst. Manchmal habe ich mich gegen alles und jeden gestellt, ohne an die Konsequenzen zu denken. Oft habe ich mich von meinen Gefühlen leiten lassen. Es war richtig, umzukehren, als ich merkte, dass ich in eine Sackgasse geraten war. Dabei sind Probleme aufgetreten. Aber es ist besser, bei einem Fehler zu reagieren und dabei den Schaden so weit wie möglich zu begrenzen. Dann bin ich aber erneut in eine Sackgasse geraten und der Preis war sehr hoch. Bei mir ist der Preis immer hoch. Mit meinen Methoden erreiche ich oft nur eine Zuspitzung der Probleme. Ich hätte zu dir nach İstanbul gehen oder in Ankara darauf bestehen können, bei den FreundInnen zu bleiben. Dann wären viele Schwierigkeiten gar nicht erst entstanden.«

Mein großer Bruder antwortete, er respektiere meine Entscheidung, niemand könne mich zu etwas zwingen und auch Baki müsse endlich eine aufrichtige Entscheidung treffen. Haydar sagte: »Wir werden auch nochmal ausführlich darüber sprechen. Es wird sich schon eine Lösung finden. Das Problem sollte nicht unnötig vertieft werden.«

Abends verabschiedete sich mein Bruder. Er wollte über Ankara nach Dersim fahren. In Ankara wollte er die FreundInnen treffen und in Dersim versuchen, unsere Familie zu besänftigen. Für mich

war es wichtig, dass mein Bruder Verständnis zeigte. Es war anzunehmen, dass sich der Rest der Familie an ihm orientieren werde. Durch seinen Besuch war mein Selbstvertrauen wieder gestiegen.

Ich kündigte meine Arbeitsstelle in Alsancak und begann in einer Weintraubenfabrik an der Straße nach Bornova zu arbeiten. Untätigkeit bekam mir nicht gut, außerdem war es auch eine finanzielle Frage. Manchmal hatte ich nicht einmal Geld für den Bus.

Am Tag nach der Demonstration gingen wir zu der angekündigten Versammlung im HK-Verein. Halit erklärte zunächst, der erste Teil der Versammlung sei offen für alle, später werde intern diskutiert. Danach sagte er: »Wie ihr alle wisst, hat eine Kundgebung stattgefunden, an der sich außer DDKD, *Kurtuluş* und TKP alle Fraktionen beteiligt haben. Die Aktion war als eine für alle antifaschistischen Kräfte offenstehende Großdemonstration geplant. Es war eine antifaschistische Kundgebung, an der sich Tausende Menschen beteiligt haben. Eine Bedrohung der faschistischen Machthaber, mit der die Staatssicherheitsgerichte angeprangert wurden. Vor diesen Gerichten werden Menschen des kurdischen und türkischen Volkes angeklagt, die ihr Leben dem revolutionären Prozess gewidmet haben. Der Staat unterdrückt das kurdische Volk, das kann keine revolutionäre Bewegung ignorieren. Als HK haben wir die nationale Frage in unser Programm aufgenommen und führen eine intensive Diskussion darüber. Unser Standpunkt dazu wird sehr bald detailliert veröffentlicht werden. Wir können auch mit den Freundinnen und Freunden darüber diskutieren.« – Damit meinte er uns. Er fuhr fort: »Unsere Kundgebung ist – abgesehen von ein paar kleineren Problemen – erfolgreich verlaufen. Es gab ein Vorbereitungskomitee, das aus Vertretern der beteiligten Gruppen bestand. Dieses Komitee hat seinen Willen während der gesamten Veranstaltung deutlich gemacht. Es wurden im Vorfeld Parolen festgelegt, die gemeinsam gerufen wurden. Außerdem haben die Gruppen ihre eigenen Parolen gerufen.« Er redete weiter und sprach dabei von »einigen kurdischen Freunden«. Es war nicht so, dass er den Namen unserer Gruppe nicht kannte. Vielmehr machte er damit deutlich, dass wir nicht als ernstzunehmende organisierte Kraft zählten.

»Einige kurdische Freunde haben ebenfalls eigene Parolen gerufen. ›Nieder mit dem Kolonialismus‹ ist keine falsche Parole, sie hat Allgemeingültigkeit. Ich will ganz offen sein: Unsere Freunde in Ankara haben diese Parole auch gerufen. Aber bei uns war es noch nicht zu einer Beschlussfassung gekommen. Der zentrale Beschluss hatte uns noch nicht erreicht. Daher haben wir diese Parole nicht verwendet. Das war auch richtig, denn so funktioniert unsere Organisation. Einige Freunde haben sich jedoch emotional verhalten und sozusagen eine Gruppe innerhalb der Gruppe gebildet. Diesen Freunden werden wir unsere Kritik an anderer Stelle übermitteln und uns dazu so positionieren, wie es notwendig ist. Dennoch war das Verhalten den kurdischen Freunden gegenüber nicht richtig. Die Ordner, die für die Kontrolle des Demonstrationszuges verantwortlich waren, hätten angemessener reagieren können. Wir glauben, dass unter denen, die heftig reagiert haben, auch Freunde aus der anderen Gruppe waren. Ich möchte mich im Namen der Freunde entschuldigen.«

Mit dieser Ansprache war der erste Tagesordnungspunkt der Versammlung vorgetragen. Auch wir meldeten uns zu Wort. Wir erinnerten an die Aufgaben von RevolutionärInnen der Unterdrückernation, verwiesen auf unsere Erwartungen und erklärten unseren Wunsch nach Solidarität. Die DDKD kritisierten wir dafür, dass sie sich nicht an der Aktion beteiligt hatten, ihre Klasseneigenschaften bewahrten und somit nicht die Revolution Kurdistans repräsentierten, weshalb wir gegen ihren kleinbürgerlichen Nationalismus kämpfen würden. Die Versammlung verlief ohne irgendwelche negativen Zwischenfälle. Unter uns waren wir uns einig, dass diese Zusammenkunft unabhängig von dem Zweck, den die HK damit verfolgte, ein positiver Schritt war.

Es war jedoch wieder Baki, der einen merkwürdigen Beitrag leistete: »Auch ich kritisiere das Verhalten gegenüber den nationalen Freunden. Diese Versammlung ist positiv. Dazu habe ich nicht viel mehr zu sagen. Zu meinem Verhalten auf der Demonstration möchte ich jedoch festhalten, dass es wirklich rein emotional war. Objektiv gesehen stimmt es, dass wir damit eine ›Gruppe innerhalb der Gruppe‹ gebildet haben. Es widerspricht unserer Satzung, die Parole ›Nieder mit dem Kolonialismus‹ zu rufen, solange die Diskussion über

die nationale Frage nicht abgeschlossen und noch kein Beschluss gefasst ist. Ich selbst finde die Parole nicht falsch und ich glaube, dass es einen positiven Beschluss dazu geben wird.«

War es wirklich notwendig, eine solche Erklärung abzugeben? Ohnehin war doch zu Beginn angekündigt worden, dass eine interne Diskussion stattfinden werde. Welche Ehre versuchte Baki jetzt zu retten? Sein Verhalten in diesem Moment machte mich fürchterlich wütend. Was wollte er damit erreichen? ›Ich habe mich emotional verhalten und eine Parole gerufen‹ – was für ein Unsinn! Ging es denn nur darum, sich an eine Satzung zu halten? War das die politische Ethik von Baki und seinen Genossen? Fernab von der Realität des eigenen Volkes waren sie losgezogen, aber wohin sie gingen, war unklar. Sie hatten dem Volk den Rücken zukehrt, das war ihre Ethik und ihre Revolution. Sich für eine Sache an einem Ort und zu einer Zeit einzusetzen, wenn es am nötigsten war, hielten sie für unmoralisch!

Es war nicht akzeptabel, welche Formen das Denken, Fühlen und Handeln der RevolutionärInnen der Unterdrückernation auf sozialchauvinistischer Grundlage annahmen. Was hatten sie schon zu verlieren? Ihre Karriere? Nein, denn sie waren es doch, die jede grobe Arbeit übernahmen. Sie waren es, die mit pragmatischem Denken dazu gebracht wurden, überall tätig zu sein und gleichzeitig kaum Beachtung fanden. Es ging ihnen nicht um ihre Karriere. Warum waren sie so duckmäuserisch, woher kamen ihre Befürchtungen und Sorgen? Es war einfach sehr schwer zu begreifen.

Wir hielten uns nicht lange im Verein auf. Es machte keinen Sinn, noch zu bleiben und sich diesen Unsinn anzuhören. Bevor wir aufbrachen, führten wir unter uns ein Gespräch, um die Lage zu bewerten. Alle waren der Meinung, die Versammlung sei gut gelaufen. Immerhin fand eine Diskussion über andere Inhalte statt. Das war eine positive Entwicklung. Darüber hinaus sahen wir auch die Widersprüche, die sie untereinander hatten. Es war normal, dass sie diese intern klären wollten. Baki und die anderen wollten vermutlich abwarten, wie der offizielle Standpunkt ihrer Organisation zur Frage der nationalen Befreiung sein werde. Haydar meinte: »Vielleicht kommt es zu einer gesammelten Abspaltung. Baki hat sich politisch verhalten.«

Ich war anderer Meinung, schließlich kannte ich Baki recht gut. Bevor wir auseinander gingen, beschlossen wir dennoch, den Kontakt zur HK zu halten.

arbeiterwiderstand und erster hungerstreik

Durch die Auseinandersetzungen und Widersprüche, die ich in İzmir erlebte, gewann ich Erfahrungen. Fern von meinem Land und abgeschnitten von meiner Organisation sah ich mich gezwungen, beide unter allen Umständen entsprechend meiner Möglichkeiten zu verteidigen. Ich fühlte mich als Teil der Organisation und mischte mich überall ein. Mit einigen von denen, die in der HK »eine Gruppe innerhalb der Gruppe« gebildet hatten, traf ich mich in İnciraltı oder an anderen geeigneten Orten, um gemeinsam zu lesen und zu diskutieren. Die meisten stammten aus Dersim. Ich lernte in dieser Zeit viel dazu. Durch das Lesen, die Recherche und die Diskussionen wurde mein theoretisches Wissen etwas systematischer. Es reichte jedoch noch nicht aus, um es zum Nutzen der Bewegung umzusetzen.

Dann erschien endlich die lang angekündigte Stellungnahme der HK zur nationalen Frage in ihrer Zeitschrift. Baki hatte mir bereits illegale Broschüren zum Lesen geben. Die offizielle Version in der Zeitschrift war noch enger gefasst. Eine weiterführende Diskussion konnte sich daraus nicht entwickeln. Die Kritik an der HK hatte jetzt jedoch eine konkrete Grundlage. Die HK sah vor, die nationale Frage über ein Referendum zu lösen. Sie bezog sich dabei auf das Beispiel von Schweden und Norwegen. Es war wie die Herausgabe einer Fatwa über ein totes Kurdistan. Ein Volk, das die eigene Versklavung als Schicksal betrachtete, dazu aufzufordern, selbst zu entscheiden, ob es die Freiheit vorzog, widersprach vollkommen der gesellschaftlichen Realität.

Es war wie ein Schlag gegen den Geist des Sozialismus. Die RevolutionärInnen der Unterdrückernation erhielten damit einen sozialchauvinistischen Freibrief. In Vereinen, Wohnungen und Universitäten wurde viel darüber diskutiert. Baki begann in dieser Zeit, sich auf seine kurdische Ehre zu besinnen. Auch innerhalb der HK setzte er die Diskussion fort. Gleichzeitig versuchte er herauszufinden, wie

ernst es mir mit ihm war, und behauptete, eine engere Beziehung werde eine guten Einfluss auf ihn haben. Bevor die Frist, die ich ihm gesetzt hatte, abgelaufen war, zogen wir wieder zusammen. Mehmet Ali, mein Onkel, İbo und Meto kamen zu Besuch. Wir mieteten zwei Zimmer in einer Wohnung einer Familie aus Ovacık in Nergiz. Ein Zimmer nutzten sie selbst, der Rest war Gemeinschaftsbereich. Es war kostengünstiger für uns und gleichzeitig blieben wir unauffällig. Die Wohnung war ziemlich leer, sah von außen jedoch luxuriös aus.

Unsere neuen MitbewohnerInnen waren zwei junge Mädchen, Sakine und Zahide, und ihr jüngerer Bruder. Ihre Eltern lebten in Deutschland. Zahide sympathierte mit der TİKKO. Aus diesem Grund behandelte İbo sie wie eine Stammesangehörige. Sakine, die jüngere Schwester, interessierte sich nicht besonders für Politik. Kurze Zeit arbeiteten wir zusammen in der Weintraubenfabrik. Es war dort sehr schwer, die ArbeiterInnen zu organisieren. Ich war entschlossen, einen Arbeitsplatz zu finden, an dem ich mich an die Spitze des Arbeiterwiderstandes stellen könne. Diese Idee verfolgte ich mit Leidenschaft und großer Begeisterung.

Schließlich fand ich eine Stelle in einer Fabrik am Weg nach Bornova, die meinen Vorstellungen entsprach. Ich fing gemeinsam mit Gülsüm von der HK an, dort zu arbeiten. Meistens war es Baki, der mir einen Arbeitsplatz vermittelte, da er immer wusste, wo ArbeiterInnen gesucht wurden und ob es dort möglich war, den Widerstand zu organisieren. Die Fabrik war eine deutsch-türkische Gemeinschaftsproduktionsstätte mit gut funktionierenden Arbeitsabläufen. Im Ankleideraum gab es Spinde für alle. Wir banden uns weiße Schürzen um und setzten eine weiße Kopfbedeckung auf, bevor wir an unseren Arbeitsplatz gingen. Die Teepause dauerte zwanzig Minuten, die Mittagspause fünfundzwanzig Minuten. Wir rannten jedes Mal, um einen guten Platz in der Schlange vor der Essensausgabe zu bekommen, und schlangen unser Essen herunter. Die Letzten wurden nie satt, weil ihnen keine Zeit zum Essen blieb. Für das gesamte Personal gab es nur eine Kantine. Auch das war neu für mich. In den anderen Fabriken, in denen ich gearbeitet hatte, hatte ich nicht einmal gewusst, wo und was die Leute aus der Chefabteilung aßen.

Mit der Zeit erfuhr ich, welche Kader welcher Gruppen in der Fabrik arbeiteten. Es waren Frauen und Männer der TKP und der TİKKO, aber vor allem der HK. Wir sprachen über die Fehler, die bei der Organisierungsarbeit in anderen Fabriken gemacht worden waren, um eine Wiederholung zu vermeiden.

Jeden Morgen rannte ich von der Wohnung in Nergiz bis zur Hauptstraße, um den Werksbus nicht zu verpassen. Mir gefiel mein neuer Arbeitsplatz viel besser als alle anderen zuvor. Ich hatte mit Ümran, Gülistan, Mahmure und anderen revolutionären Arbeiterinnen ein gemeinsames Ziel: Widerstand! Mahmure war eine bulgarische Einwanderin. Mit ihren blonden Haaren und blauen Augen war sie eine hübsche, anziehende junge Frau. Außerdem war sie talentiert. Sie arbeitete schon länger in der Fabrik und hatte es bis zur Vorarbeiterin gebracht. Das hat viele Vorteile. Wir gingen davon aus, dass wir nicht sofort auffliegen würden, wenn wir uns vorsichtig verhielten. Die HK-Gruppe hatte kein gutes Verhältnis zu den TKP`lerInnen. Nesrin von der TKP zum Beispiel war nicht radikal. Ihre Vorstellungen von einem gewerkschaftlichen Kampf spiegelten sich in ihrem Umgang mit uns wider. Sie nahm kaum Kontakt zu uns auf und legte übertrieben Wert auf Konspirativität. Das eigentliche Problem war jedoch ihre Auffassung von Widerstand.

In dem Bereich, in dem ich arbeitete, wurden Stoffe zusammengenäht und in Form gebracht. Danach wurden sie verkaufsfertig verpackt. Jeder Bereich wurde von VorarbeiterInnen kontrolliert. Das Arbeitssystem ließ uns keine freie Minute. In Reihen wurde jeweils ein weiteres Stück Stoff angenäht und umgehend an den nächsten Tisch weitergegeben. Alle ArbeiterInnen erhielten den Lohn, der ihnen für acht Stunden Arbeitszeit zustand. Überstunden wurden extra berechnet. Nach einer Weile wurde das System jedoch geändert und eine Vergütung nach Stückzahl eingeführt, wodurch die ArbeiterInnen in einen Konkurrenzkampf gerieten. Alle strengten sich an, um die Stückzahl zu erhöhen. Aber auch die Qualität war wichtig, weil der Tageslohn gekürzt wurde, wenn man schlechte Arbeit vorlegte. Der Lohn wurde wochenweise ausgezahlt. Es waren meistens zwischen zweihundertfünfzig und dreihundert Lira, mehr nicht.

Die ArbeiterInnen waren Mitglieder der Gewerkschaft Teksif, die dem Gewerkschaftsverband Türk-Iş angehörte. Beim Lohn gab es so viele Abzüge für Gewerkschaft, Versicherung, Essen und anderes, dass kaum noch etwas übrig blieb. Manche ArbeiterInnen waren schon seit zehn Jahren in der Fabrik. Mit den Arbeitsbedingungen war niemand zufrieden. Für das Essen war nicht einmal eine halbe Stunde Zeit. Die ArbeiterInnen rackerten sich ab und die Chefs profitierten davon. Die VorarbeiterInnen bekamen ein »Schweigegeld«. Wie bei meinen anderen Arbeitsstellen zuvor, spielten sie auch hier die Rolle von »Mini-Chefs«. Es gab aber auch welche, die sich an der Organisierungsarbeit beteiligten. Das erfuhr ich in den kurzen Tee- und Mittagspausen.

Ein Teil der ArbeiterInnen war offen für eine Politisierung. Ihnen waren die Probleme bewusst und die allgemeine Arbeiterbewegung hatte Eindruck bei ihnen hinterlassen. Es war nicht besonders schwierig, mit ihnen in Kontakt zu treten. Ich machte viele neue Bekanntschaften. Die meisten hatten das Wort Kurdistan noch nie gehört.

Den in der Fabrik tätigen Kadern erzählte ich offen, dass ich es als kurdische Revolutionärin als meine Aufgabe betrachtete, zum Arbeiterwiderstand beizutragen und bereit sei, alles Notwendige dafür zu tun. Mein Ziel war weniger, die ArbeiterInnen im Namen der Kurdistan-RevolutionärInnen zu organisieren, sondern vielmehr zu erreichen, dass sie sich in Anbetracht ihrer eigenen Probleme gegen die Herrschenden stellten. Dabei wollte ich ihnen auch die Realität des kurdischen Volkes näherbringen und ein Bewusstsein für Solidarität entstehen lassen. Das sagte ich den FreundInnen von den anderen Organisationen: »Lasst uns diese Arbeit gemeinsam entsprechend dieser Prinzipien machen.« Ich bezweckte damit auch, den Einfluss des Sozialchauvinismus zu bekämpfen und sie an ihre Pflichten zu erinnern. Natürlich richteten sich alle nach den jeweiligen Standpunkten ihrer Gruppen. Dennoch überraschte sie meine Herangehensweise und brachte Einzelne dazu, solidarisch mit mir zusammen zu arbeiten.

Die Voraussetzungen für die Organisation eines Streiks waren nicht schlecht. Jetzt ging es darum, die allgemeine Unzufriedenheit

in die richtigen Bahnen zu lenken. Dabei mussten die Interessen aller ArbeiterInnen berücksichtigt und zumindest ein Großteil von ihnen überzeugt werden. In einigen Fabriken hatten StreikbrecherInnen verhindert, dass das politische Ziel des Streiks erreicht wurde. Die Klasseneigenschaften der beteiligten Gruppen sowie ihr Blickwinkel auf den gewerkschaftlichen Kampf und den Arbeiterwiderstand spielten dabei eine maßgebliche Rolle.

Wie überall sonst auch machten sich in den Fabriken die Widersprüche der linken Gruppen untereinander bemerkbar. Anstatt nach Gemeinsamkeiten zu suchen, lehnten sie sich gegenseitig ab und vertieften ihre ideologischen Unterschiede. Dadurch wurde die quantitative Stärke der ArbeiterInnen gespalten und es entstand Unsicherheit. Es ging dann nicht mehr darum, den Massen ein Bewusstsein über ihre Probleme zu vermitteln, sie zu organisieren und in Bewegung zu versetzen, sondern nur noch um ökonomische Forderungen. Die politischen Ziele beschränkten sich auf Parolen. Wie immer wetteiferten sie miteinander um eine zahlenmäßige Überlegenheit. Gegen mich konnten sie nicht so vorgehen, da ich von Anfang an deutlich gemacht hatte, dass es mir um Solidarität und einen gemeinsamen Kampf ging. Ich beteiligte mich an allen Aktivitäten mit größerem Eifer als sie selbst. Daher waren sie mir gegenüber milde gestimmt, mein Ansehen und meine Beliebtheit stiegen.

Normalerweise trafen wir uns am Wochenende, um die Lage zu bewerten. Ich nahm nicht direkt an ihren Versammlungen teil, aber sie diskutierten mit mir die gleichen Inhalte. Manchmal luden sie mich auch zu ihren Treffen ein. Dann wurde die politische Arbeit in der Fabrik bewertet und das künftige gemeinsame Vorgehen festgelegt. Unsere Schwerpunkte waren zunächst die Mitgliedschaft der ArbeiterInnen in der Textilgewerkschaft des Gewerkschaftsverbandes DİSK, Betriebsratswahlen und ähnliches. Die Gruppen hatten auch eigene Kader in den Gewerkschaften, mit denen wir uns koordinierten.

In dieser Zeit bekam ich unerwarteten Besuch. Ich wartete zwar darauf, dass die FreundInnen mit mir Kontakt aufnahmen, hatte mir jedoch nicht ausgemalt, dass Şahin Dönmez deshalb nach İzmir kommen werde. Er wartete mit Haydar aus Suruç vor der Fabrik auf

mich. Ich war gerade damit beschäftigt, am Tor Unterschriften für den Beitritt zur Textilgewerkschaft zu sammeln. Ein Arbeiter sagte mir, für mich sei Besuch gekommen. Sie waren nicht weit entfernt und als ich mit den Augen die Umgebung absuchte, erkannte ich die beiden. Sofort gab ich Papier und Stift an eine andere Freundin weiter und ging zu ihnen.

Ich zeigte meine Freude offen. Das Eintreffen eines Freundes aus Kurdistan bedeutete, dass jetzt eine direkte Verbindung hergestellt war. Mit dem Bus fuhren wir zu der Wohnung in Nergiz. Als Şahin das Gebäude von außen sah, meinte er: »Recht luxuriös, eure Wohnung«. Drinnen erlebte er jedoch eine Enttäuschung, da er ein voll ausgestattetes Appartment erwartet hatte. Auf dem Boden lag ein Stück eines alten, ausgetretenen Teppichs, daneben einige Matratzen. Er zog seine erste Einschätzung zurück und sagte: »Es ist wohl doch eher eine Arbeiterwohnung, sie sieht aus wie eine Junggesellenbude.«

Haydar hatte ihm bereits von unseren Kontakten und Tätigkeiten erzählt. Während unserer Unterhaltung deutete er mehrmals an, dass er darüber Bescheid wisse. Er berichtete uns von den Entwicklungen im Land und sagte, täglich beteiligten sich mehr Menschen an der politischen Arbeit. Die FreundInnen seien in Antep, Batman, Urfa, Mardin, Dersim, Kars und Diyarbakır tätig. Als er erzählte, dass vor allem viele junge Menschen von anderen Gruppen zu uns wechselten, brachte ich sofort die Widersprüche innerhalb der HK ins Gespräch und teilte ihm mit, dass ein Gespräch mit einigen von ihnen die Wahrscheinlichkeit eines Übertritts zu uns erhöhen könne. Ich nannte die Namen von Haşim und einigen anderen.

Şahin fragte nach Alişan und Hüseyin Demir. Ich kannte sie noch aus der Zeit, als wir in den staatlichen Unterkünften in Dersim gelebt hatten. Sie gehörten zu den verknöcherten Kadern der HK. »Wenn aber Haşim zu uns wechselt, können wir auch diese Familie beeinflussen«, sagte ich. Ich erwähnte auch den Bruder des Freundes Mazlum sowie Yüksel und ihre Familie. Meine eigenen Widersprüche mit Baki sprach ich nicht weiter an. Şahin fragte Baki direkt: »Was macht İbrahim? Und du, bist du immer noch ein Anhängsel der HK?« Baki antwortete ausweichend: »Als Anhängsel würde ich

mich nicht bezeichnen. Wir diskutieren eben, vor allem mit Sakine habe ich viel diskutiert. Eigentlich gibt es viele Gemeinsamkeiten. Eine getrennte Organisierung ist dabei kein Hindernis, wir können darüber diskutieren.«

Ich hatte keine Lust, dieses Thema erneut aufzuwärmen. Baki würde nur die gleiche Leier wiederholen und Şahin würde davon ausgehen, er könne Baki für uns gewinnen, ohne die Hintergründe zu begreifen. Als Şahin schließlich meinte, er wolle ausführlich diskutieren, bekam Baki schlechte Laune. Während wir das Essen zubereiteten, sagte Baki, Şahin gefalle ihm nicht sonderlich, er verhalte sich provokativ und es sei nicht davon auszugehen, dass er unsere Beziehungsprobleme objektiv betrachten werde. »Wir sollten uns lieber gegenseitig vertrauen und unsere Probleme selbst lösen. Die Einmischung von anderen ist selten konstruktiv«, fügte er hinzu. Ich wurde wütend und entgegnete: »Du kannst dich meinen Freunden und Freundinnen gegenüber nicht von deinen Vorurteilen leiten lassen. Du hast auch viele von deinen Leuten mitgebracht und ich habe mit ihnen diskutiert. Ich möchte über alles mit meinen Leuten reden und ich will, dass sie von den Problemen zwischen uns wissen.« Baki beendete unser Gespräch, indem er sagte: »Wie du meinst.« Sein Unwohlsein war ihm anzumerken.

Ich sprach allein mit Şahin. Angefangen mit meiner Zeit in Dersim erzählte ich ihm in allen Einzelheiten, was ich erlebt hatte. Zwischendurch versuchte er, das Thema zu wechseln, aber ich ließ es nicht zu: »Bitte hör mir zu, ich möchte alles erzählen, weil ich will, dass ihr wisst, wie ich diese Zeit verbracht habe. Es ist gut, dass du gekommen bist. Ich habe mich entschieden, ins Land zurückzukehren. Wärst du nicht gekommen, wäre ich selbst gekommen. Jetzt gibt es noch diese Arbeit in der Fabrik. Ich hatte meine Tasche schon gepackt und nur auf eine passende Gelegenheit gewartet. Aber ich wusste nicht, wohin ich gehen sollte. Ich dachte daran, vielleicht zunächst nach Ankara zu fahren und über die Vermittlung der FreundInnen dort ins Land zu gehen. Mir reicht es hier, es ist sehr mühsam, immer wieder zu glauben, das Problem sei gelöst und dann die gleichen Schwierigkeiten noch einmal zu erleben.«

Meine Worte überraschten Şahin. Er habe nicht gewusst, in welche Widersprüche ich verstrickt sei und dass ich ins Land gehen wolle, sagte er. Meine Haltung bezeichnete er als »im Allgemeinen positiv«. Dann fügte er hinzu, wir könnten Baki »gewinnen«. Allerdings machte er dabei keinen überzeugten Eindruck, sondern schien eher davor zurückzuschrecken, sich in unsere Beziehung einzumischen. Schließlich erklärte er: »Wir reden später ausführlich darüber, wir werden zu einer Entscheidung kommen.« Damit war das Thema abgeschlossen. Ich ahnte bereits, dass es ihm mehr darum ging, eine Entscheidung zu verzögern. War eine Trennung denn so abwegig für ihn? Meine Gründe dafür waren offenkundig. Ich wollte mich wegen ideologischer Unstimmigkeiten trennen. Das war anscheinend sehr ungewöhnlich.

Am kommenden Morgen sprach Şahin eine Weile mit Baki. Baki teilte ihm seine Befürchtungen mit, woraufhin Şahin meinte: »Nein, wir wollen niemanden dazu bringen, sich zu trennen. Die Freundin ist hier, sie muss selbst eine Entscheidung treffen. Im Gegenteil, wir wollen dich gewinnen.«

Abends fand in İnciraltı eine Diskussion über das Thema Sozialimperialismus statt. Die Veranstaltung war von *Dev-Genç* und HK organisiert, aber es wollten sich auch alle anderen Gruppen daran beteiligen. Als Redner waren die Verantwortlichen beider Gruppen aus Ankara angereist. Es wurde eine sehr ausführliche Diskussion erwartet.

Şahin wollte nicht, dass ich in die Fabrik ging, aber in Gedanken war ich die ganze Zeit dort. Eigentlich hatte der Widerstand bereits begonnen. Zwar standen die Maschinen noch nicht still, aber der Anfang war gemacht. Es wurden Unterschriften für die Wahl einer Arbeitervertretung gesammelt. Die anderen FreundInnen arbeiteten intensiv an der Vorbereitung. Für mich fühlte es sich jetzt so an, als hätte ich mich von dem Widerstand abgesetzt. Unentwegt dachte ich darüber nach, wie die anderen es wohl auffassten, dass ich nicht erschienen war. Ich begriff auch nicht, wie Şahin mich so lässig daran hindern konnte. Es war nicht richtig, aber ich widersprach nicht.

Abends machten wir uns auf den Weg zur Versammlung. Der Kampus in İnciraltı war groß, der Versammlungsraum zum Bersten

gefüllt. Die Versammlung fing nachmittags um vier Uhr an. Der erste Redner war von *Dev-Genç*. Weitschweifig sprach er über den modernen Revisionismus und ging dabei auf die Oktober-Revolution, die Stalin-Ära, auf Breschnew und Chruschtschow ein. Während seiner Rede musste ich daran denken, wie der Freund Mazlum uns in der Pension der Lehrerschule in Dersim vom modernen Revisionismus erzählt hatte. Er war auf die Klassengrundlagen eingegangen. Es war keine Klassenherrschaft, sondern eine verdrehte Form des Marxismus. An diesen Punkten ähnelten sich beide Schilderungen.

Der HK-Vertreter machte ebenfalls sehr umfassende Ausführungen und verwendete viele Zitate. Die Veränderungen in der Sowjetunion definierte er als Sozialimperialismus. In seinem Redebeitrag kritisierte er seinen Vorredner, ging auf verschiedene Fragen ein und las Zitate vor, um die Richtigkeit seiner Analyse zu belegen.

Die Nacht war schon halb vorbei. Die Diskussion verlief hitzig. Es meldeten sich viele der Teilnehmenden zu Wort. Ich machte mir Notizen. Ab und zu blickte ich Şahin an, da ich erwartete, dass er aufstand und etwas sagte. Die nationale Frage wurde thematisiert. Ich freute mich darüber. Es waren viele junge Menschen anwesend und die Atmosphäre sehr geeignet, um auf das Thema Kurdistan einzugehen und unsere Ideologie vorzutragen. Ohnehin wurde die kurdische Frage abgesehen von gegenseitigen Schuldzuweisungen nicht erläutert. Beide Gruppen betrachteten das Misak-i Milli-Abkommen als legitim. Begriffe wie »unterdrückte Nation«, »Volk« und »Staat« legten sie beliebig aus. Der HK-Vertreter sagte: »Kurdistan besteht aus vier verschiedenen Teilen, die sich unterschiedlich entwickelt haben. Da kann man nicht von einer Nation sprechen. Von was für einer Nation sprechen wir überhaupt? Jeder Teil muss sich gemeinsam mit der Nation, an die er gebunden ist, organisieren und kämpfen. Nur so kann er sich befreien.« Der *Dev-Genç*-Vertreter sprach von einer neuen Kolonialisierung und erklärte, in unserem Zeitalter gebe es keine klassischen Kolonien mehr. Dann redete er von der im Staat integrierten kurdischen Bourgeoisie, die die Qualität nationaler Kompradoren habe. In Kurdistan gebe es objektiv keine Bedingungen für eine Revolution und somit auch keinen revolutionären Aufbruch: »Auch wenn einige kleine, bür-

gerliche Gruppen behaupten, in Kurdistan müsse es eine eigene Organisierung geben – in der Praxis ist das unmöglich. Dennoch sollten wir sie beobachten und uns nicht gleich gegen sie stellen, sondern lediglich ihren nationalistischen Charakter anprangern.«

Der HK-Vertreter nahm Bezug auf Lenin und erklärte: »Man kann sie unterstützen, selbst wenn sie nationalistisch sind.« Es war zum Schreien! Selbst eine national-bürgerliche Führung könne unterstützt werden, aber eine proletarische Führung konnten sie sich nicht vorstellen. Diese Linken waren einfach merkwürdig, sie benutzten Lenin, um sich selbst zu bestätigen.

Ich sagte zu Şahin: »Sag doch etwas, melde dich zu Wort! Sie wollen die nationale Frage auf diese Weise abhandeln. Wir sind diejenigen, die an diesem Punkt etwas zu sagen haben.« Er beachtete mich nicht. Ich konnte es nicht glauben und wiederholte: »Nun steh doch schon auf und sag etwas, jetzt ist genau der richtige Moment. Die Leute warten darauf, dass wir uns äußern. Wir sollten eine Antwort geben.« Auch Haydar stimmte mir zu, aber Şahin blieb sitzen und kümmerte sich nicht um uns.

Innerlich fluchte ich. Ich hielt es nicht mehr aus und meldete mich schließlich selbst zu Wort. Gleichzeitig stand ich auf. Wütend und aufgeregt begann ich zu sprechen, aber selbst ich verstand nicht wirklich, was ich da redete. Da ich so spontan aufgestanden war, waren viele Leute neugierig, was diese Frau wohl zu sagen hatte. Ich war wütend, sowohl auf die Vorredner als auch auf Şahin. Auf ihn war ich sogar noch wütender und ich sprach mit lauter Stimme.

Ich sagte, dass beide Gruppen die nationale Frage falsch bewerteten. Sie betrachteten diese Frage als Nebensache, die als ein Programmpunkt von vielen abgehandelt werden könne, und legitimierten mit ihrer Analyse das *Misak-i Milli*-Abkommen. Dies stehe jedoch im Widerspruch zum Geiste des Internationalismus und den revolutionären Pflichten. Das Volk Kurdistans werde über sein Schicksal selbst bestimmen und die Kurdistan-RevolutionärInnen sich gemäß der in Kurdistan herrschenden Bedingungen organisieren, ob ihnen das passe oder nicht.

Ich redete nicht sehr lange, dennoch tat es mir gut, wenigstens mit ein paar Sätzen die falschen Ansätze der anderen Gruppen zu kritisie-

ren und unsere Position auf einer Versammlung wie dieser vorzutragen. Şahin blickte mich eisig an und sagte: »War das jetzt notwendig? Ich habe bewusst nichts gesagt. Was nützt es denn, mit diesen Typen zu reden, sie verstehen es ja doch nicht. Nun ja, lasst uns gehen.«

Haydar hingegen blickte mich erfreut an und nickte mir zu, als wolle er sagen: »Gut gemacht!« Ich war immer noch verärgert. Şahin war ein verantwortlicher Kader, warum hatte er nichts gesagt, obwohl es notwendig gewesen wäre? Tagelang beschäftigte mich diese Frage und mein Verhältnis zu ihm kühlte sich durch diesen Vorfall merklich ab. Natürlich missfiel ihm die Sache auch. Wieso nahm ich mir heraus zu sprechen, wenn er es vorzog zu schweigen? Daran hatte ich anfänglich auch gedacht, aber schließlich hatte er ja nicht reden wollen.

Wenn eine Aufgabe nicht erfüllt wird, weil man dies von jemand anderem erwartet, bedeutet das, die Unterlassung des anderen gut zu heißen. Als RevolutionärIn darf man so nicht handeln. Die Kurdistan-RevolutionärInnen taten, was andere unterließen. Auch wenn ich belächelt und nicht ernst genommen wurde, war es dennoch richtig gewesen, mich in die Diskussion einzumischen, anstatt die falschen Analysen unbeantwortet stehen zu lassen.

Die Versammlung dauerte bis morgens um vier Uhr, also insgesamt zwölf Stunden. Als wir nach Hause kamen, war es bereits hell. Mich erwarteten zwei Kolleginnen. Aufgeregt erklärten sie, ich müsse unbedingt zur Fabrik kommen, da meine Abwesenheit sich negativ auf den Widerstand auswirke und ich außerdem von den ArbeiterInnen zur Vertreterin gewählt worden sei. Notgedrungen sagte ich, ich sei krank gewesen und deshalb nicht gekommen. Ich wusste ja selbst, dass es falsch gewesen war, nicht zu gehen. Aber ich hatte mich für eine Sache entscheiden müssen und Şahin Dönmez gehörte zu den Führungskadern meiner Organisation. Daher musste ich auf ihn hören. Eigentlich wäre es seine Aufgabe gewesen, mich dazu aufzufordern, meine politische Arbeit in der Fabrik fortzusetzen. Ich fühlte mich schuldig, da ich die ArbeiterInnen alleine gelassen hatte. Alles lief verkehrt! Ich wünschte, Şahin wäre früher oder später gekommen, aber nicht gerade jetzt. Heute sollte auch noch ein Treffen stattfinden, an einer passenden Stelle am Meeresufer in İnciraltı. Auf

dem Weg zur Versammlung hatte Şahin mit der Hand auf diesen Ort gezeigt und gesagt: »Hier soll es sein.«

Ich bat meine beiden Kolleginnen herein. Sie waren Revolutionärinnen und gehörten zu den Organisatorinnen des Widerstands in der Fabrik. Ich erklärte ihnen, dass ich dringend etwas zu erledigen habe und spätestens morgen wieder kommen werde. Es war mir peinlich. Sie entgegneten: »Die Arbeiter haben uns gesagt, wir sollten dich unbedingt mitbringen. Alle haben sich Gedanken um dich gemacht, einige haben sogar befürchtet, du wärest festgenommen worden.« Ich antwortete, es täte mir leid und sie müssten mir glauben, dass ich am kommenden Tag auf jeden Fall anwesend sein werde. Leicht verärgert gingen sie schließlich. Seufzend meinte ich zu Şahin: »Wenn du nicht wärst, wäre ich hin gegangen, es hätte auch unsere anderen Arbeiten nicht beeinträchtigt. So kurz vor Beginn des Streiks nicht zu erscheinen, ist nicht gut. Schließlich habe ich dort Aufgaben übernommen und die Arbeiter sind leicht zu beeinflussen, sie dürfen ihr Vertrauen nicht verlieren.« Şahin reagierte gleichgültig: »Lass es gut sein. Du hast doch selbst gesagt, dass du nach Kurdistan gehen willst. Den Arbeiterstreik können doch andere machen.«

Wir fuhren also nach İnciraltı. Insgesamt waren wir sieben Personen, darunter auch Yüksel. Şahin begann zu sprechen: »Der Feind tut alles, um uns zu spalten und in alle Richtungen zu verstreuen, aber schaut, jetzt sind wir hier schon zu siebt zusammen gekommen.« Es war unsere erste offizielle Versammlung in İzmir. Wir waren sieben Personen und wir waren glücklich. Şahin führte weiter aus, was er uns bereits zu Hause erzählt hatte. Dann sagte er: »Wir werden künftig in İzmir und anderen Metropolen organisiert arbeiten. Es gibt viele kurdische Jugendliche hier, die wir organisieren müssen.«

Ich musste an die gestrige Versammlung denken. Sein Verhalten dort war mir immer noch unbegreiflich. »Wenn es darum geht, die jungen Menschen aus Kurdistan zu organisieren, warum hast du gestern nichts gesagt, als so viele von ihnen anwesend waren?« Das dachte ich jedoch nur und sagte es nicht laut. Ich hatte ein merkwürdiges Gefühl Şahin gegenüber. Es gelang mir einfach nicht, ihn zu mögen. Bei manchen Menschen entsteht beim Kennenlernen sofort

ein herzliches Verhältnis und man verspürt Zuneigung und Achtung. Şahin dagegen wirkte abstoßend auf mich. Bei diesem Gedanken schämte ich mich, als hätte ich heimlich etwas verbrochen. Unter GenossInnen durfte es doch solche Antipathien nicht geben! Ohne davon überzeugt zu sein, unterdrückte ich meine negativen Gefühle ihm gegenüber.

Nach der einleitenden Rede von Şahin stellten wir Fragen. Vor allem wollten wir wissen, wie wir zur kurdischen Linken standen. Wir berichteten von unseren Diskussionen mit den DDKD und fragten nach dem Verhältnis der Organisation zur Gruppe *Özgürlük Yolu.* Diese behandelte in ihrer Zeitschrift vor allem die These vom Einzug des Kapitalismus in Kurdistan, und wir wollten wissen, was damit gemeint sei. Şahin sagte dazu nur, es würden noch andere Freunde vorbeikommen und gab keine Antwort. Kurz angebunden erklärte er abschließend: »Ich werde das alles an die Freunde weiterleiten. Haydar übernimmt vorerst die Aufgabe unseres Repräsentanten, aber das ist noch nicht offiziell, da die Freunde eventuell noch jemand anderes damit beauftragen oder jemanden herschicken. Vielleicht ziehen wir Haydar auch von hier ab. Suruç ist für uns ein wichtiger Ort.« Zu mir sagte er: »Ich spreche mit den Freunden, wir werden dich benachrichtigen.« Dann verließ er İzmir.

Baki war gekränkt und verärgert. »Mag ja sein, dass Şahin einer eurer Führungskader ist, aber seine Art und Weise ist nicht konstruktiv. Anstatt das Problem zu lösen, hat er eine Lösung noch unwahrscheinlicher gemacht.« Seine abwertender Ton machte mich wütend: »Es reicht, du musst nicht immer anderen die Schuld geben. Sprich mit mir, wenn du ein Problem hast.« Ich fügte hinzu, dass meine Entscheidung nicht im Zusammenhang mit Şahins Besuch stehe und er das sehr wohl wisse. Baki machte sich zu Recht Sorgen. Es war etwas anderes, direkt über die Organisation zu versuchen, ein Problem zu lösen. Damit entstand eine Verbindlichkeit. Baki wusste, wie stark meine Verbundenheit zur Organisation war. Sollte ich aufgefordert werden, zu sterben, würde ich sterben, und sollten sie mir heute mitteilen, ich solle kommen, würde ich mich sofort auf den Weg machen. Das war keine Übertreibung, es war tatsächlich so, und Baki wusste es genau.

Am nächsten Tag fuhr ich zur Fabrik. Baki begleitete mich. Ich war spät dran. Die Lage in der Fabrik war unübersichtlich und ich war bereits aufgefallen. Baki hatte Erfahrung mit solchen Situationen. Er konnte sich vorstellen, wie der Feind vorgehen werde. Obwohl er sich bemühte, es zu verbergen, wusste ich, wie besorgt er war. Er sagte: »Sei vorsichtig, lass dich nicht vom Personal am Eingang in eine Diskussion verwickeln und versuche, direkt hinein zu gehen.« Bevor wir uns trennten, sagte er, er werde außerhalb der Fabrik auf mich warten.

An der Pforte wurde ich aufgehalten. Der Pförtner ging zum Büro des Direktors. Vor dem Tor stand ein weißes Auto. Nach einer Weile wurde mir gesagt, ich solle zum Personalbüro gehen. Die Personalchefs erwarteten mich mit einem Heft und einer Liste in der Hand. »Ich war zwei Tage krank und konnte nicht kommen. Ich bin erst spät aus dem Krankenhaus entlassen worden, deshalb habe ich es nicht geschafft, rechtzeitig hier zu sein«, erklärte ich, aber sie ließen mich nicht aussprechen. »Sie arbeiten hier nicht mehr, wir haben Ihre Kündigung in der Hand. Sie sind damit nicht allein, es betrifft auch noch andere Arbeiter. Sie können jetzt gehen.« Mit diesen Worten verwiesen sie mich der Tür. Ich widersprach: »Nein, so einfach ist das nicht. Was ist der Kündigungsgrund? Ich bin hier beschäftigt, solange ich arbeite, aber wenn ich krank bin, bin ich plötzlich entlassen? Wo ist der Chef, ich möchte mit ihm sprechen. Woher nimmt er sich das Recht, mich nach Belieben hinauszuwerfen? Ich gehe nirgendwohin.« Während ich das sagte, kam der Chef herein. Ich hatte geschrien und damit fast den Lärm der Maschinen übertönt. Der Chef sagte in sanftem Tonfall: »Bitte, meine Dame, Sie möchten etwas mitteilen?«

»Ja. Ich war zwei Tage krank und musste ins Krankenhaus. Falls notwendig, kann ich auch ein Attest vorlegen. Heute bin ich wieder zur Arbeit gekommen und erhalte meine Kündigung. Was ist der Grund dafür, warum werde ich entlassen? Das möchte ich erfahren. Und ich gehe nirgendwohin, ohne eine Entschädigung erhalten zu haben. Es gibt sowieso so viele Abzüge vom Lohn, dass kaum noch etwas davon übrig bleibt, außerdem habe ich eine ganze Weile hier gearbeitet. Was soll das alles?« Wieder hatte ich mit lauter Stimme gesprochen.

»Bitte bleiben Sie ruhig, Sie können mich doch nicht so anschreien. Ich muss auch keinen Kündigungsgrund nennen. Wer nicht zur Arbeit kommt, wird entlassen, das müssten Sie eigentlich wissen«, sagte er. Ich schrie weiter, um Zeit zu gewinnen: »Ich möchte meine Kolleginnen sehen, ich werde hier warten, ich gehe nirgendwohin.« Der Chef verließ das Büro und kam nach einer Weile wieder. »Eine Minute noch«, sagte er und zog sich in eine Ecke zurück, um in einigen Papieren zu blättern.

»Ihr Name ist doch Sakine Polat, oder?«

»Ja.« – Je leiser er sprach, desto mehr erhob ich meine Stimme.

»Sie stammen aus Tunceli, nicht wahr?«

»Ja.«

»Sie waren auf dem Gymnasium?«

»Warum stellen Sie mir solche Fragen? In meinem Personalbogen steht das doch alles. Bei meiner Einstellung wurden alle Einzelheiten aufgenommen. Wieso fragen Sie das alles noch einmal?«

Er grinste. »Ich habe keinerlei böse Absichten. Warum sind Sie so beliebt bei den anderen Arbeitern? Woher stammen Sie und woher stammen die anderen?« Es war klar, worauf er hinauswollte. »Sie sind eine intelligente Frau, haben Talent, machen Ihre Arbeit gut und auch die Vorarbeiter sind mit Ihnen zufrieden. Warum arbeiten Sie nicht woanders? Die Fabrikarbeit ist doch recht hart, oder etwa nicht?«

Trotzig antwortete ich: »Das geht nur mich etwas an. Ich arbeite, wo ich will.«

Die Mittagspause näherte sich. Ich wollte unbedingt, dass die anderen ArbeiterInnen mich sahen, das würde ausreichen. Aber niemand blickte durch das Fenster zur Werkhalle, vor dem ohnehin eine Tüllgardine hing. Meine Nerven waren bis zum äußersten angespannt und die Fragen dieses Kerls reizten mich noch mehr. Ich konnte mir vorstellen, was er mir sagen wollte, dennoch hörte ich ihn zwangsläufig an.

»Schauen Sie, wir wollen Sie gar nicht entlassen. Wir möchten Ihnen nur einen anderen Arbeitsplatz geben. Sie haben das Gymnasium abgeschlossen, Sie können doch auch als Sekretärin arbeiten.«

Mit diesen Worten brachte er das Fass zum Überlaufen. Ich ließ ihn nicht ausreden und sagte: »Ach so, Sie wollen mich kaufen! Nein, ich bin Arbeiterin, Ihre Sekretärinnen können sie woanders suchen und kaufen. Ich stehe an der Seite meiner Kolleginnen, und mit meiner Kündigung werden Sie gar nichts verhindern können. Im Gegenteil! Gewerkschaft und Betriebsrat gehören zu unseren Rechten, dagegen können Sie nichts machen. Es gibt viele Arbeiter und Arbeiterinnen hier, und alle sind in der Lage, sich selbst zu vertreten. Meine Kündigung wird Ihnen gar nichts nützen.«

Ich schrie so laut ich konnte, dabei versuchte ich, mich Richtung Ausgang zu bewegen. In diesem Moment tauchten plötzlich drei oder vier Personen auf und hielten mich fest. »Polizei, Sie kommen mit uns.« Ich schrie weiter: »Du Faschistenchef, bei meiner Einstellung hast du ja auch keine Polizei gebraucht! Lasst mich los!« Mit ganzer Kraft riss ich mich los, ließ mich auf den Boden fallen und versuchte, mich irgendwo festzuhalten. Ich war selbst überrascht über die Stärke, die ich plötzlich aufbrachte. Nach langem Gezerre schleiften sie mich schließlich zum Auto. Ich stemmte mich mit einem Fuß gegen die Tür, um zu verhindern, dass sie mich ins Auto setzten. Mit den Armen wehrte ich die Polizisten ab. Einer von ihnen packte mich am Nacken, ergriff meine Haare und versuchte, meinen Kopf zu beugen, um mich in das Fahrzeug zu zwingen. Es fühlte sich an, als wolle er mir das Genick brechen. Ihre Absicht war, mich so schnell wie möglich zum Schweigen und von dort weg zu bringen. Sie wussten, dass es nur noch wenige Minuten bis zur Mittagspause waren und wollten vermeiden, dass die anderen Arbeiter mich sahen. Ich hingegen wollte Zeit gewinnen und leistete einen übermenschlichen Widerstand.

Mit letzter Kraft hielt ich mich an der Tür fest und schrie dabei: »Ihr Faschistenpack, lasst mich los!« Schließlich kamen die anderen ArbeiterInnen aus der Fabrik. Als ich sie sah, schrie ich noch lauter. Sie reagierten überrascht und wussten zunächst nicht, was sie tun sollten. Dann kamen sie auf uns zu, was die Polizisten merklich nervös machte. Ich nutzte die Gelegenheit, entwand mich ihrem Griff und rannte auf die ArbeiterInnen zu. Dabei rief ich Parolen: »Weg mit der Polizei! Faschistenpolizei!« Die ArbeiterInnen fielen mit ein

und auch außerhalb des Fabrikgeländes waren jetzt von einer Gruppe Parolenrufe zu hören. Ich erkannte Baki unter ihnen. Er war also noch da. Zur Verstärkung hatte er ein paar Freunde von der Bornova-Universität geholt. Das Fabrikgelände war von einer hohen, mit Stacheldraht besetzten Mauer umgeben. Auf der anderen Seite war ein Kanal. Sie konnten nicht zu uns kommen, aber es tat trotzdem gut, dass sie uns von außen unterstützten.

Wir gingen geschlossen zur Kantine. Ich kletterte auf eine Bank und erzählte den Anwesenden, was geschehen war, auch dass der Chef mich hatte kaufen wollen. Es ertönten Buhrufe. Aus Protest verzichteten wir auf das Essen. Alle drehten ihre Teller auf den Tischen um. Wir sangen Protestlieder und riefen Parolen.

Der Widerstand hatte begonnen. Wir stellten klar, dass wir die Kantine nicht verlassen würden, bevor die Polizei nicht abgezogen sei. Dann kamen die Handlanger von der gelben Gewerkschaft. Einige waren auch von der Textilgewerkschaft, aber sie sprachen alle dieselbe Sprache. Vor allem redeten sie von der hohen Opferbereitschaft des türkischen Arbeiters. Aber sie sprachen auch über das Streikrecht, über Klassenbewusstsein und Klassenkampf. Das Proletariat habe außer seinen Ketten nichts zu verlieren. Sie wiederholten also lediglich, was sowieso schon alle wussten. In jedem Satz kam der Begriff »türkischer Arbeiter« vor. Es war eine Ansprache, die mich wütend machte und provozierte. Ich wandte mich an Mahmure, die neben mir stand: »Willst du diesen Kerlen im Ritterkostüm nicht etwas sagen? Ihr sprecht doch sonst auch von der Unterdrückung des kurdischen Volkes. Jetzt und hier ist der passende Moment dafür. Die Aufgaben der Arbeiterklasse müssen richtig gestellt werden. Ich will hier nicht sprechen, das ist eure Aufgabe.« Kurze Zeit später meldete Mahmure sich zu Wort und sprach kurz über die Rolle der Arbeiterklasse, über internationale Solidarität und mit einem Satz über die Geschwisterlichkeit der Völker, insbesondere des unterdrückten kurdischen Volkes. Es war zwar nicht besonders eindrucksvoll, aber besser als nichts.

Geschlossen gingen wir in die Halle und setzten dort unseren Widerstand fort. Die Maschinen schwiegen, wir setzten uns darauf

und sangen Arbeiterlieder: »Wir sprengen die Ketten, wir schlagen die Faschisten...« Dabei schlugen wir im Takt auf die Arbeitstische ein, wodurch sich die begeisterte Stimmung noch verstärkte. Dann sangen wir ein Lied über den ersten Mai und riefen zwischendurch wieder Parolen.

Wir betrachteten diesen Tag als eine Warnung, mit dem die Voraussetzungen für einen Streik beschleunigt wurden. Das sagten wir auch dem Chef. Er forderte uns dazu auf, ruhig zu sein und mit ihm zu sprechen. Dabei nannte er meinen Namen und sagte: »Schickt mir eure Vertreterin, lasst uns miteinander reden und die Angelegenheit klären.« Ich erinnerte an seine Worte vom Vormittag: »Er will mich zur Sekretärin machen. Er hat mir angeboten, mich als Sekretärin einzustellen, damit ich schweige und den Widerstand aufgebe. Er wollte mich kaufen!« Zum Chef gewandt sagte ich: »Wir haben mit dir nichts zu besprechen. Du warst derjenige, der die Polizei gerufen hat, anstatt mit uns zu reden.« Wütend verließ er die Halle.

Unsere Aktion dauerte bis zum Ende der eigentlichen Arbeitszeit. Zwischendurch diskutierten wir, wie es weitergehen solle. Nicht alle ArbeiterInnen waren mit dem Verlauf zufrieden und in einigen Abteilungen wurde weiter gearbeitet. Wir vereinbarten ein Treffen für den Abend. Nach längerer Diskussion entschlossen wir uns zum Streik. Wir verteilten die Aufgaben. Eine Gruppe sollte Parolen aufschreiben, eine andere den ArbeiterInnen den Zweck des Streiks erklären und sie zur Beteiligung bewegen. Die Unternehmerseite hatte eine Liste von ArbeiterInnen erstellt, die ohne Entschädigungsleistung entlassen werden sollten. Insgesamt waren es fünfundsiebzig Personen. Diese Liste sollte am kommenden Tag an der Pforte ausgehängt werden. Es waren sowohl neue als auch seit langer Zeit in der Fabrik beschäftigte ArbeiterInnen darunter. Diese Reinigungsaktion hatte mit mir angefangen.

Trotz meiner offiziellen Kündigung stieg ich am kommenden Morgen in den Werksbus und fuhr zur Fabrik. Einige der Angestellten fühlten sich durch meinen Anblick sichtlich gestört, griffen jedoch nicht ein. Ohne mich zu setzen, hielt ich eine Ansprache an die ArbeiterInnen, in der ich auf die Arbeitsbedingungen, die Ge-

werkschaft, die Entlassungen und die Polizei einging. »Heute sind wir betroffen, morgen werden es andere sein. Der Unternehmerseite geht es nur um Profit. Während der Arbeit lassen sie uns keine freie Minute, aber wenn wir von unseren Grundrechten sprechen, schmeißen sie uns mit Polizeigewalt hinaus. Das werden wir nicht länger hinnehmen. Wir sind keine Sklaven, wir sind Arbeiterinnen und Arbeiter. Wir haben das Recht, unsere Gewerkschaft und unsere Vertretung selbst zu wählen. Wir fordern eine Verlängerung der Mittagspause, das ist unser natürliches Recht. Es gibt so viele Abzüge vom Lohn, dass er kaum noch zum Leben reicht. Wofür sind all diese Abzüge? Es gibt viele Fragen und Probleme, die gelöst werden müssen. Deshalb treten wir heute in einen Streik.« Mit diesen Worten erntete ich tosenden Applaus. Natürlich gab es auch einige, die nicht klatschten, aber sie waren mir gleichgültig. Niemand musste applaudieren, was zählte, war nur die allgemeine Tendenz, und die war eindeutig für uns.

Wir hatten vorher beschlossen, dass der Werksbus nicht auf das Fabrikgelände fahren durfte. Die zuerst ankommenden ArbeiterInnen sollten eine Menschenkette vor dem Tor bilden. Ich bat den Fahrer anzuhalten und wir stiegen aus. Einige blieben im Bus, die meisten von ihnen waren Angestellte. Es wurden Transparente aufgehängt. Die nach uns eintreffenden Busse wurden mit Applaus empfangen. Nach einer Weile kamen Trommel- und Oboespieler hinzu, die für Stimmung sorgten. Einige begannen zu tanzen. Ein weiterer Werksbus traf ein. Er hielt jedoch nicht an, sondern fuhr mit hoher Geschwindigkeit auf das Gelände. Einige der Aussteigenden wollten zu uns kommen, trauten sich jedoch offensichtlich nicht.

Von dreihundertfünfzig ArbeiterInnen beteiligte sich fast die Hälfte am Streik. Die anderen hatten mit der Arbeit begonnen. Für den ersten Tag war diese Anzahl nicht schlecht. Optimistisch gingen wir davon aus, dass sich mit der Zeit weitere ArbeiterInnen dem Streik anschließen würden. Es gab jedoch auch die Möglichkeit, dass das Gegenteil eintraf. Sollte es uns nicht gelingen, die Beteiligung am Streik zu erweitern, konnte es durchaus passieren, dass einige der Streikenden ihre Meinung änderten und wieder zur Arbeit gingen.

Der komplette Arbeitsablauf musste zum Stillstand gebracht werden. Selbst wenn nur ein paar Maschinen liefen, würde der Chef dadurch ermutigt werden. Wir zerbrachen uns den Kopf, was zu tun sei. Als die Arbeitenden zur Mittagspause gingen, riefen die Streikenden Parolen. Mit einigen wurden Gespräche geführt, um sie zu einer Beteiligung am Streik zu bewegen.

Mit der Universitätsgruppe sprachen wir an einer abseits gelegenen Stelle. Sie schützten den Streik. Vermutlich hatten sie auch Pistolen. Wir waren uns sicher, dass die Polizei eingreifen werde. Deshalb forderten wir die Streikenden auf, in der Gruppe zu bleiben. Unser Platz war nicht besonders gut. An der einen Seite der Fabrik war ein Kanal, auf der anderen eine hohe Mauer. Die anderen Fabriken waren weit weg. Wir hielten uns vor der Mauer auf. Der Eingang zum Fabrikgelände befand sich in knapp zweihundert Metern Entfernung. Für die Polizei würde es leicht sein, uns einzukesseln.

Es wurde Mittag. Wir hatten unsere Vorkehrungen getroffen und Essen und Getränke mitgebracht. Gruppenweise setzten wir uns und aßen. Die OrganisatorInnen verteilten sich auf die Gruppen, um allen noch einmal den Zweck des Streiks begreiflich zu machen und darauf hinzuweisen, wie wichtig es war, geschlossen vorzugehen.

Als die Arbeitenden von der Kantine zurück in die Fabrik gingen, versuchten wir erneut, sie von einer Beteiligung zu überzeugen. Zwischen uns lag ein Abstand von etwa fünfzig Metern, wir mussten laut rufen, um uns verständlich zu machen. Während wir vor den Gitterstäben des Tors standen, traf mit hoher Geschwindigkeit ein Polizeibus ein. Ihm folgten ein Minibus und ein Auto. Die Polizisten umzingelten uns sofort. Die Zivilpolizisten betraten das Gelände und beobachteten uns. Der Chef und einige der Angestellten zeigten auf uns.

Einige der erfahrenen ArbeiterInnen kamen zu mir und sagten: »Komm lieber etwas zurück. Die Polizei zeigt auf dich, dich werden sie als erstes festnehmen. Wenn du dich in der Gruppe befindest, können sie dich nicht so leicht kriegen.« Sie hatten Recht, aber für den Erfolg der Aktion war es notwendig, vorne zu bleiben und eine Festnahme zu riskieren. Die ArbeiterInnen waren ohnehin seit dem

Eintreffen der Polizei angespannt. In dieser Situation konnte ich mich nicht hinter ihnen verstecken, das hätte ihr Vertrauen zerstört. Nein, dieses Risiko mussten wir eingehen. Falls notwendig, würde es zu einer tätlichen Auseinandersetzung mit der Polizei kommen. Nur so konnte die Angst besiegt werden.

Wir riefen weiter Parolen. Die Gegenseite debattierte immer noch darüber, wer von uns verantwortlich war. Dann gingen sie plötzlich zum Angriff über. Die Zivilpolizisten stürmten auf mich, Ali und Ekrem zu. Auch Mahmure und Gülsüm standen ziemlich weit vorne. Ümran jedoch war seit Beginn des Widerstands verschwunden. Es entstand ein Gerangel. Ich versuchte, mich aus dem Griff der Polizisten zu befreien. Neben mir stand Ekrem. Da es den Polizisten nicht gelang, ihn zu überwältigen, lösten sich zwei der Polizisten, die mich festhielten, von mir und eilten den anderen zur Hilfe. Ich nutzte die Gelegenheit und befreite mich aus der Umklammerung. Dann rannte ich los. An der Ecke tauchten jedoch vor mir weitere Polizisten auf, die mich ergriffen. Der Polizist hinter mir rief: »Haltet sie fest, diese ... sie ist die Anführerin, außerdem hat sie mich getreten!« Er ließ seine ganze Wut an mir aus. Zwei hielten mich an den Armen fest, der andere hatte meine Haare gepackt und riss meinen Kopf nach hinten. Ein fürchterlicher Schmerz fuhr durch meinen Nacken. Mit seinem Knüppel schlug er auf meine Beine ein. Offenbar wollte er sich für den Tritt, den ich ihm versetzt hatte, rächen.

Sie schleppten mich zum Bus. Ein Polizist mit einem Funkgerät in der Hand sagte: »Da ist sie ja, gut so. Es reicht jetzt auch, der Bus ist voll.« Sie ließen endlich meine Haare los, trotzdem konnte ich minutenlang meinen Kopf nicht bewegen. »Steig ein«, sagte einer von ihnen. In der Bustür stand ein Polizist, der aussah wie ein Straßenräuber. Als ich einen Fuß auf die Stufen setzte, prügelte er mit dem Schlagstock auf meinen Rücken ein. Beim zweiten Schlag fiel ich hin. Ein anderer Polizist griff schließlich ein: »Hör auf, es reicht.« Dann forderte er mich auf, aufzustehen. Da ich nicht alleine hochkam, packten sie mich erneut an den Armen und rissen mich hoch. Im Bus saßen auf jedem Platz zwei Personen. Einigen blutete die Nase, andere hatten geschwollene Augen oder zerzauste Haare. Wir

blickten uns lächelnd an. Einer der Polizisten sagte spöttisch: »Lacht nur, ihr seht alle wunderschön aus.«

Sie brachten uns direkt zur Wache nach Alsancak. Wir waren ungefähr zwanzig Personen. Die Polizeistation lag am Meer. Es war kühl geworden und in der Wache war es noch kälter. Bei der Rangelei waren wir ins Schwitzen gekommen und jetzt froren wir. Wir Frauen wurden in einem anderen Raum untergebracht als die Männer. Eine ganze Weile geschah gar nichts. Die Polizisten hatten auch unsere Transparente mitgebracht. Bereits im Bus hatten wir uns flüsternd beraten und beschlossen, nur sehr eingeschränkte Aussagen zu machen: »Wir wiederholen die Gründe für den Streik, darüber hinaus antworten wir nicht auf Fragen. Vor allem über andere reden wir überhaupt nicht.« Wir waren ohnehin alle gezielt festgenommen worden. Unter uns waren auch ein paar ArbeiterInnen, denen die Problematik bewusst war. Es waren aufrichtige Menschen, keiner von ihnen würde Informationen an die Polizei weitergeben.

Ich wurde als Letzte zum Verhör geholt. Die Verhöre fanden an zwei verschiedenen Stellen statt. Der Kommissar las die Aufschriften auf den Transparenten und fragte nach deren Bedeutung. »Es ist offensichtlich, was das bedeutet«, antwortete ich. Ein anderer Polizist sagte: »Ich stamme auch aus Tunceli, ich bin Alevit.« Er hielt meinen Ausweis in der Hand. »Das Dorf Tahtı Halil war ganz in der Nähe, ich glaube, ich kenne dieses Dorf.« Er tat so, als ob er versuche, sich daran zu erinnern. Dann mischte sich ein anderer mit harter Stimme ein: »Alle anderen haben ausgesagt, dass Sakine die Anführerin ist. Das sieht man ihr ja auch an. Gibt es überhaupt jemanden aus Tunceli, der kein Kommunist ist?«

Der andere Polizist hatte sich zurückgezogen. Ich schwieg und reagierte nicht. »Warum habt ihr einen nicht genehmigten, illegalen Streik angefangen? Warum hast du diese ganzen Arbeiter aufgestachelt? Ist es nicht schade, dass du sie um ihren Tagelohn gebracht hast?« Er redete ohne Unterlass. Als ich an die Reihe kam, erwähnte ich die Arbeits- und Lebensbedingungen der FabrikarbeiterInnen sowie die Lohnabzüge. Dann zählte ich unsere Forderungen auf und erklärte, wofür wir in den Streik getreten waren. Dabei betonte ich,

es ginge uns darum, unsere Rechte einzufordern. Das Streikrecht sei eines davon. Auf seine Frage zur Rädelsführerschaft erklärte ich: »Alle haben ihren eigenen Willen, niemand kann für andere die Rädelsführerschaft übernehmen.« Mahmure hatte bereits vor mir mit der Arbeit in der Fabrik begonnen. Jetzt versuchten sie, uns gegeneinander auszuspielen. Nach mir riefen sie noch einmal Mahmure herein und sagten zu ihr: »Du bist die Rädelsführerin, das hat uns Sakine gestanden.« Sie begriff das Spiel jedoch sofort und lachte bloß. Sie war ohnehin ein fröhlicher Mensch. Dann sagte sie: »Streiks gibt es in allen Fabriken. Überall wählen Arbeiter ihre Vertreter, das wissen Sie doch auch.«

Die Nacht verbrachten wir auf der Wache. Am Morgen wurden wir frei gelassen und fuhren gemeinsam zur Fabrik. Ein offizieller Aushang bestätigte unsere Entlassung. Von dort aus gingen wir an einen Ort, an dem wir in Ruhe reden konnten. Einige gingen auch nach Hause. Wir einigten uns darauf, dass die Vorfälle öffentlich gemacht werden mussten. Fünfundsiebzig ArbeiterInnen waren ohne Entschädigung entlassen worden. Das war keine geringe Anzahl. Wurde dagegen nicht vorgegangen, würden künftige Entlassungen noch rücksichtsloser ablaufen. Außerdem würde es die Arbeiterorganisierung negativ beeinflussen. Ein Freund schlug einen Hungerstreik vor. Die meisten Anwesenden waren dazu bereit. Wir beschlossen, nach einem Tag Vorbereitungszeit nachmittags um fünf Uhr mit vier Frauen und fünf Männern in Konak vor dem Hasan-Tahsin-Denkmal in den Hungerstreik zu treten.

Anschließend ging ich nach Hause. Ich hatte die letzten Tage kaum geschlafen. Baki und Yusuf Metin kamen. Yusuf Metin sagte in seinem üblichen herzlichen Tonfall: »Du hast anscheinend richtig Prügel bezogen, ich wünsche dir gute Besserung.« Ich hatte mit ihm in meiner Anfangszeit in İzmir viel diskutiert. Er war theoretisch und praktisch viel erfahrener als ich. Verglichen mit ihm war ich eine Amateurin. Trotzdem verteidigte ich meine Ansichten vehement. Ich vertrat ja auch kein banales Kurdentum, sondern fühlte mich als Revolutionärin. Mein Kraft und meine Fähigkeiten reichten nicht aus, um die Bewegung angemessen zu vertreten, aber meine Überzeugung

war unerschütterlich und ich war bereit, alles dafür zu tun. Ich war in İzmir und es ging mir nicht darum, ausschließlich mit kurdischen Menschen zu arbeiten. Auch meine Kontakte beschränkten sich nicht nur auf KurdInnen. Ganz im Gegenteil diskutierte ich mit allen Kreisen und schloss mich dem Arbeiterwiderstand in der Fabrik an.

Yusuf Metin gefiel das. Er stimmte auch unserem Beschluss zu, in einen Hungerstreik zu treten. Er war ein ganz besonderer Mensch innerhalb der HK. Später wurde er ebenso wie Metin Yıldırımtürk in einer Wohnung der Organisation mit einem Kopfschuss hingerichtet. Diese Nachricht machte mich sehr traurig.

das gefängnis in buca

Es war März. Am nächsten Tag bereiteten wir Transparente und Schilder im Verein vor. Wir schrieben Parolen auf Pappschilder: »Nieder mit dem Chauvinismus, Sozialchauvinismus! Nieder mit Kolonialismus, Imperialismus und Rückständigkeit! Es lebe der proletarische Internationalismus!« Außerdem listeten wir unsere Forderungen auf. Die anderen waren zunächst gegen die Parolen, die ich vorgeschlagen hatte. Sie meinten, diese hätten nichts mit dem Ziel des Hungerstreiks zu tun. Ich konnte mich jedoch durchsetzen.

Auf dem Konak-Platz sollten außer uns nachmittags auch Unterstützergruppen sein. Da die ArbeiterInnen und Angestellten um diese Uhrzeit Feierabend hatten, würde ein reges Treiben herrschen. Direkt am Platz war auch der Fähranleger. Gülsüm und ich kleideten uns wie Arbeiterinnen: Hemd, Rock, darunter eine Hose und auf dem Kopf ein besticktes Tuch. Mahmure und Esma trugen normale Kleidung. Wir machten uns alle von verschiedenen Orten auf den Weg zum Platz. Alle trugen Transparente, Schilder und einen Stapel Flugblätter mit sich. Wir wollten die Öffentlichkeit detailliert über die Entwicklungen in der Fabrik, die Entlassungen, den Polizeiüberfall und die Festnahmen informieren.

Ekrem sollte für die Männer sprechen, von den Frauen war ich ausgesucht worden. Genau um fünf Uhr stellten wir uns vor dem Denkmal auf, erhoben unsere Transparente und ich begann zu spre-

chen. Noch bevor ich den ersten Satz beendet hatte, griff die Polizei an. Ich redete weiter, während sie an mir herumzerrten. Aus der Menschenmenge heraus ertönten Parolenrufe. Die Polizei griff auch dort an. Die PassantInnen blieben stehen und beobachteten neugierig das Geschehen. Auch die vorbeifahrenden Autos hielten an. Einige Menschen drängelten sich nach vorne, um besser sehen zu können. Die Polizisten schirmten uns von der Menschenmenge ab und prügelten uns in den Gefangenentransporter.

Obwohl alles sehr schnell ging, hatten die Menschen in der Umgebung dennoch begriffen, worum es ging. Dafür hatten unsere Parolenrufe und das Transparent mit der Aufschrift »Hungerstreik« gesorgt. Wir wurden wieder zur Wache nach Alsancak gebracht und von denselben Polizisten wie zuvor empfangen. Einzeln wurden wir zum Verhör geholt. Am meisten interessierten sie sich für das Schild mit der Aufschrift »Nieder mit dem Chauvinismus, Sozialchauvinismus«. »Dieser Spruch stammt von dir«, sagten sie zu mir. Erst jetzt fiel mir auf, dass wir in der Eile einen Rechtschreibfehler gemacht hatten.

Am meisten störte sie unser Hüngerstreik. »Den Streik haben wir verstanden, auch die Parolen haben wir verstanden, aber was soll dieser Hungerstreik? Warum schadet ihr euch selbst? Ihr esst jetzt sofort etwas!« sagten sie. Bei unserer vorherigen Festnahme hatten sie uns nichts zu essen gegeben, aber dieses Mal ließen sie extra Essen anliefern.

Wir nahmen uns einen Anwalt. Am Abend des zweiten Tages wurden wir dem Haftrichter vorgeführt und ins Gefängnis in Buca verlegt. Der Haftrichter hatte zuvor nur kurz den Haftbefehl verlesen.

Vor kurzer Zeit hatte in Buca ein Gefängnisaufstand stattgefunden. Wir hatten gehört, dass die Gefangenen ihre Zellen in Brand gesteckt hatten. Es hieß auch, dass sie gefoltert worden seien. Eine der Foltermethoden war besonders aufsehenerregend: Angeblich wurden Gefangene mit gefesselten Händen und Füßen in einen Sack gesteckt. Dann wurde eine Wildkatze hineingeworfen, der Sack verschlossen und mit Knüppeln auf den Sack eingeschlagen, woraufhin die Katze den Gefangenen angriff. In einigen Zeitungen waren

Meldungen dazu unter der Überschrift »Aufstand im Gefängnis« erschienen. Daher kannten wir Buca.

Meine Erfahrungen mit Gefängnissen beschränkten sich auf die wenigen Besuche bei İbo damals in Dersim. Ein anderes Gefängnis kannte ich nicht. In Filmen hatte ich gesehen, wie die unpolitischen Gefangenen untergebracht waren. Vor allem die Frauenzellen in den Filmen waren interessant.

Der geschlossene Gefangenentransporter ähnelte einem Beerdigungswagen. Wir beendeten unseren Hungerstreik, ließen den Wagen anhalten und Milch und Kekse für uns kaufen. Der Hungerstreik war zwar nur kurz gewesen, hatte sein Ziel jedoch erreicht. In mehreren regionalen Zeitungen war darüber berichtet worden. Es wurde sogar geschrieben, dass wir unter Schlägen festgenommen worden waren.

Das Gefängnis sah von außen aus wie eine große Fabrik, ganz anders als das in Dersim. Beim ersten Block bogen wir links ab. Zuerst wurden die Aufnahmeformalitäten erledigt. Es gab Soldaten und Wärter. Die äußere Sicherheit oblag dem Militär, die interne Verwaltung hingegen war zivil. Ich hatte den Eindruck, dass die Wärter sich etwas respektvoller verhielten, nachdem sie die Begründung in den Haftbefehlen gelesen hatten. Der dicke Oberwärter warf einen Blick in die Zeitungen, die wir gekauft hatten. Wir fragten uns, ob wir die Möglichkeit haben würden, uns zu treffen. Die Freunde meinten: »Verwandte und Gefangene aus dem selben Verfahren können sich treffen. Wir regeln das schon.« Uns war bekannt, dass in Buca politische Gefangene waren, wir wussten jedoch nicht, ob darunter auch Frauen waren. Kurze Zeit später kam eine Wärterin. Sie war dick und hatte ein rotes Gesicht. »Behüte Gott«, sagte sie und führte uns durch mehrere Korridore zur Frauenzelle.

Als die Tür geöffnet wurde, hörten wir Lachen und Klatschen. Überrascht blickten wir uns gegenseitig an. Die Wärterin watschelte mit ihrem dicken Körper in die untere Etage. »Mädchen, die Politischen sind da!« Niemand hörte auf sie. Als es ihr endlich gelang, die Gefangenen auf sich aufmerksam zu machen, waren wir bereits unten angekommen. Die Szene, auf die wir dort stießen, versetzte uns einen Schock: Eine halbnackte Frau tanzte auf einem Tisch, die

anderen applaudierten ihr. »Anscheinend sind wir nicht im Gefängnis, sondern im Irrenhaus gelandet«, sagte Mahmure. Die Wärterin schrie noch einmal, um sich Gehör zu verschaffen. Dann drängte sie sich durch die Frauen hindurch zum Tisch und packte die Tanzende am Rock, die sich zunächst nicht davon stören ließ, schließlich jedoch vom Tisch stieg. Plötzlich wurde es still. Alle fragten sich gegenseitig: »Wer sind die denn?« Die Wärterin wiederholte: »Das sind die politischen Mädchen«. Bei diesen Worten wurden die Frauen ernst und meinten: »Guten Abend, möge Allah euch schützen.«

Das untere Stockwerk wurde als Speise- und Aufenthaltsraum genutzt. Als erstes blätterten wir durch die Zeitungen und lasen, was über uns geschrieben worden war. Die Überschriften lauteten: »Fabrikarbeiter im Hungerstreik« und »Polizeiknüppel gegen hungerstreikende Arbeiter«. Es gab auch Fotos von uns, auf denen wir geschlagen und über den Boden gezerrt wurden. »Fünfundsiebzig Arbeiter ohne Entschädigung entlassen«, hieß es in einem Artikel. In allen Zeitungen fanden sich posivitive Kommentare über unsere Aktion. Damit hatten sowohl der Streik als auch der Hungerstreik ihr Ziel erreicht, darin waren wir uns einig und wir freuten uns sehr. Unsere Verhaftung war weniger erfreulich, ließ sich jetzt aber nicht mehr ändern. Mit uns gemeinsam waren auch drei oder vier Studenten festgenommen worden, die bei dem Polizeiangriff Parolen zu unserer Unterstützung gerufen hatten. Insgesamt waren wir zwölf Personen.

Die anderen Gefangenen bestätigten uns, dass im Gefängnis ein Aufstand stattgefunden hatte. Wir erfuhren außerdem, dass die einzige weibliche politische Gefangene vor kurzer Zeit nach Manisa verlegt worden war. Aus dem Männertrakt schickte uns Orhan Bakır eine kurze Nachricht über die Wärter, in der er fragte, ob wir etwas brauchten. Er war von der TİKKO, stammte aus Karakoçan und war Armenier. Seinen Namen hatte ich bereits gehört. Wir freuten uns über seine Nachricht. Am nächsten Tag konnte ich ihn kurz sehen. Die anderen hatten ihm erzählt, dass ich nicht von der HK sei, sondern eine »Kurdistan-Revolutionärin«. Das hatte sein Interesse geweckt. Während unseres kurzen Treffens diskutierten wir über die Frage der nationalen Befreiung.

Der Name Orhan Bakır hatte bei mir immer Assoziationen zur Revolution hervorgerufen. Bevor ich ihn persönlich kennenlernte, hatte ich mich häufiger gefragt, was er für ein Mensch sei. Er gehörte für mich zu den Revolutionären, die den Widerstandsgeist von İbrahim Kaypakkaya in ihrer Persönlichkeit verinnerlicht hatten und seinen Kampf fortsetzten. Ohne mir über den Grund bewusst zu sein, empfand ich auch eine Nähe zu ihm, weil er Armenier war. Vermutlich lag es daran, dass unsere beiden Völker unterdrückt waren und einen Genozid erlebt hatten.

Die meisten der weiblichen Gefangenen saßen wegen Diebstahls, Ehebruch und Mord. Die täglichen Streitereien der Romafrauen waren unerträglich. Manchmal rissen sie sich gegenseitig an den Haaren und warfen mit Geschirr um sich. Dabei beschimpften sie sich mit unsäglichen Ausdrücken. Im nächsten Moment saßen sie beim Essen wieder an einem Tisch. Es waren keine Kleinkriminellen, die sich mit einfachem Diebstahl begnügten. Ihr Vermögen war so groß, dass sie während ihrer Haftzeit damit über die Runden kamen und auch noch ihre Familien ernähren konnten. Daher kümmerten sich ihre Männer auch gut um sie, wenn sie im Gefängnis waren. Sie bekamen laufend frisches Obst und Gemüse und gutes Fleisch. Im Frauentrakt waren sie die »Fürstinnen«. Sowohl die Wärterinnen als auch die ärmeren Gefangenen waren bemüht, mit ihnen gut auszukommen und sich nicht in ihre Streitereien einzumischen.

Die »Ehebrecherinnen« waren eine Gruppe für sich. Diejenigen, die des Mordes aus Gründen der Ehre oder wegen Besitzstreitigkeiten beschuldigt wurden, versuchten uns näher zu kommen. Wir mussten unser Zusammenleben mit all diesen Frauen organisieren, um die Zeit etwas erträglicher zu machen. Vor allem mussten wir unser eigenes Leben organisieren.

Nach einiger Zeit kam noch Sema aus Edremit in unsere Zelle. Ich hatte mit ihr zusammen in der Fabrik in Basmane gearbeitet, wir waren auch gemeinsam entlassen worden. Einmal waren wir zusammen in ihr Dorf gefahren. Sie selbst, ihr Bruder und ihre Schwägerin waren von der HK. Sie verhielt sich mir gegenüber immer respektvoll und hatte einen guten Charakter. Danach stieß Sema von *Dev-Genç*

hinzu. Mit ihr waren wir jetzt zu sechst. Durch die »Politischen« änderte sich die Atmosphäre im Frauentrakt.

Wir bildeten eine Kommune, in die wir auch einige der wegen Mordes inhaftierten Frauen aufnahmen. Unseren gesamten Tagesablauf legten wir selbst fest. Morgens machten wir Sport. Alle anfallenden Arbeiten erledigten wir kollektiv. Wir lasen Bücher und schrieben Texte. Wenn wir die Nachrichten im Fernsehen sahen, herrschte absolute Stille. Nicht alle von uns konnten Besuch empfangen, aber der Verein schickte Geld und alles, was wir benötigten, an uns gemeinsam.

Die anderen schrieben Artikel für die HK-Zeitung. Sie fragten mich nach meiner Meinung und ob ich mit unterzeichnen wolle. »Wenn ihr so schreibt, wie es gewesen ist, ist es kein Problem«, antwortete ich. Ich war eine Kurdistan-Revolutionärin und bestand darauf, dass mein Name nur in diesem Zusammenhang erwähnt wurde. Daran musste ich die anderen mehrfach erinnern. Sie berichtigten dann die Texte, in denen mein Name vorkam.

Wir waren zwar eine Kommune, dennoch kam es zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen uns, die manchmal in gegenseitige politische Beleidigungen ausarteten. Sie nannten mich eine »kleinbürgerliche Nationalistin«, ich beschuldigte sie des »Sozialchauvinismus«. Dabei handelte es sich nicht um eine leere Anschuldigung, sie verhielten sich wirklich chauvinistisch, vor allem Gülsüm aus Manisa. Mahmure und Esmehan waren flexibler und ließen sich auf Diskussionen ein. Wir diskutierten vor allem über die Analysen in ihren Zeitschriften.

Ich bekam Besuch von meinen Brüdern Meto und Haydar. Auch Baki, İbo und andere Verwandte kamen zu Besuch. Eines Tages kam Çetin Güngör (Semir) zusammen mit Haydar aus Suruç. Ich war ebenso überrascht und glücklich wie damals, als Şahin gekommen war. Vor Freude machte ich Luftsprünge. Eine direkte Verbindung zu meiner Organisation war etwas ganz Besonderes für mich. Sie berichteten von den jüngsten Entwicklungen und informierten mich über verschiedene Themen. Şahin hatte meinen Wunsch, ins Land zurückzukehren, weitergeleitet. Ich fasste kurz zusammen, was ich danach erlebt hatte: »Meine Tasche war schon gepackt, ich habe nur noch auf Nachricht gewartet«, sagte ich. »Sobald ich hier raus

komme, mache ich mich auf den Weg. Wenn mich niemand abholt, steige ich selbst in den Bus und komme.« Über meine Berichte vom Gefängnisalltag lachten sie lauthals. Sie freuten sich darüber, dass es mir gut ging und ich mich nicht unterkriegen ließ. »Zu unserem Prozess gibt es nichts Neues. Wir bleiben bei unserer Aussage, dass wir Arbeiterinnen sind und den Hungerstreik gemacht haben, um die Öffentlichkeit auf unsere Probleme aufmerksam zu machen«, teilte ich gegen Ende der Besuchszeit mit. Zum Abschied sagte Çetin Güngör: »Wir kommen wieder.«

Schließlich kam der Tag unserer Gerichtsverhandlung. Sowohl mein Bruder Haydar als auch Haydar aus Suruç nahmen daran teil. Ich liebte meinen Bruder noch mehr dafür. Seine Anwesenheit tat mir gut. Nach unserem Streit hatte er mir versprochen, für mich da zu sein, und er hatte sein Wort gehalten.

Gülsüm und ich zogen für die Verhandlung *şalvar* an und banden uns bestickte Tücher um den Kopf. Die anderen Gefangenen und das Gefängnispersonal sahen uns überrascht an. Die anderen gingen davon aus, dass ich bewusst kurdische Kleidung trug. Als sich der Gefangenentransporter in Bewegung setzte, riefen wir Parolen und sangen Kampflieder. Von außen waren wir offenbar gut zu hören, die PassantInnen starrten dem Transporter hinterher. Die HK-Gefangenen hatten beschlossen, den Prozess für eine politische Kundgebung zu nutzen, da die Verhandlung öffentlich und mit vielen ZuschauerInnen zu rechnen war. Ich schloss mich ihrer Entscheidung an.

Die Lieder sangen wir gemeinsam, wir riefen jedoch unterschiedliche Parolen. Als Einzelperson konnte ich damit nicht besonders viel bewirken, trotzdem rief ich weiter. Vor dem Gerichtsgebäude waren viele Menschen. Auch sie riefen Parolen. Als ich »Nieder mit dem Kolonialismus!« rief, hörte ich zu meiner Überraschung, dass ich dabei von außen unterstützt wurde. Dann sah ich zu meiner großen Freude meinen Bruder Haydar, Haydar aus Suruç und weitere Personen. Also war ich doch nicht allein.

Wir mussten den Verhandlungsbeginn im Untergeschoss abwarten und sangen auch hier Kampflieder. Die Soldaten sagten nichts

dazu. Viele der Angestellten und BesucherInnen wollten neugierig nachsehen, was vor sich ging, aber der wachhabende Offizier ließ niemanden durch. Die Verhandlung dauerte nur kurz. Nach der Personalienfeststellung wurden die Aussagen wiederholt und die Anklageschrift verlesen. Dann wurde die Verhandlung vertagt. Der Antrag der Anwälte auf Haftentlassung wurde so schnell abgelehnt, dass es kaum jemand mitbekam. Die Anklage lautete auf Widerstand gegen die Polizei und unerlaubte Demonstration. Die Anwälte beriefen sich auf das Streikrecht und erläuterten, Zweck des Hungerstreiks sei gewesen, die ungerechtfertigten Kündigungen öffentlich zu machen. Anders als in der Anklageschrift dargestellt, habe vielmehr die Polizei Gewalt angewendet, wie auch an den Prellungen ihrer Mandantinnen und Mandanten sichtbar gewesen sei. Das kümmerte jedoch den vorsitzenden Richter nicht, der lediglich die Vertagung der Verhandlung verkündete.

Ich stand das erste Mal vor Gericht. Es war ein merkwürdiges Gefühl, einer Straftat beschuldigt zu werden. Worüber wurde hier geurteilt? Worüber musste verhandelt werden? Ich hatte Ausschnitte aus den Gerichtsprotokollen der Verhandlungen gegen Deniz Gezmiş und andere gelesen. Ich hatte auch Bücher über die Folter von Gefangenen in der Zeit des Militärputsches vom zwölften März gelesen. Obwohl mich die Darstellungen des Widerstands sehr beeindruckt hatten, waren sie doch abstrakt geblieben. Es war anders, diese Dinge selbst zu erleben.

Beim Verlassen des Gerichts riefen wir wieder Parolen. Haydar rief mit so fester und lauter Stimme, dass selbst die HK-Gruppe sich ihm anschloss. Hier in İzmir, vor dem Justizgebäude, hallte die Parole »Nieder mit dem Kolonialismus«. Das machte mich glücklich.

Das Gefängnispersonal behandelte uns jetzt respektvoller. Die Wärter, die uns zum Gericht gebracht hatten, berichteten davon, wie wir uns verhalten hatten und wie viele Menschen zum Prozess gekommen waren, um uns zu unterstützen. Vermutlich hatten sie Angst vor uns bekommen, da wir sogar im Gericht Parolen gerufen hatten und dem Staat trotzten. Daher änderte sich ihr Benehmen uns gegenüber ein wenig. Natürlich verstärkten sie auch ihre Vorsichts-

maßnahmen und achteten mehr darauf, wer zu Besuch kam, was mitgebracht und worüber geredet wurde.

An Besuchstagen herrschte in den Kabinen ein unglaublicher Lärm. Es war schwierig, sich zu verständigen, da zwischen den BesucherInnen und den Gefangenen Trennscheiben waren. Wir mussten den Kopf anheben und durch den gelöcherten Bereich schreien. Die Wärter konnten unsere Gespräche mithören. Daher schrieben wir auf, was geheim bleiben sollte, und ließen es uns gegenseitig lesen.

Die Tage vergingen, der erste Mai näherte sich. Wir beschlossen, den Tag der ArbeiterInnen auch im Gefängnis zu feierlich zu begehen und diskutierten über den Programmablauf. Draußen liefen die Vorbereitungen auf Hochtouren. In İstanbul wollten alle linken Gruppen gemeinsam auf dem Taksim-Platz demonstrieren. Ich fragte mich, wie der erste Mai in Kurdistan ablaufen werde. Sicherlich beteiligten sich die FreundInnen auch an der Aktion auf dem Taksim-Platz. In Kurdistan verliefen Polizeiangriffe meistens viel härter. Ich ahnte, dass es zu Auseinandersetzungen kommen würde.

Am ersten Mai zogen wir unsere beste Kleidung an. Uns wurden von draußen rote Nelken geschickt, die wir in Dosen stellten und auf den Schränken verteilten. Um neun Uhr veranstalteten wir ein Forum. Auf dem Hof hielten wir eine Gedenkminute ab und riefen gemeinsam Parolen. Auch aus den anderen Zellen waren Parolen zu hören. Wir waren laut, obwohl wir nur wenige waren: »Es lebe der erste Mai!« Wir riefen diese Parole auch auf kurdisch: »*Bijî Yeke Gulanê!*«

Dann verfolgten wir gespannt die Nachrichten im Fernsehen. Im Staatsfernsehen wurde allerdings mehr über die polizeilichen Sicherheitsvorkehrungen berichtet. Gelegentlich wurden auch die Menschenmassen gezeigt, die auf den Taksim-Platz zuströmten. Hunderttausende marschierten mit erhobenen linken Fäusten und riefen dabei Parolen. Es war ein prachtvoller Anblick, der den Glauben daran stärkte, dass mit diesen Menschenmassen eine Revolution machbar war. Die anderen kommentierten begeistert jede neue Aufnahme, die gezeigt wurde, und ich fieberte mit ihnen. Nie zuvor hatte ich so fest an die Arbeiterklasse und die Revolution in der Tür-

kei geglaubt. Ich war tief bewegt, verspürte zugleich jedoch auch schmerzliche Sehnsucht nach Kurdistan.

Im Fernsehen wurde ausführlich über die Demonstration berichtet. Zwischendurch gab es auch andere Programme, aber hauptsächlich ging es um den Taksim-Platz. Der Anblick der Arbeiterinnen und Arbeiter in Kitteln und Overalls war beeindruckend. Ab und zu wurden der Vorsitzende des Gewerkschaftsverbandes DİSK, Abdullah Baştürk, und Behice Boran, die Vorsitzende der Arbeiterpartei Türkei TİP, gezeigt. Ich achtete darauf, ob auch die Parole »Nieder mit dem Kolonialismus« gerufen wurde oder ein Transparent mit der Aufschrift »Kurdistan-Revolutionäre« gezeigt wurde.

Plötzlich brach Chaos aus. Die Berichterstattung war live und zeigte daher alles unzensiert. Alle starrten gespannt auf den Fernseher, einige der Frauen schrien auf. Zunächst verstanden wir nicht, was geschehen war. Der Sprecher erklärte, es sei vom Dach des Sheraton-Hotels geschossen worden. Offizielle Verlautbarungen sprachen von einer »Auseinandersetzung zwischen linken Gruppen«. Es waren Panzerfahrzeuge zu sehen, die auf den Platz rollten, und Menschen, die auf dem Boden lagen. Der Taksim-Platz war zum Schlachtfeld geworden.

Transparente, Fahnen und Flugblätter flogen durch die Luft. Panisch versuchten die Menschen zu flüchten, wobei einige überrannt wurden. Es war ein fürchterlicher Anblick. Unsere Freude wandelte sich in Sorge und Angst. Vor unseren Augen fand ein Massaker statt. Auf dem Platz befanden sich fünfhunderttausend Menschen. Wasserwerfer kamen zum Einsatz und Nebelbomben nahmen den Menschen die Luft zum Atmen. Der Nachrichtensprecher gab die Anzahl der Toten bekannt. Zunächst sprach er von »mindestens zwanzig«, dann stieg die Zahl auf dreißig. Später hieß es: »Sechsunddreißig Tote und viele Verletzte«. Tausende Menschen wurden festgenommen.

Wir verständigten uns mit dem Männertrakt darüber, wie wir uns dazu verhalten wollten. Schließlich beschlossen wir einen dreitägigen Hungerstreik. Zu festgelegten Zeiten riefen wir gemeinsam Parolen: »Wir fordern Rechenschaft von den faschistischen Mördern!«, »Die Gefallenen vom Taksim-Platz sind unsterblich« und »Rechenschaft

für den ersten Mai«. Auf diese Weise protestierten wir im Rahmen unserer Möglichkeiten gegen das Blutbad am ersten Mai in İstanbul.

Die anderen Gefangenen verhielten sich ruhig in diesen Tagen. Sie verzichteten auf ihre üblichen Streitereien und beobachteten uns. Ein Hungerstreik war etwas Neues für sie. Zu bestimmten Zeiten tranken wir Zuckerwasser aus Teegläsern. Es wurde viel geraucht. Die anderen achteten darauf, nicht in unserer Anwesenheit zu essen. Wenn eine von uns zufällig kam, während sie aßen, versuchten sie verlegen, das Essen zu verbergen. Sie betrachteten es als Sünde, ebenso wie es als Sünde gilt, neben Fastenden zu essen. Einige von ihnen setzten sich zu uns und stellten uns Fragen zu unserer Aktion, die wir ihnen beantworteten.

Im Allgemeinen hatten sie jedoch andere Interessen. Im Gefängnis herrschte eine besondere Kultur. Selbst die bürgerlichen Medien berichteten viel über den Frauenhandel, in den auch das Gefängnispersonal verwickelt war. Die Angestellten ließen sich dafür bezahlen, dass sie Briefe übermittelten und Treffen zwischen den Frauen, die des Ehebruchs beschuldigt wurden, und ihren mitangeklagten Liebhabern ermöglichten. Sie versorgten die Gefangenen sogar mit Haschisch und Beruhigungsmitteln. Einige waren richtige Profis und verdienten damit das Zehnfache des Gehalts, das der Staat ihnen zahlte. Sie benahmen sich wie Herrscherinnen und ließen sich von den Gefangenen bedienen. In ihre kriminellen Machenschaften waren selbst der Anstaltsleiter und der Staatsanwalt verwickelt.

Es war nicht schwierig herauszufinden, wer von den Gefangenen mit diesen Geschäften zu tun hatte. Wir mischten uns nicht weiter ein und versuchten lediglich, sie dazu zu bewegen, sich an die Regeln des Zusammenlebens zu halten. Durch direktes Eingreifen hätten wir ohnehin nichts ändern können, sondern nur die anderen Gefangenen gegen uns aufgebracht. Sie waren von einer reaktionären, kaputten Gesellschaftskultur geprägt und kannten nur diese Lebensform. Alle hatten Probleme, es gab sogar mehrere Selbstmordversuche.

Hüsniye war eine von ihnen. Sie war eine hübsche, blonde Lasin, die im Alter von vierzehn Jahren in einem abgelegenen Dorf am Schwarzen Meer von ihrem Vater an einen Frauenhändler verkauft

worden war. Der Mann heiratete sie, obwohl er bereits verheiratet war, und zwang sie in seinem Haus zur Prostitution. Gemeinsam mit der Erstfrau hatte Hüsniye den Kerl ermordet. Sie waren beide im selben Gefängnis, verstanden sich jedoch nicht gut und stritten die meiste Zeit. Hüsniye interessierte sich für uns und sagte: »Macht mich auch zur Revolutionärin«. Sie war auf der Suche nach etwas, das ihrem Leben einen Sinn gab. Auch im Gefängnis waren die Wärter darauf aus, sie zu benutzen. Sie war eine sehr anziehende Frau. Einige Männer wollten sie sogar heiraten. Die Wärter sahen in ihr eine Geldquelle und schwirrten wie die Fliegen um sie herum.

Wegen Hüsniye und anderen Vorfällen verwarnten wir die Wärterinnen. Wir machten deutlich, dass wir von ihren Machenschaften wussten, und drohten mit Konsequenzen. Die Frauen bekamen Angst und waren danach vorsichtiger. Hüsniye hingegen gelang letztendlich, was sie sich in den Kopf gesetzt und mehrmals versucht hatte: Sie beging Selbstmord mit einer Überdosis Tabletten. Das erfuhr ich erst viel später aus der Zeitung. Ich war traurig. Es gab so viele Hüsniyes auf dieser Welt.

Eines Tages kam es zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen Faschisten und Revolutionären am Bildungsinstitut in Buca. Wir lasen davon in der Zeitung. Es waren Ketten, Knüppel und Messer eingesetzt worden. Nachts wurden drei Studentinnen in unsere Zelle gebracht. Sie sahen nicht aus wie Revolutionärinnen und keine von uns kannte sie. Uns kam der Verdacht, dass sie Faschistinnen seien. Auf unsere Fragen antworteten sie: »Wir sind Linke.« Es stellte sich dann heraus, dass ihnen in der Verwaltung nahegelegt worden war, sich als Linke auszugeben: »Sonst bringen sie euch um!« Vor Angst hatten sie sich an den Ratschlag gehalten.

Wir machten viel Sport im Gefängnis. Mahmure hatte den schwarzen Gürtel in Karate und gab uns Unterricht. Früher hatte ich meinen großen Bruder beim Sport beobachtet und nachgeahmt. Er hatte sich jedoch darüber geärgert und gemeint, ich solle es lassen, da Muskeln bei Frauen hässlich seien. Deshalb hatte ich es aufgegeben. Im Gefängnis trieben wir jedoch regelmäßig Sport.

Wir waren uns sicher, dass die Neuzugänge eine faschistische Einstellung hatten, und fassten einen Beschluss: »Diese faschistischen

Mädchen haben also draußen Revolutionäre angegriffen, dann werden wir jetzt sie verprügeln.« Es sollte jedoch keine gewöhnliche Schlägerei werden. Unauffällig bereiteten wir uns auf einen nächtlichen Angriff vor und blieben wach. Die Wärterin mit dem roten Gesicht war selbst rechtsgerichtet und wollte die Frauen schützen. Nachts brachte sie sie plötzlich weg. Es ging so schnell, dass wir nicht eingreifen konnten. Als sie zurück kam, gingen wir zu viert auf sie los: »Wieso schützt du die Faschistinnen? Du behauptest doch immer, du machst hier nur deine Arbeit? Du wirst schon sehen, was du davon hast!« Vor Schreck bekam sie große Augen und beeilte sich zu erklären, die Frauen hätten Angst gehabt und gefordert, woanders hingebracht zu werden, sie schütze niemanden und sei nur eine arme Witwe. Wir ließen von ihr ab, sie tat uns leid. Zukünftig wollten wir sofort handeln, falls es nochmal eine ähnliche Situation geben sollte.

Die Tage vergingen schnell. Am dreizehnten Mai machten wir eine Gedenkveranstaltung für Leyla Qasim[89]. Der Vorschlag kam von mir. Orhan Bakır hatte ein Foto, das bei ihrer Hinrichtung geschossen worden war, nachgemalt und es mir geschickt. Darunter hatte er auf kurdisch geschrieben: »Leyla Qasim ist unsterblich!« Ich freute mich sehr darüber und hängte das Bild über meinem Bett auf. Bevor ich verhaftet worden war, hatte ich in der Wohnung mehrere Plakate aufgehängt, die ich von den FreundInnen bekommen hatte. Eines davon war ein Foto von Leyla Qasim gewesen. Damals hatte ich erstmals davon gehört, dass sie als kurdische Kämpferin hingerichtet worden war. Ihre würdevolle Haltung hatte mich sehr berührt. Auf das Angebot ihrer Henker, sie zu verschonen, falls sie Reue zeige und um Vergebung bitte, soll sie ihnen ins Gesicht gespuckt und geantwortet haben: »Niemals werde ich euch um Vergebung bitten. Wenn jemand um Vergebung gebeten werden muss, dann ist es das kurdische Volk, für das ich nicht genug gekämpft habe. Ihr könnt mich töten und auslöschen, aber mein Tod wird Tausende Kurdinnen und Kurden aufwecken.« Sie war für mich eine Legende, eine Heldin. Auf dem Foto trug sie eine

89 Der 13. Mai galt lange als Todestag von Leyla Qasim. Erst 2011 stellte sich anhand eines veröffentlichten Dokuments des irakischen Gesundheitsministeriums heraus, dass die Hinrichtung am 12. Mai 1974 stattfand.

Waffe und einen Patronengurt. Frauen und Waffen, Frauen und Krieg, Frauen und der Kampf für nationale Befreiung, Frauen und der Tod – das hatte eine ganz besondere Bedeutung. Die kurdischen Frauen würden sich kämpfend aus ihrer Versklavung befreien.

Leyla Qasims Kampf war gleichzeitig ein Aufstand gegen kurdische Kollaborateure. In ihrer Suche nach Freiheit war sie ein Vorbild für alle kurdischen Frauen. Sie hatte die Befreiung ihres Volkes als ihre eigene Befreiung begriffen und an vorderster Front gegen reaktionäre, feudale und frauenfeindliche Gesellschaftsstrukturen gekämpft. Die »Kurdistan-Revolutionäre« hatten von Anfang an auch Frauen in den Kampf für nationale Befreiung einbezogen. Frauen konnten nur über eine aktive Teilnahme daran die Freiheit erlangen. Es musste noch viel mehr Leylas geben.

Auf der Gedenkveranstaltung erzählte ich alles, was ich über Leyla Qasim wusste. Danach wurden Botschaften anderer FreundInnen verlesen und gemeinsam einige Strophen aus Liedern gesungen, die an Leyla erinnerten. Der Gefallenen zu gedenken, stärkte die Verbundenheit und den Willen, ihren Kampf fortzusetzen.

Der Monat Mai war ein besonderer: Der erste Mai, dann der sechste Mai als der Tag, an dem Deniz Gezmiş, Yusuf Aslan und Hüseyin İnan hingerichtet worden waren, der dreizehnte Mai und der achtzehnte Mai, an dem wir İbrahim Kaypakkaya gedachten. Ich wusste ja zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass genau an diesem Tag Haki Karer, dieser großartige Mensch und wertvolle Genosse, erschossen wurde. Wir verlasen einen Text, den Orhan Bakır aus dem Männertrakt geschickt hatte. Auf dem Umschlag war ein Bild, das İbrahim Kaypakkaya mit Schirmmütze zeigt und das ich sehr mochte. Auch diesen Tag verbrachten wir damit, Kampflieder zu singen.

Ende Mai fand eine weitere Gerichtsverhandlung statt. Es war Wahlkampf und unser Anwalt versuchte erfolgreich, das CHP-Umfeld für unseren Prozess zu nutzen. Wir wurden gegen Kaution freigelassen. Direkt nach der Freilassung brachten mein Bruder Haydar und Haydar aus Suruç mich nach İnciraltı. Sie sagten, ich solle dort weitere Freunde kennenlernen. An den Scheiben in der Eingangstür zum Kampus hingen große Plakate. Davor standen Menschen, die

neugierig guckten. Als ich durch die Tür trat, sah ich an der Wand Bilder von Haki Karer und Aydın Gül mit der Überschrift: »Der große Internationalist Haki Karer – 18. Mai 1977«. Darunter stand:

»Nichts ist so wertvoll wie Unabhängigkeit und Freiheit!

Genosse Haki Karer, heldenhafter Sohn des Volkes der Türkei, großer Internationalist, Führungskader der Kurdistan-Revolutionäre, wurde am 18. Mai 1977 in Antep von der Agentenorganisation *Beş Parçacılar*[90] ermordet.

Nieder mit Kolonialismus, Imperialismus
und jeder Form der Reaktion!
Verdammt seien Spitzel und Provokateure!
Es lebe der Internationalismus des Proletariats!
Kurdistan-Revolutionäre«

Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten. Die Schrift verschwamm vor meinen Augen. Ich presste meine Hände zu Fäusten zusammen und hatte Schwierigkeiten, auf den Beinen zu bleiben. Aydın Gül war von der HK ermordet worden. »Diese Niederträchtigen«, sagte ich leise. Er war der erste von uns, der im Kampf sein Leben verloren hatte. HK-Anhänger hatten ihn im Namen der Revolution erschossen! Warum hatte ich davon nichts erfahren? Wie hatten die FreundInnen mir das verschweigen können? Ich war mit einem HK`ler verheiratet! Keine Sekunde länger würde ich in İzmir bleiben. Es war mir gleichgültig, ob ich die Zustimmung bekam oder nicht, ich wollte mich sofort auf den Weg machen. Ich konnte nicht mehr abwarten. Verdammt, das Gefängnis hatte mich drei Monate gekostet, das war eine lange Zeit. Ich las die Überschrift auf dem Bild von Aydın Gül: »Tapferer Kämpfer für die nationale Befreiung Kurdistans«. Ich erinnerte mich an ihn. Er war noch sehr jung gewesen, ein verständiger, stiller Genosse. Manchmal war er mit Meto zu uns gekommen. Was war passiert? Ich konnte es nicht glauben. Unter dem Foto stand:

---

90 Von Alaattin Kapan gegründete kurdische Organisation, die auch die in Armenien (damals Teil der Sowjetunion) lebende kurdische Bevölkerung in einen unabhängigen Staat Kurdistan einbeziehen wollte und auch unter dem Namen der von ihr herausgegebenen Zeitschrift *Sterka Sor* bekannt war.

»In der Heimat der Löwen haben Füchse nichts zu suchen.
Die Faschisten können die Blume Dersims nicht zerstören.
Der Weg zur Revolution ist mit ihm verbunden.
Kurdistan-Revolutionäre, 8. März 1977«

Ich wollte Baki nicht mehr sehen. Er sah, in welchem Zustand ich war, und hielt sich von mir fern. Wir sprachen nicht miteinander, er beobachtete mich bloß. Später sagte er: »Das war nicht die HK«. Er wollte es nicht glauben. Dann meinte er: »Wir recherchieren das«. Schon wieder dieser Satz! Ich wurde fürchterlich wütend. Was gab es noch zu recherchieren? Ein Revolutionär war erschossen worden, darüber stand nichts in seinen Büchern. Er musste nur seinen Kopf ein klein wenig anstrengen, sein Herz und sein Gewissen befragen, das reichte aus, wenn er nur ein bisschen Liebe für sein Volk und sein Land aufbrachte. Seine »Recherchen« verliefen immer in die falsche Richtung und waren scheinheilig. Mit typisch kleinbürgerlicher Gerissenheit sprach er von »Widersprüchen unter Revolutionären« und weigerte sich, die ideologischen, politischen und praktischen Konsequenzen zu sehen. Seine Gruppe ignorierte die Realität Kurdistans einfach. Die Organisierung eines Volkes basierend auf seiner eigenen Kraft bezeichneten sie als Seperatismus und Nationalismus. Ständig machten sie Antipropaganda gegen uns. Und sie wendeten Gewalt an. Die Widersprüche konnten wohl kaum als einfach und normal betrachtet werden.

Angesichts dieser Entwicklungen festigte sich mein Entschluss, in mein Land zurückzukehren. Dieses Mal wollte ich jedoch nicht heimlich weglaufen, sondern einen offenen Schnitt machen. Ich sprach mit Baki: »Ohne eine ideologische und organisatorische Gemeinsamkeit kann unsere Beziehung nicht weitergehen. Wir haben viel diskutiert, sind jedoch nie zu einem Ergebnis gekommen. Diese Bewegung ist offen für alle. Wenn du es wirklich willst, kannst du daran teilhaben, das kann niemand verhindern. Aber du musst davon überzeugt sein und es nicht nur tun, um unsere Beziehung zu retten. Wir werden uns wiedersehen und weiter diskutieren. Du kannst die FreundInnen jederzeit finden, einige kennst du ja ohnehin.« Dann gaben wir uns die Hand. Die Wohnungsinhaberin sah uns verblüfft zu. Während ich redetete, packte ich gleichzeitig meinen Koffer und

weinte. Auch Baki weinte. So verließ ich unsere armselige Wohnung in Çiğili. Ich fühlte mich todmüde, als ich die Hauptstraße erreichte. Daran war weniger der schwere Koffer schuld als vielmehr dieses letzte Gespräch. Ich war allein und fuhr zu einer Adresse in Konak, die mir genannt worden war. Es war die Wohnung von Cuma Karakoçan und Bozo, also Kemal Coşkun. Sie reagierten überrascht, als sie meinen Koffer sahen. »Lass uns sofort heute losfahren«, sagte ich zu Bozo. Sie dachten zuerst, dass ich Witze mache. »Warte mal, wir sind doch gerade erst in İzmir angekommen. Und was ist überhaupt los, was ist mit Baki?« fragte Bozo. Spöttisch antwortete ich: »Was soll mit Baki sein? Soll er doch in İzmir bleiben und Revolution in der Türkei machen. Ohne ihn schaffen sie es ja nicht.« Die beiden begriffen, dass etwas vorgefallen sein musste und meinten, ich sei offenbar sehr aufgebracht und solle jetzt nichts übereilen. »Nein«, entgegnete ich, »Baki kommt nicht mit. Zwischen uns besteht keine Verbindung mehr und eigentlich hat es auch nie eine gegeben. Ich bin selbst dafür verantwortlich, dass ich in diese Situation geraten bin, und es hat lange gedauert, mich daraus zu befreien. Er tut mir auch leid, er ist so sensibel. Hoffentlich wird er mit dieser Situation fertig. Ich habe natürlich versucht, ihn davon zu überzeugen, dass es so besser ist. Wir sind nicht im Bösen auseinandergegangen.«

»Ihr habt euch also auf zivilisierte Weise getrennt«, meinte Bozo. Ich lachte, obwohl ich Schmerz empfand. Die FreundInnen wussten nicht viel darüber, wie es wirklich abgelaufen war. Sie nahmen es leicht, aber das war es nicht. Monatelang hatte ich gekämpft, mit mir selbst, meinem Umfeld, meiner Familie. Es war zugleich ein ideologischer, politischer Kampf gewesen.

Schließlich machten wir uns auf den Weg. Wir hatten nur das Geld für unsere Fahrkarten. Nach dem Essen verließen Bozo und ich die Wohnung und kauften Busfahrkarten nach Ankara. Auf dem ganzen Weg war ich in Gedanken versunken. Bozo versuchte hin und wieder, mich aufzumuntern. Wir unterhielten uns über Dersim. Bozo war bekannt geworden, weil er einem Dorfvorsteher die Ohren abgeschnitten hatte. Seitdem konnte er sich in Dersim nicht mehr blicken lassen, er wurde gesucht.

Auf dem Sitz vor uns saß ein Mann, der wie ein Geschäftsmann aussah. Er machte einen angespannten Eindruck. Offenbar fühlte er sich von Bozo gestört, der nicht stillsitzen konnte und mit Händen und Füßen ständig gegen den Vordersitz stieß. Wir sprachen zazaki miteinander. Wie Touristen sahen wir nicht aus, also musste der Geschäftsmann uns für Kurden halten. Das war in Ordnung, solange er nicht vermutete, dass wir »Terroristen« waren. Wie James Bond umklammerte er eine Tasche mit Geld. Das stellte sich heraus, als der Bus an einer Raststätte anhielt. Da wir kein Geld hatten, stiegen wir nicht aus. Der Mann glaubte, er sei alleine im Bus, und öffnete die Tasche. Sie war voller Geldbündel. Bozo meinte: »Lass uns das Geld nehmen und verschwinden.« Das war eigentlich keine schlechte Idee, aber das Risiko war zu groß.

Bozo war ein lebhafter, anarchistischer Mensch. Das Geld reizte ihn sehr, aber der Geschäftsmann verließ sofort den Bus, als er merkte, dass er mit uns allein war. In Polatlı stieg er schließlich aus und verschwand.

In Ankara fuhren wir mit einem Taxi zu einem Wohnheim, in dem Freunde lebten. Wir hatten keinen kuruş Geld in der Tasche. Bozo ließ das Taxi warten und holte Geld von den Freunden. Da es ein Männerwohnheim war, musste ich draußen bleiben.

Bozo kehrte mit Muzaffer Ayata zurück, den ich zum ersten Mal traf. Dann kam auch Baki Karer dazu. Sie brachten mich zur Wohnung einer großen Familie. Eine der Töchter, Mediha, war Studentin und Genossin. Wir sprachen nicht viel an diesem Abend, da ich müde von der Fahrt war. Am nächsten Tag redete ich mit Baki Karer. Bozo hatte meine Situation kurz erklärt, Baki Karer wollte jedoch genauer wissen, was vorgefallen war. Nachdem er mich angehört hatte, kritisierte er mich auf eine herabsetzende Art: »Du hast dem Kerl eine Tür offen gehalten, indem du gesagt hast, ihr solltet die Beziehung nicht vollständig abbrechen.« Ich wiederholte noch einmal, dass ich dabei von einer freundschaftlichen Beziehung gesprochen hatte, aber er schien nicht überzeugt: »Bei einer solchen Entscheidung muss man eindeutig sein, damit man es später nicht bereut«, sagte er. Mir wurde es zuviel. Ärgerlich entgegnete ich: »Ich

bin eindeutig. Ich habe eine Entscheidung getroffen und bin jetzt hier. Niemand hat mich dazu gezwungen. Wäre ich nicht im Gefängnis gelandet, wäre ich schon früher gekommen. Das habe ich auch Şahin mitgeteilt, er wusste davon!«

Ich fragte mich, ob Şahin wohl etwas anderes erzählt hatte. Wäre ich doch schon früher gekommen, dann hätte ich selbst alles erzählen und mich entscheiden können, was zu tun sei. Oder mir wäre gesagt worden, was ich machen solle. Nur der Widerstand in der Fabrik hatte mich davon abgehalten. Schließlich hatte ich viel Arbeit in die Organisation des Streiks investiert. Es war mir nicht richtig erschienen, diese Aktion nicht zuende zu führen.

Baki fragte: »Und was machen wir, wenn der Kerl jetzt dauernd hier auftaucht?« Damit hatte er Recht, das war durchaus möglich. Ich wusste selbst, dass Baki sich nicht einfach zurückziehen würde. Es war auch nicht unwahrscheinlich, dass er sogar vorgab, ein »Kurdistan-Revolutionär« geworden zu sein. Aber was konnte ich jetzt noch tun? Wie konnte eine noch eindeutigere Entscheidung aussehen? Es gab ja keine Verbindung mehr zwischen uns.

Ich blieb nur kurz bei der Familie. Kesire holte mich ab und brachte mich zur Wohnung ihrer eigenen Familie. Auf dem Weg unterhielten wir uns und setzten unser Gespräch in ihrer Wohnung fort. Sie sprach von unserer ersten Begegnung: »Du warst auf einmal verschwunden. Später haben wir erfahren, dass du nach İzmir gegangen bist. Wir hatten noch gar nicht untereinander über dich gesprochen. Du warst uns nicht gleichgültig, aber es war auch nicht einfach, sofort eine Lösung zu finden. Und dann warst du auch schon weg.« Ihre Sätze hatten wieder einen kritischen Unterton. Ich berichtete, wie ich nach İzmir gegangen war und was ich dort erlebt hatte. Einige Vorfälle fasste ich nur bruchstückhaft zusammen, von anderen erzählte ich ausführlich.

Ich hatte endlich die Gelegenheit, Kesire näher kennen zu lernen. Ich machte auch die Bekanntschaft mit Şenay, die mir Kesire als »eine jugoslawische Freundin« vorstellte. Sie lebte in einem Wohnheim, es war jedoch geplant, dass wir Frauen gemeinsam in eine Wohnung in Etlik ziehen sollten, in der momentan noch Freunde wohnten.

Kesire war völlig anders als die Freundinnen in Dersim. Die Wohnung ihrer Familie machte den Eindruck, als gehöre sie der Organisation. Ihre Mutter tat nichts ohne die Zustimmung von Kesire. Ihr Vater war stiller, er war meistens bei der Arbeit in seinem Laden. Ihr Verhältnis zueinander ging über eine normale Vater-Tochter-Beziehung hinaus. Eine ihrer Schwestern studierte an der ODTÜ, der technischen Universität. Dann gab es noch Zwillinge, ein Mädchen und einen Jungen. Der Junge hieß Ali Kemal. Kesire war die Autorität in der Familie. Das galt auch für ihre Verwandtschaft. Wir besuchten Verwandte von Kesire, die sie offenbar sehr wertschätzten. Ich bewunderte sie dafür, dass sie als junge Frau überall als Autorität anerkannt wurde. In diesen Tagen kam die große Schwester von Şenay aus Jugoslawien zu Besuch. Wir führten sie aus und machten gemeinsame Besuche. Es kam mir merkwürdig vor, dass Kesire für solche Dinge Zeit hatte.

Eines Tages rief Mehmet Ali mich an und wollte mich treffen. Offenbar war Baki eingetroffen, Baki Karer hatte richtig vermutet. Mehmet Ali kam zu Kesires Wohnung und ich sprach in ihrem Beisein mit ihm, was in vielerlei Hinsicht gut war. Ich kritisierte ihn für sein Verhalten, als ich aus Dersim zu seiner Familie gekommen war. Hätte er damals dafür gesorgt, dass ich bei ihnen hätte bleiben können, wäre ich nicht nach İzmir gegangen und alles wäre anders gekommen. Auch er war ein bisschen dafür verantwortlich. Meine Kritik war ihm peinlich. Die Trennung von Baki und mir bedrückte ihn. Natürlich machte die Anwesenheit von Kesire Eindruck auf ihn, schließlich war die Trennung auch politisch begründet.

Mehmet Ali erzählte, dass mein Onkel vor Kummer eine Gesichtslähmung erlitten habe. Ich konnte nicht so tun, als ob mich das nicht betroffen mache. Im Gegenteil, ich litt darunter. Zwar beschuldigte ich in Diskussionen Baki und seine Verwandtschaft, insgeheim fühlte ich mich jedoch selbst verantwortlich. Es machte mich fertig. Gerade hatte ich gedacht, damit abgeschlossen zu haben, da traten wieder neue Schwierigkeiten auf, so dass ich mich fragte, ob das nie ein Ende nehmen werde. Ununterbrochen hinterfragte ich innerlich, wo ich was falsch gemacht hatte. Wo lag der Fehler, wo meine Schwäche? Dabei dachte ich doch, alles richtig gemacht zu haben, soweit das eben mög-

lich war in dieser Situation. Mein Onkel war traurig, seine Frau würde weinen, Baki wahnsinnig werden und so weiter. Aber was war mit mir? Um meine Gedanken, Gefühle und Wünsche kümmerte sich niemand.

Mehmet Ali brachte immer wieder die Erkrankung meines Onkels ins Gespräch. Er suchte nach einer Zwischenlösung und ließ nicht locker. Auf merkwürdige Weise war er bemüht, alle Seiten zufrieden zu stellen, aber das funktionierte nicht. Kesire brachte es auf den Punkt: »Du benimmst dich, als ob du Frieden zwischen zwei Streitparteien stiften würdest. Die Freundin hat sich doch klar ausgedrückt, auch ganz zu Anfang hat sie mit euch geredet. Eigentlich bist du es, der ihr am ehesten hätte helfen können. Aber du hast immer nur an Baki gedacht. Jetzt willst du eine Lösung, die auch den Rest der Familie zufrieden stellt. Wir können die Freundin zu nichts zwingen. Davon solltest du deinen Vater überzeugen. Und Baki soll nicht ständig weiterbohren.« Ihre Worte erleichterten mich sehr. Mehmet Ali war nur halbwegs überzeugt und verließ uns geknickt.

Ich zog mit Şenay, die sich jetzt Nadire nannte, in die für uns vorgesehene Wohnung, die nahe der Wohnung von Kesires Familie lag. Eine Zeitlang lebte auch Şenays Schwester bei uns. Das war gut, weil wir so in der Umgebung weniger verdächtig erschienen. Manchmal kamen die Freunde vorbei. In den ersten Tagen besuchte uns vor allem Semir. Şenays Schwester kehrte nach einer Weile nach Jugoslawien zurück. Für mich begann eine neue Zeit. Ich zog Bilanz und konnte aus der Entfernung besser erkennen, an welchen Punkten ich mich geirrt und bei welchen Themen ich Recht gehabt hatte.

Die Geschehnisse waren nicht spurlos an mir vorbei gegangen. Flucht, Ehe, Gefängnis, Auseinandersetzungen, ganz alleine eine Entscheidung treffen müssen... Wie viel ich erlebt hatte! Aber ich betrachtete es nicht als mein Schicksal. Vielmehr hatte ich mich meinem Schicksal widersetzt. Der Gedanke, dass die Situation für mich einen Neuanfang bedeutete, tröstete mich. Den FreundInnen kam ich in dieser Zeit noch näher.

Wir lasen und diskutierten viel. Nach einer Weile begannen wir wieder mit der Bildungsarbeit. Dafür trafen wir uns in der Wohnung eines Freundes aus Mardin, der zweimal geheiratet hatte. Wir be-

schäftigten uns mit Büchern wie zum Beispiel »Das Selbstbestimmungrecht der Völker«, »Die nationale Frage und das Problem des Kolonialismus« und »Der ›linke Radikalismus‹, eine Kinderkrankheit des Kommunismus«[91]. Unsere Gruppe bestand aus Kesire, Nadire und ein paar FreundInnen. Die Bildungsarbeit wurde von Kesire angeleitet. In den Diskussionen war sie jedoch diejenige, die am wenigsten redete. Auch im Alltagsleben sprach sie selten. Wenn Nadire nicht da war, übernachtete ich bei Kesire.

Ich hatte Respekt vor allen FreundInnen, die Teil der Bewegung waren oder sie anführten. Genossenschaftliche Beziehungen waren für uns eine überaus wertvolle, vertrauensvolle Bindung. Das war das erste, was wir lernten. Daher neigte ich dazu, die FreundInnen zu verherrlichen und alles, was sie taten, als richtig zu betrachten. Vielleicht war es nicht bei allen so, aber Kesire war nicht nur eine Genossin, sondern darüber hinaus auch die Verlobte unseres Vorsitzenden, der eine solche Verbindung ja nicht mit irgendwem eingegangen war. Ich weiß nicht mehr, ob der Vorsitzende auch dabei war, als ich das erste Mal nach Ankara gekommen und auf die Gruppe im Garten der politischen Fakultät gestoßen war. Ich hätte ihn ja auch nicht erkennen können, da ich ihn zuvor nie gesehen hatte und sein Name nie erwähnt wurde. Ich traf ihn erstmalig bei einer Diskussion mit Kesire und anderen in der Kantine der juristischen Fakultät.

Nach einer intensiven Zeit, die von rebellischen und voreiligen Gefühlen geprägt und voller unerwarteter, konfliktreicher Ereignisse war, befand ich mich jetzt wieder in Ankara und traf direkt auf den Vorsitzenden.

Von anderen wurden wir »*Apocu*« genannt. In der Anfangszeit regte ich mich über diese Bezeichnung auf, da es falsch war, eine Bewegung so zu nennen und außerdem der Vorsitzende damit in Gefahr gebracht wurde. Letztlich war jedoch der Name nicht so wichtig. Apo war ein Individuum, das für Prinzipien, Revolution, Internationalismus, Liebe zum Land und einen unerbittlichen Kampf stand.

---

91 Lenin, 1920

Ja, wir waren Apo-AnhängerInnen! Im Grunde genommen gefiel mir diese Bezeichnung, sie machte mich stolz, auch bevor ich den Vorsitzenden zum ersten Mal gesehen hatte.

Am meisten beeindruckte mich seine Fähigkeit, Menschen zuzuhören und zu verstehen. Er sprach ein Thema niemals direkt an und bezog sich in seinen Analysen nicht auf eine einzige Person oder einen einzigen Vorfall. Wenn er redete, hatte ich dennoch das Gefühl, dass er genau das ansprach, was in mir vorging. Mir eröffneten sich neue Horizonte, wenn er zum Ausdruck brachte, was uns alle anging: das gesamte Leben, die Zukunft, der Kampf und was wir als Individuen dazu beizutragen hätten.

Er sprach anders als die anderen Freunde. Sein Sprachstil war natürlich, schlicht, inhaltsreich und eigen. Viele der FreundInnen, mit denen ich in dieser Zeit redete, hatten den Dialog auf Themen wie meine Flucht von Zuhause und meine Trennung beschränkt. Der Vorsitzende ging niemals direkt darauf ein und gab mir trotzdem Antwort auf alle Fragen, da er eine Verbindung zwischen verschiedenen Themen herstellte.

Für mich war es der schönste Moment meiner Zeit in Ankara, dem Vorsitzenden in der Kantine der juristischen Fakultät zuzuhören. Es kamen auch Leute verschiedener linker Fraktionen hinzu, mit denen er Dialoge führte.

An Kesire fiel mir auf, dass sie stets allgemein blieb, jedoch sehr von sich eingenommen war. Sie setzte sich niemals dafür ein, etwas zu erreichen, sondern erwartete, dass alle zu ihr kamen. In Dersim hatte Kıymet Klatsch über sie verbreitet: »Sie ist die Tochter von Ali Yıldırım, sie ist kalt und selbstgefällig. Auch der Vorsitzende hat sie anfangs nicht akzeptiert.« Diese Gerüchte kamen mir nicht glaubhaft vor. Was sollte der Verweis auf ihren Vater? Ich konnte den Zusammenhang nicht begreifen. Jetzt erlebte ich sie aus der Nähe und war von ihr beeindruckt. Ihre Stellung in ihrer Familie und den Respekt, der ihr entgegengebracht wurde, empfand ich als positiv. »Es ist doch gut, dass sie als Revolutionärin selbst in ihrer Familie als Autorität anerkannt wird«, dachte ich mir.

Ich verglich sie mit den jungen Frauen in Dersim und vor allem mit Kıymet. Die Autorität von Kıymet basierte auf Geld und ihrem Beruf. Bei Kesire war das anders, ihre Familie war ohnehin wohlhabend. Kıymet mischte sich in alles ein und redete ununterbrochen. Ihre Lebensweise und selbst ihre Art, Zigaretten zu rauchen, waren merkwürdig. Sie war keine revolutionäre Autorität, die sich ihre Besonderheit als Frau bewahrte, sondern eher ein Mädchen, das sich wie ein Mann bewegte. Sie kannte keine Grenzen und Maßstäbe. Natürlich machte sie mit ihrem Verhalten trotzdem Eindruck auf ihre Familie und ihr Umfeld.

Die Gerüchte über Kesire führten dazu, dass ich sie noch aufmerksamer beobachtete. Alles, was sie tat, schien vorprogrammiert. Darin ähnelte sie ein wenig Cemile, dennoch war bei ihr alles anders. Ich verglich sie mit allen Frauen, die ich von der türkischen Linken kannte. Nein, Kesire war anders, und das machte mich stolz.

Şenay war – beeinflusst von der studentischen Lebensweise – ziemlich unordentlich. Ob beim Essen, beim Schlafen oder bei der Sauberkeit, was sie wie tat, war unklar. Manche Dinge tat sie einfach als unwichtig ab. Putzen war für sie eine unnötige Arbeit. Sie fand es auch normal, monatelang dieselbe Kleidung zu tragen. Ihre Hosen waren ausgebeult, ihre Hemden zerknittert. Bügeln empfand sie als Zeitverschwendung. Dabei verbrachte sie ihre Zeit oft mit noch viel unnötigeren Dingen. Mich störte das.

Sie war gebildet und studierte, darüber hinaus war sie Mitglied der Bewegung. Ihre Haltung im Leben stimmte damit jedoch nicht überein. Sie erinnerte mich an die türkische Linke in ihren Anfangsjahren. Niemals habe ich vergessen, wie sich die Farbe von İbos Hose beim Waschen änderte. Für sie war ein revolutionäres Leben mit einem schmuddeligen Äußeren verbunden. Ich hatte das nie verstanden. Vielleicht begriff ich viele Dinge nicht, aber ich hatte doch zumindest gelernt, dass zu einem revolutionären Leben ein reiner Geist, eine ebensolche Ethik und eine gewisse Ordnung gehörten.

Şenay veränderte sich in der Zeit, in der wir gemeinsam lebten. Kesire gab mir beim Thema Ordnung Recht. Meine Beziehung zu Kesire blieb dennoch distanziert. Das lag an dem Respekt, den ich

ihr gegenüber empfand. Trotzdem gelang es mir von Zeit zu Zeit, eine gewisse Nähe zwischen uns herzustellen. Manchmal zeigte sie sich ganz natürlich mir gegenüber. Zum Beispiel behaupteten alle, dass Kesire niemals lachte. Ich brachte sie jedoch mehrmals dazu, in lautes Gelächter auszubrechen.

Die erste Frau des Freundes aus Mardin, in dessen Wohnung wir unsere Bildungsarbeit abhielten, war eine schöne Frau. Sie war groß und hatte einen dunklen Teint. Zog sie ihre traditionellen Kleider aus Mardin an, war sie noch anziehender. Eines Tages ging sie mit der Familie ihres Schwagers zum Einkaufen. Mit ihrem langen, glänzenden Kleid, dem weißen Seidentuch auf dem Kopf und ihrem Goldschmuck zog sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Sie trug eine auffällige Halskette, einen goldenen Gürtel, goldene Ohrringe und ihre Arme waren mit Armreifen halb bedeckt. Sie konnte für ein Mannequin gehalten werden.

An diesem Tag protestierten TKP-Frauen im Namen des Vereins Fortschrittlicher Frauen gegen Preissteigerungen und hielten dabei leere Töpfe und Teller in die Luft. Als die Demonstrantinnen Parolen riefen, rief sie auf kurdisch: »*Bimre Koledarî!*«[92]. Alle starrten sie überrascht an. Ihr Schwager wurde nervös und drängte sie zum Aufbruch: »Komm schon, wir kriegen Ärger mit der Polizei.« Sie entgegnete: »Die anderen rufen doch auch, dann kann ich auch Parolen rufen.« Letztendlich ließ sie sich überzeugen und ging nach Hause. Als ich von diesem Vorfall berichtete und dabei ein wenig übertrieb, brachen alle in Gelächter aus. Kesire kamen sogar die Tränen vor Lachen. Sie kannte die Frau und ihre Besonderheiten ja auch. Einmal hatte sie mit eigenen Augen gesehen, wie die Frau in der Kälte Ankaras in ihrem Kleid mit halblangen Ärmeln Einkaufen ging.

Wahrscheinlich war es die tragikomische Situation einer mutigen kurdischen Frau, die bereits in jungen Jahren die Existenz einer Zweitfrau hinnehmen musste und niemals mit Männern gemeinsam am Tisch aß, die uns zum Lachen brachte. Es gab viele solche dramatischen, tragikomischen Situationen in Kurdistan und den Metropolen.

---

92 Nieder mit der Sklaverei

In der Wohnung von Kesires Familie hing ein vergrößertes Foto von ihr. Sie erklärte, es sei während ihrer Zeit als Lehrerin gemacht worden, und zeigte mir ihr Fotoalbum. Ihre Mutter war eine typische Aristokratin. Sie war nicht eine von den Frauen, die sich erst in der Stadt veränderten. Auf den Fotos wurde offensichtlich, dass sie bereits in Karakoçan genauso ausgesehen hatte.

Während wir die Bilder anschauten, stellte ich viele Fragen. Kesire antwortete auf alle. Nur zu ihrer Beziehung zum Vorsitzenden fragte ich sie nicht. Eigentlich wollte ich sie näher kennenlernen, aber sie bewahrte immer Distanz. Eines Tages zog sie sich um. Normalerweise trug sie Hose und Hemd. An diesem Tag zog sie eine braun gemusterte Cordhose und eine karierte Bluse an. Sie war sehr lebhaft und freute sich wie ein Kind. Offensichtlich erwartete sie jemanden, denn sie lächelte ununterbrochen. Am Vormittag hatte sie einen Anruf bekommen. Seitdem war sie verändert. Außer uns war niemand zu Hause. Ich vermutete, dass der Vorsitzende sich angekündigt hatte. Als es klingelte, sprang sie auf und lief zur Tür, aber es war jemand anders. Danach war ihre Lebhaftigkeit erloschen. An diesem Tag kam niemand.

Eines Tages fuhren wir gemeinsam nach Tuzluçayır. In Natoyolu machten wir ein paar Besuche. In der ersten Wohnung, zu der wir gingen, fand gerade eine Bildungsarbeit statt. Es waren Doktor Ali Rıza[93], der später heiratete, Bezar, Gönül Atay[94] und die Şerik-Schwestern dort. Der Unterricht wurde vom Doktor angeleitet. Gönül versuchte ständig, sich in den Mittelpunkt zu stellen. Während der Diskussion ließ sie niemanden zu Wort kommen. Ich sah sie zum ersten Mal und sie machte einen abstoßenden Eindruck auf mich. Kesire sagte fast nichts. Nach einer Weile verließen wir die Wohnung. Auf dem Weg sagte ich zu ihr: »Gönül ist sehr geschwätzig, ihr Verhalten hat mir nicht gefallen.« Kesire lachte: »Ja, Gönül ist

93 Ali Rıza Altun, von 1980-1992 im Gefängnis in Diyarbakır inhaftiert, ist bis heute Mitglied der kurdischen Befreiungsbewegung.

94 Gönül Atay war mit Sakine Cansız gemeinsam im Gefängnis in Diyarbakır inhaftiert und trennte sich 1989 von der PKK, indem sie sich in die Botschaft der Türkei in Damaskus flüchtete.

eben so. Sie ist mit Rıza verlobt.« Danach gingen wir zur Wohnung von Rıza. Hier hatte ich ein paar Tage verbracht, bevor ich zu Kesire gezogen war. Später kamen noch Bezar und Gönül dazu.

Mutter Hatice, die Hausfrau, war eine liebenswürdige Frau. Kesire gegenüber verhielt sie sich sehr respektvoll. Sie freute sich über unser Kommen, als ob der Vorsitzende persönlich da sei, oder zumindest ein Teil von ihm. In Anwesenheit von Kesire achteten alle immer mehr auf ihr Verhalten und rissen sich zusammen, auch Bezar und Gönül. Nur Mutter Hatice bewahrte sich ihre natürliche, schlichte Herzlichkeit. Bezar arbeitete damals als Gerichtsschreiberin. Gönül war Studentin. Bezar benahm sich wie ein Küken, dem die Schale, aus der es geschlüpft ist, missfällt. Die Bildungsarbeit hatte schon etwas bei ihr bewirkt, dennoch verhielt sie sich wie ein verwöhntes Kind, obwohl sie die älteste Tochter und berufstätig war. Mich beachtete sie kaum.

Gönül war sehr von sich eingenommen. Bereits damals betrachtete sie sich selbst als »Fremde« unter uns und sah das als etwas Besonderes an. Der Eindruck, den ich bei unserem ersten Kennenlernen gewann, änderte sich nie. Es sollte sich herausstellen, dass ich mich nicht geirrt hatte. In der langen Zeit, die wir später gemeinsam im Gefängnis verbrachten, lernte ich sie gut kennen. Ich finde es wichtig, ihre Persönlichkeit ausführlich zu analysieren. In den Kämpfen, die wir miteinander ausfochten, wurde deutlich, wie hässlich der Ehrgeiz und die Komplexe einer Frau sein können und wohin sie führen.

Die Tage in Ankara verliefen bunt und unterhaltsam. Für mich boten sie die wichtige Gelegenheit, zu lesen, zu diskutieren und mich weiterzubilden. Ich war mit Leuten zusammen, von denen ich viel lernen konnte. Langsam kam ich auch über meine vorherigen Erlebnisse hinweg. So vergingen drei oder vier Monate. Dann sollte ich ins Land zurückkehren. Zeitweilig war angedacht, mich nach Urfa zu schicken, aber es gab ja das Sprachproblem. Saime Aşkın (Delal) war bereits in Urfa. Sie war Lehrerin und gleichzeitig in der organisatorischen Arbeit tätig. Es hieß, sie habe in Urfa *Kurmancî* gelernt. Ich war ungeduldig und wollte unbedingt nach Kurdistan gehen, wohin genau spielte für mich keine Rolle.

Am Tag vor meiner Abreise sagte Kesire, sie werde mich bis Elazığ begleiten. Ich war zuerst überrascht, dann freute ich mich. Wie schön würde es sein, zusammen zu fahren! Ich stellte kaum Fragen. Es war unklar, wann genau wir aufbrechen würden, oder zumindest wusste ich es nicht. In den letzten Tagen herrschte Abschiedsstimmung. Alle Familienmitglieder waren versammelt. Kesire betätigte sich als Schneiderin und nähte einen Rock für ihre Mutter. Ich war beeindruckt und dachte, eine Revolutionärin muss eben alles können. Kesire war für mich in diesem Moment eine führende Genossin, an der ich mich orientieren konnte. Ihre Familie liebte sie. Sie war eine revolutionäre Frau, die so bescheiden war, dass sie ihrer Mutter vor ihrem Abschied noch einen Rock nähte. Alles, was sie tat, empfand ich als positiv. Ich konnte keinen Fehler an ihr entdecken, oder vielleicht wollte ich es einfach nicht. Natürlich hatte ich bemerkt, dass sie Eigenschaften hatte, die sie nicht überall preisgab. Manchmal überraschten mich Widersprüche in ihrem Verhalten, aber auch das änderte nichts an meiner positiven Meinung zu ihr.

Am letzten Abend war ihr Vater sehr traurig. Beim Sprechen geriet er immer wieder ins Stocken, als ob er weinen müsse. Ihre Mutter weinte ganz offen. Auch ihre Schwestern und Ali Kemal waren traurig, gleichzeitig strahlten sie Freude aus. Der Moment war gekommen, an dem Kesire ihr Zuhause und Ankara verlassen sollte. Ich habe in meinem Leben viele Abschiede erlebt, aber dieser war etwas Besonderes. Ich beobachtete alle einzeln und ließ mich von der Stimmung anstecken. Kesire hingegen war ruhig und gelassen. Sie tröstete ihre Familie mit wenigen Worten: »Wir telefonieren, macht euch keine Sorgen, ich bin ja nicht aus der Welt.« Das war alles.

Ich fragte mich, ob sie wohl wussten, wohin wir gingen. Vermutlich wussten sie Bescheid und daher ging ihnen der Abschied so nahe. Die Mädchen und Ali Kemal brachten uns mit dem Auto zum Busbahnhof. Dort verabschiedeten wir uns voneinander. Kesire und ich stiegen in den Bus. Uns beide bewegten die verschiedensten Gefühle. Während der Fahrt wechselten sich Schweigen und Unterhaltung ab. Eine Zeitlang beschäftigten wir uns damit, Gedichte aufzusagen. Kesire hatte eine schöne Stimme. In ihrer Wohnung hatte ich einmal

eine Aufnahme eines kurdischen Liedes gehört, das sie sang. Im Bus trug sie nun Gedichte von Nazım Hikmet vor.

Unsere gemeinsame Reise endete in Elazığ im Stadtteil Fevzi Çakmak. Kesire fuhr von dort aus wohl nach Amed weiter. Wir trafen uns erst in der Zeit des ersten Kongresses[95] wieder.

eine typische frau aus elazığ: mutter zencefil

Ich war endlich wieder in Kurdistan! Bedeutete dies wohl das Ende meines seit etwa einem Jahr andauernden Abenteuers, oder fing es gerade erst an?

In Elazığ gingen wir zum Haus der Familie Sarıkaya, das oberhalb des Kanals lag. Wir fragten einfach nach der Wohnung von Mutter Zencefil, die eine typische Frau aus Elazığ war.

Der Stadtteil Fevzi Çakmak war ebenso bekannt wie die Familie Sarıkaya, von der ich bereits viel gehört hatte. Über das Viertel wurde erzählt, dass sich die Polizei nicht hinein traute und die RevolutionärInnen dort bewaffnet umherliefen. Die Sarıkayas galten als eine Familie, die alles für die Partei gab. Vor allem Mutter Zencefil und die Tochter Saniye wurden von den FreundInnen in höchsten Tönen gelobt.

Zencefil war das Oberhaupt der Familie, eine große, kräftige Frau, die sowohl türkisch als auch kurdisch sprach. Das Haus war aus Lehm, hatte nur eine Etage, aber viele Zimmer. Ein Teil der Familie arbeitete in Deutschland. Hinter dem Haus lebten weitere Geschwister. Sie waren arm und pflegten einen bescheidenen Lebensstil.

War von Frauen aus Elazığ die Rede, dachte ich als erstes an Mutter Zencefil. Sie verkörperte die typischen Eigenschaften dieser Frauen. In Stadtteilen wie Yıldız Bağları, Kırkdutlar und İstasyon lebten vor allem Menschen, die aus Dersim stammten. Die Frauen trugen meistens *şalvar*, an den Füßen Haus- oder Plastikschuhe. Die Frauen prägten auch das Straßenbild in diesen Vierteln.

In den Häusern gab es keinen Wasseranschluss. Die EinwohnerInnen mussten Wasser von Verteilpunkten zwischen den Stadtteilen

---

95 PKK-Gründungskongress am 27.11.1978

holen. Die Frauen verbrachten viel Zeit damit, die Wasserversorgung zu gewährleisten. Die Wasserstellen waren Orte, an denen Neuigkeiten ausgetauscht und verbreitet wurden. Die Frauen hatten hier geradezu eine organisierte Brunnenkultur aufgebaut.

Während früher an den Wasserstellen Klatsch und Tratsch verbreitet wurden, wurde jetzt über revolutionäre Politik debattiert oder es wurden im Flüsterton Nachrichten weitergegeben. Diese Mund-zu-Mund-Propaganda spielte eine wichtige Rolle bei der Verbreitung von Informationen. Es wurde auch darüber geredet, welche Gruppe oder Fraktion was getan hatte und wer welcher politischen Ausrichtung folgte.

Auch Saniye, die Tochter des Hauses, war bekannt. In Dersim hatten die FreundInnen viel von ihrem Mut und und ihrer militärischen Disziplin gesprochen. In der Gruppe galt der politisch-ideologische Kampf als wichtigste Aktivität, aber organisierte, geplante, revolutionäre Aktionen wurden immer unausweichlicher. In Elazığ gab es viele Faschisten. Die MHP verfügte über eine breite Basis und viele ihrer militanten Kader kamen von hier. Die Bevölkerung politisierte sich zwangsläufig durch den Widerspruch zwischen rechts und links. Die Linke in Elazığ definierte den Feindbegriff daher so: Als Feind galten lediglich die Faschisten. Faschistische Einrichtungen, die vom Staat unterstützt wurden, wurden anders betrachtet als der Staat selbst. Aus diesem Grund galt es im Stadtteil Fevzi Çakmak als revolutionäre Militanz, bewaffnet umherzulaufen, Wache zu schieben oder Kundgebungen zu veranstalten. Für alle linken Gruppen war das Viertel ihr wichtigster Kampfplatz, an dem sie Zeitungen und Zeitschriften verkauften, Flugblätter verteilten oder Propaganda in den Kaffeehäusern betrieben.

Saniye war die einzige Tochter der Familie. Die vielen Besuche der FreundInnen bei der Familie hatten Eindruck bei ihr hinterlassen. Sie sympathisierte mit der Bewegung. Ihre Erziehung war nicht anders gewesen als die ihrer Brüder, sie konnte sich frei bewegen. Wir gaben ihr Aufgaben wie den Transport von Schriftstücken oder Revolvern. Diese Arbeit erforderte Konspirativität und Mut, und Saniye tat sich damit hervor. Die Wohnung ihrer Familie stand der Bewegung jederzeit of-

fen. Diese Offenheit wurde allerdings überstrapaziert, insbesondere die örtlichen Kader nutzten die Räumlichkeiten fast wie ein Kaffeehaus.

Sie machten es sich damit etwas zu leicht. Die Familie zeigte sich jederzeit gastfreundlich und lehnte niemals ein Anliegen ab, das an sie herangetragen wurde. Auch wenn sie es sich nicht anmerken ließ, fühlte sie sich dennoch gestört durch die ständigen Besuche, vor allem, wenn diese keinen bestimmten Zweck verfolgten. Mir fiel das gleich in den ersten Tagen auf und es war mir unangenehm. Als ich einige der FreundInnen darauf hinwies, glaubten sie mir nicht: »Du kennst diese Familie und Mutter Zencefil doch gar nicht, deine Beobachtungen sind falsch«. Die Familie verhielt sich den von außerhalb kommenden Kadern gegenüber anders als den einheimischen. Sie beobachtete uns genau. Die von außerhalb kommenden FreundInnen waren umsichtiger, da sie eine langfristige Nutzung der Wohnung und eine dauerhafte Beziehung zur Familie anstrebten.

Hinter dem Haus der Familie Sarıkaya stand noch ein zweistöckiges Haus. Das obere Stockwerk hatten die FreundInnen gemietet. Dorthin konnte nicht jeder gehen und es übernachtete auch selten jemand dort. Die Wohnung war groß, aber leer und hatte nicht einmal einen Ofen. Sie wurde für wichtige Gespräche genutzt und manchmal übernachteten FreundInnen dort, die aus anderen Orten gekommen waren. Anfangs wohnte Dilaver Yıldırım dort. Er war der Verantwortliche für das Gebiet. Es gab auch noch Metin den Tauben und Hamili sowie einige andere FreundInnen, die jedoch nicht ständig da waren, sondern zwischen den verschiedenen Gebieten umherfuhren.

Außerdem gab es noch das zweistöckige Haus der Familie von Ali Dursun, das allerdings seltener genutzt wurde. Es lag zwischen den Stadtteilen Kültür und Fevzi Çakmak. Ali Dursun gehörte zu den regionalen Kadern. Seine Frau Cemile war Lehrerin. Beide stammten aus dem Dorf Birvan. Ihre Töchter hießen Roza und Helin, ihre Eltern wohnten im oberen Stockwerk. Alis Geschwister Saim und Semra waren SympathisantInnen. Finanziell ging es der Familie nicht schlecht, sie gehörte zum Mittelstand. Sie bezogen zwei Gehälter und hatten auch aus der Landwirtschaft in ihrem Dorf ein Einkommen. Im Dorf hatte *Dev-Genç* den größten Einfluss.

Ich blieb eine Zeitlang bei der Familie Sarıkaya, übernachtete dann in anderen Wohnungen und ging schließlich zu den Dursuns. Später kam Nurhayat aus Dersim nach. Ich stellte ihr die Bekannten in Elazığ vor, mit denen wir Bildungsarbeit machten. Eine von ihnen war Sakine Kırmızıtaş. Ihre Familie stammte aus Mazgirt. Eine ihrer älteren Schwestern war Lehrerin. Einer ihrer Brüder hatte mit der Organisation Sterka Sor zu tun. Das war uns zunächst nicht bekannt. Einmal kamen Alaattin Kapan und eine Frau namens Gülay zu Besuch. Sakine kannte sie nicht, damals war diese Organisation relativ unbekannt. Sie hielt sie für normale Freunde ihres Bruders, in Wirklichkeit handelte es sich jedoch um den Mörder von Haki Karer. Das konnte Sakine damals nicht wissen.

Saniyes politische Überzeugung war oberflächlich. Die Ernsthaftigkeit der Sache war ihr nicht bewusst, manchmal handelte sie einfach nach Lust und Laune. Sakine hingegen war viel reifer. Sie war bemüht, ihr ideologisches Wissen zu erweitern und nahm die Organisation sehr ernst. In unserer ersten Bildungsgruppe in Elazığ waren außerdem Fatma, die eine Verwandte des Genossen Zeki Budak war, Leyla aus der Verwandtschaft der Sarıkayas und einige weitere junge Frauen, die als Sympathisantinnen galten. Ein Teil von ihnen ging zur Schule. Die anderen wurden von ihren Familien eher kurz gehalten. Wir führten die Bildungsarbeit an bestimmten Wochentagen zu festgelegten Zeiten durch. Das war nicht einfach, einige der Familien machten ständig Schwierigkeiten. Es waren eben nicht alle so wie Mutter Zencefil, die nie etwas sagte und deren Haus wie eine Wohnung der Organisation genutzt wurde.

Nurhayat war eine derjenigen, die nach mir von Zuhause weggelaufen waren. Im Spaß sagte sie: »Jetzt wird meine Mutter deine Mutter Zeynep am Kragen packen und ihr vorwerfen, dass du daran schuld bist.« Ich vervollständigte den Witz, indem ich sagte: »Und Mutter Zeynep sagt dann: Was hat meine Tochter damit zu tun? Jede ist für ihr eigenes Kind verantwortlich. Alle Mütter, deren Töchter weglaufen, kommen zu mir. Ach Seko, Seko, was hast du mir angetan? – Und dabei weint und flucht sie.«

Meto hatte erzählt, dass unsere Mutter sich manchmal bei Marx, Engels, Lenin, Stalin und Mao, deren Fotografien bei uns an der

Wand hingen, beschwerte und ihnen vorwarf, sie seien schuld daran, dass ich weggegangen war. Natürlich konnte sie die Namen nicht richtig aussprechen, und sie lachte und weinte dabei gleichzeitig.

Mit Nurhayat war ich bereits in unserer ersten Bildungsgruppe in Dersim zusammen gewesen. Damals hatte unsere Freundschaft angefangen, die darauf basierte, dass wir dieselbe politische Meinung vertraten. Davor kannte ich sie lediglich aus der Ferne aus dem Viertel.

Wir hatten zuerst Kontakt zu ihrer älteren Schwester, die vorher Beziehungen zur TİKKO hatte. Nachdem sie zu uns gewechselt war, riss ihre Verbindung zur TİKKO jedoch nicht ab, da sie mit einem Mann aus dieser Organisation verlobt war und behauptete, sie wolle ihn für uns gewinnen. Nurhayat war aktiver als ihre Schwester. Sie gehörte zu denjenigen aus der ersten Gruppe, die sich ernsthaft auf den ideologischen Kampf vorbereiteten. Allerdings war sie sehr emotional und nicht sehr kämpferisch. Sie strahlte eine permanente Hilflosigkeit aus, weshalb sie nicht ernst genommen wurde. Sie beugte sich der vorgegebenen Ordnung und zeigte wenig Initiative. Bei der Bildungsarbeit war sie jedoch redegewandt und bemüht, das Gelernte weiterzugeben. In dieser Hinsicht konnte sie andere beeindrucken.

Bevor ich nach Elazığ kam, war in meiner Abwesenheit viel über mich erzählt worden. Vor allem meine Flucht von Zuhause war wie ein Film geschildert worden. Es reichte aus, dass die Familie Sarıkaya davon wusste, über sie verbreiteten sich Neuigkeiten dieser Art innerhalb kürzester Zeit im gesamten Viertel. Ich hatte mich bei der ersten Begegnung als »Fatma« vorgestellt, aber Hamili hatte sofort lachend eingegriffen: »Was denn für eine Fatma, das ist doch die uns allen bekannte Sakine Cansız.« Dann drehte er sich zu mir um und sagte: »Bevor du gekommen bist, haben wir dich bereits vorgestellt und alles von deiner Flucht von Zuhause bis zu deiner Trennung erzählt.« Metin der Taube bestätigte das. Ich war überrascht und es war mir ein bisschen unangenehm.

Eigentlich war es ja kein Problem für mich als Individuum, dennoch war es befremdlich, dass ich bereits vor meiner Ankunft so zum Thema geworden war. Hinsichtlich der Arbeit und des Aufbaus von Beziehungen fand ich es nicht richtig. Die Menschen, mit denen

wir arbeiteten, neigten dazu, Kleinigkeiten aufzubauschen und weiter zu verbreiten. Alles, was wir taten, konnte auch gegen uns verwendet werden. Der Name Fatma setzte sich dann auch nicht durch. Manche nannten mich Fatma, andere blieben bei Sakine. Einige gingen auch davon aus, dass es sich um zwei verschiedene Personen handelte. Mit der Zeit gewöhnte ich mich an beide Namen.

Baki gab nicht auf und kam nach Elazığ. Wohin ich auch ging, er kam hinterher, suchte und fand die FreundInnen, sprach mit ihnen und erklärte, die Widersprüche zwischen uns seien nicht unüberwindbar. Die Möglichkeit eines gemeinsamen Kampfes sei jederzeit vorhanden, dadurch werde auch eine organisatorische Gemeinsamkeit entstehen, es brauche nur noch ein wenig Zeit. So kam er auch zu den Sarıkayas und sprach mit Dilaver und den anderen, die ihm glaubten und daraufhin versuchten, mich umzustimmen. Niemand fand Bakis Verhalten befremdlich. Sie bezeichneten ihn sogar als »unseren Freund«. Es machte keinen Sinn, das Problem in aller Länge zu schildern.

Einige GenossInnen vertraten die Ansicht, ideologische Widersprüche rechtfertigten keine Trennung. »Wenn es nur das ist ...«, sagten sie. Was sollte denn noch sein? Sie ignorierten einfach, wie diese Beziehung zustande gekommen war. Ich war von Zuhause weggegangen, um mich voll und ganz dem Kampf zu widmen, und musste dann eine Ehe eingehen, der jede Grundlage fehlte. Das Schicksal dieser Ehe hatte ich von einer ideologischen und organisatorischen Einheit abhängig gemacht. Wäre eine solche Einheit zustande gekommen, hätte ich möglicherweise in Betracht gezogen, die Beziehung fortzusetzen, die ich lediglich aufgrund von gesellschaftlichen Zwängen eingegangen war und nicht aus Liebe. Die Hoffnung, unsere Ehe aufrecht zu halten, war einfach unrealistisch.

Bakis Auffassung von Ehe war von Besitzansprüchen geprägt. Ich hingegen war nicht konsequent, geduldig und reif genug gewesen, um diesem Kampf um Einheit und Trennung eine positive Wendung zu geben. Ich hatte mich voreilig und emotional verhalten und dabei zugelassen, dass meine Schwächen ausgenutzt wurden. All das zusammen ergab ein tragikomisches »Liebesabenteuer«, das zu einem nicht enden wollenden Problem geworden war. Ich versuchte,

darüber hinweg zu kommen. Der Schmerz, den ich dabei empfand, brachte mich dazu, meinen Kampf zu intensivieren.

Dabei hatte ich das Problem für mich ja eigentlich gelöst. Diese Geschichte hatte ihre Spuren hinterlassen, psychisch ging es mir inzwischen jedoch wieder besser. Und genau jetzt kam wieder das Thema »Versöhnung« auf den Tisch. Von außen betrachtet mochte das einfach sein. Viele der FreundInnen glaubten, es handele sich um ganz normale Probleme, wie sie in einer Ehe nun einmal vorkommen können. Einige dachten sogar, ich sei beleidigt und würde kokettieren. Sie machten Witze: »Wohin du auch gehst, der Kerl wird niemals von dir ablassen.«

Für eine Frau war es nicht einfach, professionell revolutionär zu arbeiten. Für die Freunde war das kein Problem. Sie konnten überall übernachten, aber bei Frauen war das anders. Wir wohnten bei Familien, aber selbst bei den besten Familien konnten wir nicht langfristig bleiben. Es war auch problematisch, mit den Freunden gemeinsam zu wohnen. Dafür war die gesellschaftliche Realität zu reaktionär. Es musste entweder so aussehen, als ob es sich um eine Wohngemeinschaft von Studierenden handele, oder eben um eine Familienwohnung. Alles andere zog zuviel Aufmerksamkeit auf sich. Vielleicht wollten es sich die Freunde deshalb leicht machen: »Dann hätten wir noch eine Wohnung!«. Diese Denkweise war ziemlich verbreitet. Das Bemühen, das Problem von Grund auf tragfähig zu lösen, war nur schwach ausgeprägt.

Ja, ich hatte für Baki eine Tür offen gelassen, als ich İzmir verließ. Deshalb betrachtete er unseren Konflikt auch nicht als einen endgültigen Trennungsgrund. Seiner Ansicht nach konnten Widersprüche zwischen RevolutionärInnen ebenso aufgehoben werden wie Widersprüche innerhalb der Bevölkerung. Es stimmte, wir standen uns noch nicht frontal gegenüber. Dennoch waren unsere Konflikte nicht zu übersehen. Sie hatten Anfang 1977 begonnen und zu gewalttätigen Auseinandersetzungen und Toten geführt. Auch Baki war voller Widersprüche, schließlich war er Kader einer Bewegung, mit der wir ernste Auseinandersetzungen führten. Und ich war eine Kaderanwärterin oder Sympathisantin. Wichtig war jedoch der Cha-

rakter des Kampfes und wie sich die Individuen darin entwickelten. Wer lebte, wie er wollte, sich dabei willkürlich mit anderen zusammenschloss und nebenbei ein bisschen kämpfte, war kein wahrer Revolutionär. Das konnte jeder. Der militante Kampf in Kurdistan erforderte jedoch mehr. Eine Kurdistan-Revolutionärin zu sein, war etwas ganz anderes. Die Gesellschaft, die Individuen und die Klassen befanden sich in einem ernsthaften Auflösungsprozess. Es gab intensive Widersprüche und Umwälzungen. Zunächst musste eine gedankliche Aufklärung erfolgen, die sich dann zunehmend im Leben widerspiegelte. Dieser Prozess war hart und schmerzhaft, aber gleichzeitig bedeutungsvoll und schön.

frauen kann man mehr vertrauen als männern

Ich wurde nach Bingöl beordert. Da die dortige Freundin Unterstützung brauchte, sollte eine von uns beiden – also Nurhayat oder ich – dorthin kommen. Die FreundInnen entschieden, dass ich gehen sollte. Mit dem Genossen Delil Doğan machte ich mich auf den Weg. Delil war ein sehr lebhafter Mensch. Er hielt es kaum auf seinem Sitzplatz im Bus aus, redete ununterbrochen und versuchte, mich zum sprechen zu bringen. Mit seinen ständigen Späßen brachte er mich zum Lachen. Ab und zu erklärte er mir, wo wir gerade waren. Da es Nacht war, konnte ich fast nichts erkennen und erfuhr nur die Namen der jeweiligen Orte, an denen wir vorbeifuhren. »Wären wir doch tagsüber gefahren, ich kenne Kurdistan so wenig«, jammerte ich. Aus diesem Grund gefiel mir auch der Ortswechsel. Für mich machte es keinen Unterschied, wohin ich ging. Ich war bereit, überall hin zu gehen, wohin die Organisation mich schickte. Es war aufregend, einen neuen Ort kennenzulernen. Delil erläuterte mir die soziale und politische Struktur Bingöls: »Die Religion hat großen Einfluss und es herrschen feudale Maßstäbe. Die Frauen tragen alle Tschador und bedecken ihr Gesicht mit einem Schleier. Bei der Arbeit musst du dich natürlich anpassen und dich auch so kleiden.« Ich war zunächst verblüfft, dann begriff ich, dass Delil einen Witz gemacht hatte. Er lachte verschmitzt, aber er wollte wohl auch meine Reaktion testen.

Wir fuhren direkt zur Wohnung von Mehmet Karasungur[96]. Er war Lehrer und lebte in der Unterkunft des Gymnasiums. Bei unserer Ankunft trafen wir die Freunde bei einer Versammlung an. Welch ein glücklicher Zufall, gleich am ersten Tag die Bekanntschaft mit allen Kadern, die in diesem Gebiet arbeiteten, zu machen. Es waren etwa fünfzehn Freunde: Mehmet Karasungur, den alle mit »Lehrer« ansprachen, sein Bruder Haydar, Zeki, Abdullah Ekinci, Resul Altınok (Davut) und weitere. Da die Versammlung noch nicht beendet war, mussten wir eine Weile warten.

Im Anschluss kam der Lehrer Mehmet zu Delil und mir und fragte mit gesenkter Stimme nach meinem Namen, woher ich stamme und von wo ich gekommen sei. Delil hatte mich zunächst als »eine Freundin aus Ankara« vorgestellt. Ich glaube, Mehmet hielt mich im ersten Moment für Kesire. Ich sagte »Fatma«, aber Delil stellte mich mit meinem richtigen Namen vor: »Sakine Cansız«. Es war spät, der Lehrer meinte: »Schicken wir die Schwester an einen passenden Ort.« Einige der Freunde meinten, ich könne doch einfach bleiben, aber der Lehrer widersprach: »Hier ist es unpassend. Wenn die Nachbarn das sehen und auch noch Mediha davon erfährt, wäre das nicht so gut. Dann müssen wir uns auch noch damit beschäftigen.« Später erfuhr ich, dass er verheiratet war und seine Frau Mediha mit ihrem Sohn Devrim im Urlaub war.

Verlegen drehte sich der Lehrer zu mir um und erklärte: »Du bist müde, aber es ist nicht weit. Du gehst zu meiner Tante. Sie hat Töchter, du wirst sie kennenlernen. Die Tante wird dich akzeptieren, vor uns versteckt sie ihre Töchter.« Er sprach in scherzhaftem Ton, aber nachdem ich seine Tante kennengelernt hatte, begriff ich, dass er die Wahrheit gesagt und nicht übertrieben hatte.

Unsere erste Begegnung wurde ein wenig durch die Tatsache getrübt, dass es mitten in der Nacht war, aber Haydar Karasungur, der mich begleitet hatte, erklärte sofort: »Wir haben Besuch aus Ankara bekommen, eine Freundin. Wenn du dich um sie kümmern könntest, würden wir morgens wiederkommen und über alles reden.« Ganz

96 Mehmet Karasungur, (*1947 in Çewlîk (Bingöl), † 2 Mai 1983) in Südkurdistan, war Gründungsmitglied der PKK.

offensichtlich mochte seine Tante ihn, sie blickte ihn liebevoll an und lachte über seine Scherze. Die Schlafenden erwachten und standen langsam auf. Die ganze Wohnung schien voller junger Mädchen zu sein. Es waren vier Schwestern, ihr Vater war in Europa. Das erfuhr ich im Gespräch. Die Mädchen gingen alle zur Mittelschule und auf das Gymnasium. Aus ihrem Verhalten wurde sofort deutlich, dass sie mit Politik nichts zu tun hatten. Die Mutter war die Autorität im Haus.

»Meinen Koffer habe ich an anderer Stelle zurückgelassen«, sagte ich. Ich hatte ja gar nichts mitgenommen. Es war jedoch auffällig, dass ich angeblich aus Ankara gekommen war und nichts für meinen persönlichen Bedarf dabei hatte. Dabei war der erste Eindruck, den ich in einer Familie hinterließ, sehr wichtig. Ich musste einfach vorsichtiger sein.

Ich sah ordentlich aus. Ich war schon immer ein sorgfältiger Mensch gewesen und benahm mich nirgendwo wie ein Gast. Jetzt versuchte ich jedoch, umsichtig zu sein und die Reaktionen, die mein Verhalten hervorrief, abzuwägen. Die Tante war eine schlaue Frau. Sie griff sofort ein, wenn sie der Meinung war, dass ihre Töchter etwas nicht richtig machten.

Aysun, eine der mittleren Töchter, stellte bei jeder Gelegenheit Fragen und wollte etwas über die Dinge erfahren, die sie interessierten. Ihre Mutter beobachtete uns dabei. Aus ihrer Mimik wurde offensichtlich, dass sie nicht wollte, dass über »gefährliche Dinge« gesprochen wurde. Sie war auch nicht dafür, dass unpassende Fragen gestellt wurden. Alles Notwendige würde Haydar schon erzählen. »Stellt nicht so viele Fragen, lasst sie zufrieden, sie hat einen langen Weg hinter sich und soll jetzt schlafen«, sagte sie und unterbrach damit das Gespräch.

Diese jungen Mädchen konnten nur überzeugt werden, wenn man zunächst das Herz ihrer Mutter eroberte. Sie war eine beeindruckende Frau. Nach meinem Eindruck wurde sie weicher, wenn man sich ihr gegenüber intelligent und besonnen zeigte.

Ich blieb ein paar Tage zu Gast, dann brachten die Freunde mich zur Wohnung von Ali Güngör im Stadtteil Üç Katlar. Mein dreitä-

giger Aufenthalt in der Familie war erfolgreich verlaufen. Es würde leicht sein, den Kontakt zu ihr aufrecht zu halten. Sie war so gut wie gewonnen. Die Mädchen hatten zwar ihre Eigenarten und keine Ahnung von Kurdistan, aber das war bei mir ja nicht anders gewesen, bevor ich mit der Bewegung in Kontakt gekommen war. Es war also nicht hoffnungslos. Ich hatte keine Schwierigkeiten, mit Menschen in Kontakt zu treten, und hinterließ meistens einen positiven Eindruck.

Ali Güngör stammte aus Nazimiye in Dersim, seine Frau Fethiye aus Karakoçan. Er war Beamter, sie Grundschullehrerin. Ihre kleine Tochter Roza lebte bei den Großeltern. Ihre Wohnung stand den FreundInnen offen. İbrahim Güngör kannte ich aus İzmir, außerdem hatte ich Verwandte von ihnen in Deutschland kennengelernt. Es war eine große Familie. Ali sah ich zum ersten Mal, aber die Bekanntschaft mit seinen Verwandten machte es mir leicht, in einen Dialog mit ihm zu treten.

Wenn die beiden zur Arbeit gingen, blieb ich allein zurück. Eine Zeitlang durfte ich weder die Tür öffnen noch auf den Balkon treten. Direkt gegenüber und im oberen Stockwerk wohnten Polizisten. Aus diesem Grund mussten wir vorsichtig sein. Tagsüber sollte der Eindruck bewahrt werden, dass sich niemand in der Wohnung aufhielt. Das war natürlich langweilig, aber notwendig, um nicht sofort enttarnt zu werden. Ich musste langfristig denken.

In der politischen Arbeit fand gerade der Aufbau von Komitees statt. Zuvor hatte es nur Repräsentanten gegeben. Der Verantwortliche für die Organisierungsarbeit wurde somit zum Komiteesekretär. Das Konzept beinhaltete die Aufteilung in ein Komitee für militärische Angelegenheiten sowie Frauen-, Jugend- und Arbeiterkomitees. So sollte eine Arbeitsteilung gewährleistet werden. Da wir uns noch ganz am Anfang befanden, wurde dieses Konzept nicht sehr systematisch umgesetzt.

Auch mein Arbeitsbereich war nicht strikt vorgegeben. Für mich war es leichter, Kontakt zu Frauen aufzubauen. Es gab jedoch noch keine eigene, frauenspezifische Organisierung. Sie war einfach Teil der allgemeinen Arbeit. Für die Frauenarbeit gab es bisher nicht einmal ein theoretisches Konzept. »Frauen werden sich befreien, wenn

sie sich am nationalen Befreiungskampf beteiligen und in der Lage sind, Aufgaben auf jedem Gebiet zu übernehmen.« – Mit solchen Sätzen versuchte ich, unsere allgemeinen Wahrheiten den Frauen in der Praxis nahe zu bringen.

Da Frauen am stärksten unterdrückt wurden, hatten sie auch die besten Voraussetzungen, Revolutionärinnen zu werden. Diese Überzeugung bestand von Beginn an, daher wurde Frauen Bedeutung beigemessen. Auch andere Frauenbewegungen hatten einen gewissen Einfluss und gaben uns ideelle Stärke. Der Kern der Problematik war uns jedoch nicht bewusst, da wir uns noch nicht mit den historischen, gesellschaftlichen und alltäglichen Aspekten auseinandergesetzt hatten. Es gab auch noch gar keine klaren organisatorischen und praktischen Mittel für die Beteiligung von Frauen an der Revolution in Kurdistan und keine konkreten Ziele. Wir waren ja noch nicht einmal eine Partei, hatten keine Satzung und kein Programm. Daher wurde die Frauenfrage innerhalb der allgemeinen Zielsetzungen abgehandelt.

Das Bildungsinstitut in Bingöl ähnelte der Lehrerschule Tunceli. Es gab auch Faschisten dort, aber ebenso ein großes Potential an jungen Menschen, die organisiert werden konnten. Das Gymnasium, an dem Genosse Mehmet Karasungur unterrichtete, war ähnlich. Die Jugendlichen standen unter dem Einfluss der revolutionären Entwicklungen, die durch den Mord an einem Revolutionär durch Faschisten noch begünstigt wurden. Der Getötete hatte sunnitische Wurzeln. Der Feind versuchte in dieser Gegend bewusst, die Widersprüche zwischen den Konfessionen zu vertiefen. Das war für uns ein Grund mehr, uns an der Beerdigung zu beteiligen und eine große Protestkundgebung zu organisieren.

Mehmet Karasungur wusste genau, wann und wo revolutionäre Gewalt eingesetzt werden musste. Er verfügte über das notwendige Bewusstsein und setzte es in die Praxis um. Bei Auseinandersetzungen mit den Faschisten war er immer ganz vorne. Mit dieser Haltung übte er großen Einfluss auf andere aus. An jenem Tag zog sogar Hamit, ein junger Verrückter aus Bingöl, sein Messer gegen einen Faschisten. Als er zustach, rief er »*Ji Kurdan ra azadî*« und mach-

te damit deutlich, in was für einem Veränderungsprozess sich die Stadt befand. Um die Linke zu schwächen, war versucht worden, die Widersprüche zwischen der alevitischen und der sunnitischen Glaubensgemeinschaft zu vertiefen. Bei der Beerdigungszeremonie war hingegen eine überkonfessionelle Einheit spürbar. Die Zeremonie war durch unsere Initiative zustande gekommen. Sie war ein bezeichnendes Beispiel dafür, wie viele Menschen unsere Bewegung mittlerweile erreichen konnte und welche Aktionskraft sie hatte. Das hatten alle gesehen.

Davut zog sich in solchen wichtigen Momenten aus unerfindlichen Gründen zurück. Schon damals konnte das niemand nachvollziehen. Dabei ging er meistens in einen Park, der ein sehr legaler Ort war und den die verschiedensten Leute aufsuchten. Hier fanden Diskussionen statt, die Gruppen kannten sich und es wurden Kontakte geknüpft. Trotzdem fällte Davut manchmal die spontane Entscheidung, sich zurückzuziehen. Er verließ das Haus nicht mehr und verkroch sich bei jedem Türklingeln ins Hinterzimmer. Wir machten uns über ihn lustig. Besonders häufig nutzte er die Wohnung der Güngörs für seine Rückzüge, was bereits für schlechte Stimmung gesorgt hatte. Ich lachte darüber, es kam mir merkwürdig vor. Eines Tages bekam ich einen Lachanfall, als er sich mit seinem riesigen Körper zwischen die Schränke im Schlafzimmer quetschte, nachdem es an der Tür geklingelt hatte. Es sah so komisch aus. Davut war gekränkt und ließ mich eine Woche lang spüren, wie beleidigt er war.

Er wohnte in einem einstöckigen weißen Haus. Wir nannten es den »weißen Palast«. Ihm hatten wir die Spitznamen »Kung Fu« und »*Amca*«[97] gegeben. Er sagte manchmal im Spaß, er stamme aus dem Fernen Osten und sei gar kein Kurde. Es wohnten noch weitere Freunde bei ihm. Er selbst war wahrscheinlich am seltensten zu Hause. Bei Familien zu übernachten war für ihn das Größte, er blieb einfach da. Auffällig an ihm war, dass sein gesamtes Verhalten – also wie er saß, aufstand, redete, Tee trank oder Essen aß – abstoßend war. Einige der Freunde hatten wirklich viele grobe Seiten, sie verstanden

---

97 Türkisch für: Onkel

nichts von Ästhetik oder wollten nichts davon verstehen, aber letztendlich waren selbst ihre Grobheiten gemeinsam mit ihren liebenswerten Seiten erträglich. Wenn ich jetzt sage, dass an Davut rein gar nichts erträglich war, tue ich ihm nicht das geringste Unrecht.

Im Gegensatz zu Elazığ gab es in Bingöl auch kleinbürgerliche nationalistische Gruppen. Vor allem *Özgürlük Yolu* versuchte mit Unterstützung gewisser Kreise, sich im Zentrum zu organisieren. Die Gruppe arbeitete schwerpunktmäßig im Umfeld von Vereinen wie TÖB-DER. Dabei stützte sie sich auf Stämme, die ihren eigenen Klasseneigenschaften entsprachen. Von Kampf oder einer Ausweitung ihres Einflussbereichs war nichts zu spüren. So befand sich auch ihr Vereinsgebäude in friedlicher Nachbarschaft mit einem Verein der Faschisten.

Der Kampf gegen die Faschisten in Bingöl förderte unsere Organisierungsarbeit und beschleunigte die Entwicklung von revolutionärer Liebe zum eigenen Land bei den Menschen. Die Faschisten mit ihren so genannten »demokratischen Institutionen« kamen nicht dagegen an. Waren sie erst einmal zum Ziel unseres ideologisch-politischen Kampfes verbunden mit revolutionärer Gewalt auserkoren, lösten sie sich schnell auf. In diesem Prozess zeigten sich auch intern die Persönlichkeiten der einzelnen FreundInnen. So versuchte Davut ständig, die Ausübung revolutionärer Gewalt gegen faschistische Zentren zu bremsen. Ich bekam das mehrmals mit und einige unserer Diskussionen darüber verliefen sehr heftig.

Ich kritisierte Davut ständig für seine Haltung. Er redete sich immer wieder heraus. Angeblich bemängelte er die Eile und Planlosigkeit der FreundInnen, in Wirklichkeit war er einfach dagegen, dass überhaupt Aktionen gemacht wurden. Selim Çürükkaya[98] befand sich immer in der Opposition. Dabei verhielt er sich individualistisch, verhinderte Kritik und war bemüht, die Dinge möglichst unklar zu halten. Er und Davut diskutierten die ganze Zeit. Sie beschuldigten

98 Selim Çürükkaya, (* 1954 in Bingöl), verließ Mitte der 1990er Jahren die PKK, nachdem sein Bruder während eines Gefechtes zum Feind übergelaufen war. Nach seiner Flucht nach Deutschland begann er eine Hetzkampagne gegen die PKK und veröffentlichte unter anderem ein Buch mit dem Titel »Die Diktatur des A. Öcalan« (1997).

sich gegenseitig polemisch als Angsthasen. Es war klar, dass damit keine Probleme gelöst wurden, aber es wurde auch nicht konsequent dagegen vorgegangen.

Mehmet Karasungur hatte in dieser Zeit familiäre Probleme. Auf der einen Seite machte ihm Davut zu schaffen, auf der anderen Seite seine Familie. Seine Frau wünschte sich einen Partner, der regelmäßig nach Hause kam und sie über alles informierte. Das war nicht immer möglich. Mehmet Karasungur tat sogar das genaue Gegenteil und widmete sich zunehmend der politischen Arbeit. Seine Tätigkeit als Lehrer war inzwischen nur noch eine Formalität. Unsere Arbeit wurde auf benachbarte Gebiete ausgeweitet und es war im Gespräch, auch dorthin Kader zu entsenden.

Davut war immer bei den Güngörs oder den Karasungurs. Es schien so, als ob er die Frauen in den Familien in ihrer Unzufriedenheit noch anstachelte. Obwohl er der Verantwortliche war, arbeitete er selbst nicht, sondern ließ nur andere Kader tätig werden.

Wie sollten die Bedingungen für eine dauerhafte revolutionäre Arbeit, die Frauen einbezieht, hergestellt und wie damit begonnen werden? Inwieweit spielte die soziale und politische Gesellschaftsstruktur in Bingöl dabei eine Rolle? Mir war mehr oder weniger bewusst, dass ich diese berücksichtigen musste. Ich verhielt mich extrem vorsichtig.

Eine lange Zeit verließ ich die Wohnung tagsüber gar nicht. Davuts Konspirativität wirkte sich auch auf mich aus. Vier oder fünf Monate lang ging ich nur abends aus dem Haus. Die Sorge, schnell enttarnt zu werden, führte dazu, dass ich meine Arbeitszeit und damit meinen Arbeitsbereich stark einschränkte. Manchmal war ich tagelang allein zu Hause. Ich hielt das für eine Notwendigkeit in der geheimen Organisierungsarbeit und sagte mir: »Die Organisation muss geduldig und geheim arbeiten, wir müssen uns an die Regeln halten.« Aber das war wohl doch übertrieben.

Die Frauenarbeit erforderte große Sensibilität, Aufmerksamkeit und unendlich viel Geduld. Bingöl war eine kleine, rückständige Stadt. Die Frauen zu organisieren und in den Kampf einzubeziehen, war nicht einfach. Das Bildungsinstitut und die anderen Schu-

len boten das größte Potential, aber uns fehlten die notwendigen Verbindungen. Indirekt konnten wir dann doch Kontakte herstellen. Genosse Hüseyin Durmuş ging auf das Gymnasium. Ihn lernte ich zuerst kennen. Er kam manchmal zu der Wohnung, in der ich mich die erste Zeit aufhielt. Anfangs kannte ich seinen Nachnamen nicht und wusste auch nicht, dass er Hayris Bruder war. Solche Fragen stellten wir nicht, und im ersten Moment war es auch nicht notwendig. Mit der Zeit ergab sich ohnehin die Möglichkeit, sich kennenzulernen. Hüseyin sprach von einigen Mädchen an seiner Schule, mit denen er sich beschäftigt hatte. Es war ihm noch nicht gelungen, sie zu organisieren.

Ich lernte zunächst Yıldız und Kadriye kennen. Für Yıldız war Politik nichts Fremdes, sie war sehr interessiert und wissbegierig. Kadriye hingegen stand noch unter dem Einfluss der Religion. Zuhause hielt sie sich an die Regeln in der Familie, aber in der Schule zeigte sie sich im Kampf gegen die Faschisten streitbar und mutig. Anscheinend gab es keine junge Frau, bei der die Familie so viel Druck ausübte, wie es bei mir der Fall gewesen war. Ich redete über die Situation in den Familien und wie man sich daraus befreien konnte. Selbstverständlich forderte ich die Frauen nicht dazu auf, vor ihren Familien wegzulaufen. Hätten sie von meiner Situation gewusst, hätten sie vielleicht Angst bekommen. Ohnehin war es nicht richtig zu versuchen, die Probleme auf diese Weise zu lösen.

Kadriye beschäftigte sich mit dem dialektischen Materialismus und fastete gleichzeitig. Yıldız war agiler, ihr gelang es häufiger, der Aufsicht ihrer Eltern zu entwischen. Wir nahmen noch ein Mädchen namens Hüsniye in unsere Gruppe auf, deren familiäres Umfeld zur Gruppe *Özgürlük Yolu* gehörte. Über sie bekamen wir auch Kontakt zu ihrer Familie. Kadriye und Hüsniye gingen in dieselbe Klasse. Hüsniye war abenteuerlustig und es gefiel ihr, wie die FreundInnen gegen faschistische SchülerInnen und LehrerInnen vorgingen. Außerdem stand sie unter dem Einfluss von Lehrer Mehmet. Viele junge Menschen bewunderten Karasungur und wollten die gleiche Politik vertreten wie er. Kadriye war Anarchistin. Als ihr der Streit mit den Faschisten am Gymnasium nicht ausreichte, ging sie zur

Mädchenkunstschule und verprügelte dort eine faschistische Lehrerin. Auch wenn es wie ein gewöhnlicher Streit aussah, wurde daran doch deutlich, dass sie ein Ziel und einen streitbaren Charakter hatte. Es ging bloß noch darum, ihr einen bewussten und organisierten Rahmen zu geben.

Wir begannen die Bildungsarbeit in Bingöl mit drei jungen Frauen. Dabei achteten wir darauf, die Wohnung, in der ich mich aufhielt, möglichst selten zu nutzen. Ich forderte die Freundinnen auf, selbst einen geeigneten Ort zu finden. Auch das war ein wichtiger Teil der Arbeit. Schließlich war es nicht einfach, sich zu treffen, ein paar Stunden lang zu lesen und zu diskutieren, ohne dass die Familien und der Feind etwas davon mitbekamen. Überall fiel sofort auf, dass ich nicht aus Bingöl stammte. Ging ich alleine zu Familien, konnte ich schnell gute Beziehungen aufbauen. Dabei profitierte ich auch von den Erfahrungen, die ich mit meiner eigenen Familie gemacht hatte.

Die Familie von Kadriye war groß, reich und sehr bekannt in Bingöl. Ihr gehörten der einzige Park in der Stadt und mehrere Hotels. Der Vater war ein ungehobelter Trinker. Der älteste Sohn Mahmut war Lehrer und stand mit uns in Kontakt. Die anderen waren ein bisschen verrückt. Eine Zeitlang nutzten wir ihr Haus für unsere Bildungsarbeit. Die Mutter forderte mich sogar auf, zu bleiben und eine »Tochter des Hauses« zu werden. Kadriye hatte es dadurch einfacher. Die Widersprüche, die sie erlebte, lösten sich von Tag zu Tag weiter auf. Sie war ein junges Mädchen, das den Koran ausführlich studiert hatte und sich jetzt mit Philosophie beschäftigte.

Eines Tages thematisierte sie während einer Diskussion in der Bildungsarbeit ihre Widersprüche. Danach war sie noch stärker bemüht, die Grundprinzipien der Philosophie zu begreifen. Sie hatte eine entschlossene und kämpferische Ausstrahlung. Ihre gesamte Familie war streitbar. Sie stritten sich ständig, waren einander gleichzeitig jedoch sehr verbunden. Über ihren Vater beschwerten sie sich alle. Seine Trinkerei war ihnen peinlich und machte sie wütend, dennoch war er für sie ein wichtiger Mensch.

Für uns war es von Bedeutung, Zugang zu dieser Familie zu bekommen und ein oder zwei von ihnen zu RevolutionärInnen zu ma-

chen. Die Freunde hatten vor allem Kontakt zu Männern. In deren Umfeld gab es jedoch fast immer junge Frauen, die in die revolutionäre Arbeit einbezogen werden konnten. Die Arbeit mit ihnen blieb zumeist oberflächlich und beschränkte sich darauf, sie an ihre Unterdrückung zu erinnern und für Aufträge einzusetzen, die Geheimhaltung erforderten. Einige der Freunde passten sich auch der Auffassung vieler Familien an, dass Politik keine Frauensache sei, und kümmerten sich überhaupt nicht um die Frauen. Damit machten sie es sich einfach, denn es war eine sehr schwere Aufgabe, eine revolutionäre Wandlung bei den Familien herzustellen und aus Frauen Revolutionärinnen zu machen. Gelang dies jedoch, wirkte sich die revolutionäre Veränderung auf die gesamte Familie aus.

Die Bildungsarbeit führten wir ohne Unterbrechung fort. Yıldız war dabei am eifrigsten. Ich lernte die meisten Mitglieder der Familie Durmuş kennen, als ich sie in ihrem zweistöckigen Haus besuchte. Onkel Isa führte sich auf wie ein Detektiv und fragte nach, wer der Gast sei, woher und zu welchem Zweck ich gekommen sei. Als er erfuhr, dass ich aus Dersim stamme, begann er, von seinen jungen Jahren zu erzählen. Er nannte zahllose Beispiele, wie Menschen aus Dersim in Bingöl Diebstähle begangen hatten.

In einer dieser Geschichten wollten sie *pestil*[99] stehlen, das auf einem Hausdach zum Trocknen ausgebreitet war. Die Hausbewohner hatten sich rund um das *pestil* zum Schlafen hingelegt. Die Diebe banden eine Schnur um das Bein einer Katze und warfen diese auf das Tuch, auf dem das *pestil* aufgereiht lag. Die Katze krallte sich am Tuch fest und die Diebe zogen an der Schnur. Dabei wachten jedoch die Hausbewohner auf und begannen zu schießen, weshalb der Diebstahl nicht gelang.

Onkel Isa mochte die Menschen aus Dersim nicht. Außerdem ärgerte er sich über die »Kurdenvertreter« und fand sie gefährlich. Am wenigsten konnte er Davut leiden: »Dieser Davut ist einer, der das Kurdentum verbreiten will«, sagte er.

---

99 Dünne Fladen aus getrocknetem Aprikosen-, Pflaumen- oder Maulbeermus

Mehmet Karasungur gegenüber empfand Onkel Isa jedoch Respekt und sagte: »Er hat einen Beruf und bezieht ein Gehalt, aber er steht immer im Vordergrund, irgendwann wird ihn die Polizei schnappen, es ist schade um ihn.«

Seine Frau war ganz anders. Da sie krank war, bewegte sie sich nicht viel, sondern saß in würdevoller Haltung auf einem Sitzkissen. Häufig unterbrach sie Onkel Isa und sagte: »Hört nicht auf die Worte dieses Verrückten.«

Mit der Zeit änderte sich die Haltung der Familie der Bewegung gegenüber. Sie war zwar nicht mit allem einverstanden und hatte weiterhin viele Einwände, aber ihr Interesse wuchs und sie fühlte sich immer mehr dem Kampf verbunden, der eine neue Lebensform darstellte, die sie nicht ignorieren konnte.

Die alte Mutter von Hüsniye mischte sich nicht ein. Ihre Brüder und Schwägerinnen waren AnhängerInnen von *Özgürlük Yolu*. Wir beließen es zunächst dabei und achteten lediglich darauf, dass sie Hüsniye nicht an der Arbeit hinderten. Je mehr Hüsniye sich entwickelte, desto einfacher würde es sein, auch ihr Umfeld zu beeinflussen. Bei allem, was wir taten, mussten wir die weiteren Auswirkungen bedenken. Eine junge Frau in die revolutionäre Arbeit einzubeziehen, war von großer Bedeutung.

Mit der Zeit erweiterten wir unsere Arbeitsgruppe und teilten sie schließlich in zwei Gruppen auf. In die zweite Gruppe nahmen wir auch Fethiye und Mediha auf. Inzwischen waren es über zwanzig junge Frauen, die als Sympathisantinnen galten. Die Organisierungsarbeit machte sich in Diskussionen an den Schulen und in den Stadtvierteln bemerkbar.

In den anderen Gruppen gab es nur vereinzelt Frauen. Ihre Kader versuchten, eine Alternative zu unserer Arbeit aufzubauen. Darüber freuten wir uns eigentlich, da es besser war, die Mädchen und Frauen in verschiedenen Gruppen zu organisieren, als sie aus der Politik heraus zu halten. Wir glaubten, dass es auf diese Weise einfacher sein werde, sie zu beeinflussen. Manchmal nahmen wir an ihren Seminaren und Versammlungen teil und erzielten dabei positive Resultate. Die Gruppen machten ständig Propaganda gegen uns. Beteiligten

wir uns direkt an den Diskussionen, machten wir Eindruck auf viele der jungen Frauen und konnten sie für uns gewinnen.

In der Wohnung, in der ich mich aufhielt, herrschte manchmal reges Treiben. FreundInnen aus verschiedenen Orten kamen vorbei und so entstand die Möglichkeit, sich zu unterhalten und zu diskutieren. Manchmal herrschte auch über längere Zeit Ruhe. Nur Davut war ständig da. Er stritt sich häufig mit Selim, was mir sehr sinnlos erschien. Selim war ein Demagoge. Er konnte stunden- und tagelang über ein Thema sprechen. Er mochte Davut nicht und machte sich über seine Schwächen lustig. Eine ernsthafte Kritik übte er jedoch nicht, weshalb viele FreundInnen sich von seinem Gerede gestört fühlten.

Davut beschuldigte Selim, ein inkonsequenter Schwätzer zu sein. Kritische Auseinandersetzungen unter den FreundInnen waren normal. Wurde das normale Ausmaß überschritten, hätten wir eigentlich dagegen Stellung beziehen müssen. Ich verhielt mich jedoch überwiegend emotional, da ich davon ausging, dass beide verantwortliche Mitglieder der Bewegung und der Organisation bekannt waren. Das stimmte natürlich auch, dennoch wäre es wichtig gewesen, gegen ihre Fehler Position zu beziehen. Was mich an entsprechenden Interventionen hinderte, waren fehlende Professionalität und wirklich revolutionäre Persönlichkeit, mangelnder politischer Tiefgang, ein enges Blickfeld auf die Organisation und Oberflächlichkeit. Sich mit bestimmten Kriterien zu begnügen und gute Absichten zu hegen, reichte eben nicht aus, um Probleme zu lösen. So konnte kein Klassenkampf geführt werden.

Eine Zeitlang war Aysel Öztürk im Gespräch, eine Frau die Selim auf der Lehrerschule für uns gewonnen hatte. Davut machte manchmal Witze darüber. Es wurde über die Beziehung zwischen Aysel und Selim geredet. Selim sprach davon, bei ihrer Familie offiziell um ihre Hand anzuhalten. In Dersim hatte es bereits Ärger deswegen gegeben. In der Verwandtschaft von Aysel hatten sich entsprechende Gerüchte verbreitet. Die FreundInnen hatten davon gehört und wollten wissen, inwieweit der Klatsch den Tatsachen entsprach. Am allermeisten engagierte sich Davut in dieser Angelegenheit.

Selim war kein Mensch, der Beziehungen konsequent und anhand bestimmter Prinzipien führte. Hinter seinem lässigen und demokratischen Äußeren verbarg sich eine schwache Persönlichkeit. Im Alltagsleben wurde deutlich, dass er eine sexistische Einstellung hatte. Einige der Freunde waren von feudalistischen oder kleinbürgerlichen Einflüssen geprägt, dennoch war ein genossenschaftlicher, natürlicher Umgang mit ihnen möglich.

Selim hingegen gab sich immer und überall einen oppositionellen Anschein. Daran hatten sich alle gewöhnt. »Er ist eben so«, hieß es. Wurde er kritisiert, redete er monatelang dagegen an und führte zahllose Gründe auf, die sein Verhalten rechtfertigen sollten. Er selbst betrachtete sich als besten Vertreter der Organisation. Traf er auf jemanden, dessen Schwäche offensichtlich war, nutzte er die Situation zu seinem eigenen Vorteil. Davuts vermeintliche Feigheit war ein gefundenes Fressen für ihn.

Für uns gehörte Mut zu einem revolutionären Geist dazu. Dafür war die Bewegung bekannt, so war sie entstanden und so hatten ihre Mitglieder zu sein. Diesem Anspruch wurde Davut nicht gerecht und alle – von ganz gewöhnlichen Menschen bis zu den Kadern – wussten es. Er selbst jedoch konnte nicht den kleinsten Fehler an sich entdecken. An diesem Punkt war er wie Selim. Im Allgemeinen nutzten die FreundInnen Schwächen anderer nicht aus. Unversöhnliche Auseinandersetzungen oder unangebrachte Anschuldigungen wurden sorgfältig vermieden. Die Beziehungen untereinander waren von der Wärme, Achtung und Liebe geprägt, die ein gemeinsamer Kampf mit sich bringt.

Genossenschaftliche Beziehungen stellten für uns den höchsten Wert dar. Intrigen kamen darin nicht vor. Daher lösten Verhaltensweisen, wie Selim und Davut sie zeigten, Befremden und Ablehnung aus. Die Kritik an ihnen beinhaltete jedoch keine tiefgreifende Persönlichkeitsanalyse vor soziopolitischem Hintergrund. Es wurde zwar von den Auswirkungen der Klasseneigenschaften und überholten Persönlichkeitsmustern gesprochen, die eigentliche Problematik wurde jedoch oberflächlich abgehandelt. Die Kritik beschränkte sich meistens auch nur auf konkrete Vorfälle.

Es war Ende 1977. Während der Winterzeit war die Arbeit noch besser organisiert worden. Hayri und einige andere FreundInnen waren gekommen, ich wusste damals noch nicht, wer sie waren, da solche Dinge geheim gehalten wurden. Eines Tages sah ich nach der Rückkehr von einer Bildungsarbeit Ali Güngör. Er war mit drei Pistolen beschäftigt, die vor ihm auf dem Tisch lagen. Gleich drei Pistolen auf einmal zu sehen, war eher ungewöhnlich. Neugierig nahm ich sie in Augenschein. Waffen auseinander zu nehmen und wieder zusammen zu setzen, bedeutete für mich ein besonderes Vergnügen. »Was ist los, soll eine Aktion stattfinden?« fragte ich gespannt. »Richtig, wir werden eine Bank ausrauben«, antwortete Ali in ruhigem Tonfall. Als er meinen überraschten Gesichtsausdruck sah, erklärte er, er habe einen Scherz gemacht, den er mit Fethiye, die bald nach Hause kommen sollte, wiederholen wolle. »Wollen wir doch mal sehen, wie sie darauf reagiert. Wir lassen uns nicht anmerken, dass es nur ein Witz ist.« Ich willigte ein und meinte: »Eigentlich kann man in Bingöl ganz einfach eine Bank überfallen. Das ist keine Aktion, die man nur in Großstädten durchführen kann. In Bingöl ist so etwas auch noch nie vorgekommen. Ich würde mitmachen, es ist besser, wenn auch Frauen dabei sind. Könnten wir nicht einen solchen Vorschlag machen?« – »Warum nicht, meiner Meinung nach würde es gehen.« entgegnete Ali. Während wir dieses Thema weiter erörterten, kam Fethiye nach Hause. Sie zeigte sich noch überraschter als ich, befühlte die Pistolen und fragte leise: »Was soll das werden?« Ali flüsterte: »Bleib ruhig, es findet eine Aktion statt. Wir werden eine Bank überfallen. Du bist bei der Aktion dabei. Mit Sakine haben wir schon gesprochen, Frauen sind weniger auffällig. Die Freunde haben haben Hüseyin aus Karakoçan Bescheid gesagt. Er ist mit dem Auto gekommen, ein guter Freund. Wir müssen uns vorbereiten, vielleicht bin ich ja der Vierte.«

Wir machten allen Ernstes einen Probedurchlauf und betraten mit gezogenen Waffen den Raum. Ali händigte uns etwas aus der Schublade am Tisch aus und wir verließen das Zimmer, indem wir uns gegenseitig sicherten. Die Aktion war erfolgreich verlaufen. Wir gingen den Ablauf noch mehrmals durch und hatten großen Spaß dabei. Natürlich bestand auch die Möglichkeit, dass wir gefasst wur-

den. Wie sollten wir uns dann verhalten? Wir einigten uns darauf, alles abzustreiten, sollten wir ohne das Geld geschnappt werden. Andernfalls würden wir nur aussagen, dass wir RevolutionärInnen seien und das Geld im Namen des Volkes beschlagnahmt hätten.

Anschließend machten wir eine Pause und bereiteten das Essen zu. Auch während des Essens blieben wir beim Thema. Fethiye war Feuer und Flamme. Sie aß kaum etwas und meinte, das Essen sei ihr im Moment gleichgültig. Ali brachte schließlich die gemeinsame Tochter Roza ins Gespräch: »Falls du im Gefängnis landen solltest, nimmst du sie am besten zu dir.« Er wollte ihre Reaktion testen. Je länger der Spaß jedoch andauerte, desto fader wurde er. Ich versuchte Ali zu überzeugen, endlich die Wahrheit zu sagen: »Es reicht jetzt, Fethiye ahnt nicht, dass es nur ein Spaß ist. Wir müssen es ihr sagen, sonst ist sie hinterher gekränkt.« Ali meinte: »In Ordnung, ich sage es ihr später.« An diesem Abend schliefen wir drei in derselben Wohnung. Früh morgens verließen wir das Haus. Alle drei trugen wir jeweils eine Pistole. Wir sollten sie zu Mehmet bringen. Von dort aus wollten Ali und Fethiye zur Arbeit gehen. Ali hatte Fethiye immer noch nichts gesagt und redete weiter aufgeregt von dem angeblich geplanten Banküberfall.

Als wir bei Mehmet ankamen, zog er uns sofort ins Hinterzimmer. Er hatte auf die Waffen gewartet. Im Wohnzimmer waren noch zwei Freunde, einer davon war Dursun Ali, den anderen hatte ich nicht erkannt. Er trug eine Brille und wir waren schnell an ihnen vorbeigegangen. Im Hinterzimmer wurde der Witz fortgesetzt. Auch Mehmet beteiligte sich daran. Mediha verfolgte das Gespräch neugierig. Als sie begriff, dass angeblich ein Banküberfall geplant wurde, bestand sie darauf, ebenfalls daran teilzunehmen. Wir benahmen uns wie Kinder. Als der Zeitpunkt näherrückte, an dem Fethiye und Ali zur Arbeit mussten, drängte ich erneut darauf, endlich die Wahrheit zu sagen.

Mehmet bezog jedoch die anderen Freunde ebenfalls mit ein. Mediha wiederholte auch vor ihnen ihren Wunsch, an der Aktion teilzunehmen. Offenbar rechnete sie sich damit bessere Chancen aus.

Als ich das Wohnzimmer betrat, begrüßte ich zunächst die Freunde. Bestürzt stellte ich fest, wer da saß. Da ich ihn im Vorbeigehen nur von der Seite gesehen hatte, hatte ich ihn nicht erkannt. Ja, es

war der Vorsitzende. Meine Aufmerksamkeit war von der Aufregung um die Pistolen abgelenkt gewesen, aber jetzt musste dem Spaß ein Ende gesetzt werden.

An Mehmet gewandt erklärte ich: »Wir sollten den Witz nicht so sehr in die Länge ziehen.« Dann versuchte ich zu erklären, wie alles angefangen hatte. Der Vorsitzende ließ sich jedoch nicht beirren und sagte: »Natürlich können Frauen das ebenso gut, warum auch nicht? Die Gruppe muss nur gut vorbereitet werden.« Dursun Ali setzte nach: »Ich bin hier fremd, die Polizei kennt mich nicht, ich mache auch mit.« Auf einmal schien die Sache ernst zu werden. Ich war verwirrt: Vielleicht stimmte es ja doch und Ali hatte nur so getan, als ob es ein Witz sei? »Einen Spaß sollte man nicht so in die Länge ziehen. Sagt endlich die Wahrheit!« forderte ich.

Der Vorsitzende entgegnete: »Was denn für ein Spaß? Gehst du so an die Arbeit heran?«

Fethiye ergriff ihre Tasche und sagte weinend beim Verlassen des Raums: »Ich habe verstanden, ihr traut mir nicht. Ihr wolltet mich testen. Bin ich ein Versuchskaninchen für euch?« Alis Geständnis, dass alles nur ein Scherz gewesen sei, um ihre Reaktion zu prüfen, hatte sie schwer gekränkt. Mediha gab ihr Recht: »Es ist doch immer das gleiche, sie trauen uns nicht.«

Der Vorsitzende versuchte nachzuvollziehen, was vor sich ging. Aus einer so ernsten Angelegenheit einen Witz zu machen, erzürnte ihn.

»Was soll das heißen, den Frauen wird nicht vertraut? Wie kommt ihr darauf, die Frauen auf die Probe zu stellen? Ich sage euch eins, bei uns wird den Frauen viel mehr zugetraut als den Männern. Aus den Frauen Kurdistans Revolutionärinnen zu machen und sie in die Revolution einzubeziehen, ist wichtiger als alles andere. Mit Witzen kommen wir da nicht weiter. Also reißt euch zusammen. Nur zu, überfallt eine Bank. Das können Frauen genauso gut.«

Wir fühlten uns elend. Der Spaß hatte zu Hause beim Reinigen der Waffen begonnen, aber wohin hatte er geführt? Ich versuchte erneut, die Geschichte zu erklären: »Ich habe Genosse Ali gesagt, er soll den Witz nicht in die Länge ziehen. Aber ich habe auch einen Fehler gemacht. Schließlich hätte ich ja auch gegen seinen Willen die Wahrheit

sagen können. Es war verkehrt, dass Mehmet auch noch mit eingestiegen ist und sogar die anderen Freunde es mitbekommen haben.« Auch Mehmet meinte, er habe einen Fehler begangen. Ali sagte: »Der Fehler liegt vor allem bei mir. Fethiye glaubt sowieso, dass wir kein Vertrauen zu ihr haben und sie nicht einbeziehen. Es stört sie sehr und ich habe alles nur noch schlimmer gemacht.« Dann ging er zur Arbeit. Mediha ging einkaufen. Auch Mehmet und Dursun Ali machten sich zum Aufbruch bereit. Was ging hier vor? Ich blieb mit dem Vorsitzenden allein zurück. An der Tür sagte Mehmet noch zu mir: »Bleib du hier, der Freund will mit dir sprechen.« Ohne recht begriffen zu haben, was er meinte, entgegnete ich: »Er hat ja Recht mit seiner Kritik, hätten wir das bloß nicht gemacht. Es ist nicht gut gelaufen.« Mehmet wiederholte: »Der Vorsitzende will mit dir sprechen.« Ich rief: »Wirklich?« und sprang in die Luft. Dann traute ich mich jedoch nicht, das Wohnzimmer wieder zu betreten. Das Zusammentreffen hatte so schlecht angefangen, wie sollte dann das Gespräch verlaufen?

Ich war aufgeregt und mein Verhalten war mir peinlich. Minutenlang blieb ich im Flur stehen. Ich konnte einfach nicht die Tür öffnen und das Zimmer betreten. Dann riss ich mich zusammen. Der Vorsitzende lief auf und ab. Das Wohnzimmer war groß. Er fragte zunächst nach der Arbeit: »Wie läuft es, gibt es Schwierigkeiten, wie ist die allgemeine Struktur?« In Grundzügen schilderte ich die Arbeit seit meiner Ankunft in Bingöl und berichtete vor allem von der Frauenarbeit.

»Wie viele Frauen sind es?« fragte der Vorsitzende. – »Zwischen fünfundzwanzig und dreißig«, entgegnete ich. Anerkennend sagte: »Wirklich? Das ist gut. Gerade an einem Ort wie Bingöl, wo viele konservative und reaktionäre Einflüsse herrschen, ist es wichtig, junge Frauen zusammen zu bringen und zu bilden.«

Dann fragte er, bei welchen Freundinnen die Aussicht bestehe, sich weiter zu entwickeln. Ich nannte Yıldız, Kadriye, Dilan und noch einige weitere.

»Wenn man richtig mit ihnen umgeht, ihnen Vorbild ist und sie weiterbildet, werden sich immer mehr Frauen anschließen, selbst in Gegenden wie dieser«, sagte der Vorsitzende. Schließlich kam er auf mich und meine Ehe mit Baki zu sprechen.

»Sklavenbeziehungen kann niemand gutheißen. Ich stecke ja auch in so einer Situation. Manche meinen, Kesire sei die Tochter eines kemalistischen Kollaborateurs.« Er fragte mich nach meiner Meinung dazu: »Es gibt sogar Gerüchte, dass Ali Yıldırım ein Agent ist. Du warst doch eine Zeitlang bei der Familie, wie schätzt du sie ein?«

Ohne Zögern antwortete ich:

»Die Autorität in der Familie ist Kesire. Ihre Familie liebt und schätzt sie sehr. Es mag sein, dass ihr Vater Kemalist ist, vielleicht ist er sogar ein Agent, aber seine Tochter ist eine Revolutionärin.« Sofort entgegnete er: »Das ist das Beste, was man dem Kemalismus und der Kollaboration entgegen setzen kann: Die Tochter zu einer Revolutionärin zu machen. Auf dieser Grundlage beruht unsere Beziehung. Ich würde niemals versuchen, jemandem eine Beziehung aufzudrängen und ich akzeptiere keine Sklavenverhältnisse. Beziehungen müssen gleichberechtigt und frei sein. Unser Ali Haydar hat ja Cemile geheiratet. Ich nehme an, dass das passt. Du kennst die beiden doch, was meinst du?« Ich freute mich über die Neuigkeit und meinte, ich sei nicht überrascht, die beiden würden zueinander passen. Mein Vetrauen in Ali Haydar Kaytan war so groß wie der Glaube anderer Menschen an einen Gott. Ich liebte und achtete ihn. Cemile war unter den jungen Frauen in Dersim eine Persönlichkeit, die in der organisatorischen Struktur wichtige Aufgaben übernommen hatte und in der Lage war, Arbeiten zu organisieren und umzusetzen. Ich betrachtete ihre Beziehung nicht negativ.

Wir diskutierten weiter über Beziehungen: die eine war zerstört und musste beendet werden, die andere war auf der Grundlage eines gemeinsamen Kampfes begründet worden. Ich lehnte die eine Beziehung ab und erklärte, ich sei bereit für eine Trennung, die andere Beziehung jedoch befürwortete ich und freute mich sogar darüber. Die Worte des Vorsitzenden gaben mir Kraft. Er sagte nicht direkt, was ich zu tun habe, sondern zeigte eher die allgemeinen Umstände auf. Mehrmals wiederholte er: »Eine Beziehung kann man nicht erzwingen.« Dabei ließ er mich spüren, dass meine Entscheidung richtig war, auch wenn er es nicht offen sagte. Und er betonte, er sei davon überzeugt, dass ich auch künftig die richtigen Entscheidun-

gen treffen werde. Das reichte mir. Ich zerbrach mir nicht mehr den Kopf darüber. Wichtig war für mich nur die revolutionäre Arbeit. Baki konnte mich nicht daran hindern. Sollte er mich weiter drängen, würde ich das Problem direkt an der Wurzel anpacken. Es tat mir unbeschreiblich gut, mit dem Vorsitzenden zu sprechen.

Die Versammlung, die der Vorsitzende in Bingöl abhielt, fand abends in der Wohnung statt, die wir »weißer Palast« nannten. Ich ging mit Mehmet Karasungur hin. Mediha ahnte, dass eine Versammlung stattfinden sollte und bestand darauf, daran teilzunehmen. Der Lehrer lehnte ab: »Das geht nicht, der Freund hat zu tun, er muss auch noch anderswo hin.« Mediha war wieder gekränkt und auch Fethiye verhielt sich ähnlich. Sie beeinflussten sich gegenseitig und ihr Ärger richtete sich vor allem gegen mich, da ich teilnehmen sollte und sie nicht. Ihnen ging es lediglich um das angebliche Misstrauen, das ihnen entgegen gebracht wurde.

Die Versammlung begann erst zu später Stunde, da die Freunde in kleinen Gruppen und zu verschiedenen Zeiten eintrafen. Es war Winter, es hatte geschneit und in der Wohnung war es kalt. Der Vorsitzende sprach stundenlang. Zuvor hatte er die Freunde gefragt, auf welche Themen er eingehen solle. Dann bewertete er die politischen Entwicklungen und sprach über die Geschichte Kurdistans, unsere ideologische Ausrichtung, die Besonderheit unserer Revolution, die Lage in Bingöl, die linken kurdischen Gruppen und unsere Haltung zu ihnen. Anschließend zeigte er Perspektiven für unsere Arbeit auf. An der Versammlung nahmen alle Freunde teil, denen Vertrauen entgegen gebracht wurde. Ich war die einzige Frau. Zur Frauenarbeit sagte der Vorsitzende: »Insbesondere in dieser Gesellschaftsstruktur hat die Beteiligung von Frauen an der Revolution eine große Bedeutung. Damit werden die Entwicklungen beschleunigt. Die feudale und rückständige Struktur in Bingöl ist kein Hindernis. Es müssen bloß die notwendige Geduld und Aufmerksamkeit aufgebracht werden.«

Ähnliche Versammlungen hatten vorher bereits in Karakoçan und Dersim stattgefunden. Die in Dersim wurde in dem Depot im unteren Stockwerk des Gebäudes, in dem unsere Wohnung war, abgehalten. In diesem Depot hatten wir damals die illegalen Gegenstände der Freun-

de versteckt. Die Vorstellung freute mich. Die Versammlung hatte eine positive Wirkung auf die Teilnehmenden. Die Arbeit wurde dadurch beschleunigt. Der Vorsitzende sprach auch von der revolutionären Radikalität der Jugend in Bingöl und meinte, der Kampf gegen faschistische und reaktionäre Zentren führe dazu, dass die Jugend militanter werde und sich besser organisiere. Das sah ich genau so.

In Bingöl stand Hikmet Tekin an der Spitze der Faschisten. Er war damals Bürgermeister und besonderer Liebling von Türkeş. Seine Mitarbeiter in der Stadtverwaltung waren überwiegend junge Faschisten. Tekin fuhr häufig nach Deutschland. Auf den Fahrten nach Deutschland oder nach Ankara sicherte er sich ideologische und materielle Unterstützung, mit der er seine örtlichen Kader bei der Stange hielt. Unsere Aktionen gegen die Faschisten hatten die Arbeit der MHP blockiert. Die revolutionäre Gewalt hatte ihnen einen Schlag versetzt. Bingöl war nicht mehr wie früher und die Faschisten konnten sich nicht mehr so frei bewegen.

Ich wechselte wieder einmal die Wohnung, da die Wohnung von Zeki Yıldız als passender angesehen wurde. Er hatte gerade ein Mädchen aus seinem Dorf geheiratet. Sie war eine ganz normale Dorfbewohnerin, mit Zekis Worten eine »aus derselben Klasse«. Die Familie war groß. Auch seine taubstumme Stiefmutter lebte bei ihnen. Sein Vater war bei einem Arbeitsunfall ums Leben gekommen. Zeki hatte seinen Vater sehr geliebt und sprach häufig von ihm. »Er war ein Arbeiter, ein Proletarier«, sagte er. Einschließlich seiner Stiefgeschwister lebten zehn Personen im Haushalt. Sie waren herzliche, lebhafte Menschen. Auch Zeki war ein sehr liebenswerter Genosse. Die revolutionäre Arbeit führte er mit Leidenschaft aus. Gleichzeitig war er sensibel und gefühlsbetont. Das zeigte sich sogar an der Ausstattung des Zimmers, in dem ich wohnte. Er liebte kurdische Musik und bewunderte besonders Aram[100], dessen Lieder, die bei Radio Jerewan

100 Aram Tigran (* 15. Januar 1934 in Qamischli, Syrien; † 8. August 2009 in Athen) war ein armenisch-kurdischer Sänger. Sein Vater stammte aus der Gegend um Diyarbakır und gehörte zu den Überlebenden des armenischen Völkermordes von 1915. Als einziger Überlebender seiner Familie flüchtete der Vater als Zwölfjähriger nach Westkurdistan im Nordosten Syriens, wo er von einer kurdischen Familie aufgenommen wurde. Arams Mutter war Kurdin. 1966 ging er nach Jerewan und arbeitete dort achtzehn Jahre bei Radio Jerewan.

gesendet wurden, er sammelte. Zeki hatte viele Kassetten, Bücher und Zeitschriften. Sein Interesse an Kunst, Kultur und Wissenschaft war offensichtlich. In dem Zimmer standen außer einem Holzbett nur Regale mit Kassetten und Büchern. Es war ein winziger Raum, dessen Reichtum mich auf Reisen führte. Aus diesem Grund liebte ich das Zimmer.

Zekis Stiefmutter war taubstumm und sehr sensibel. Sie konnte die Türklingel wahrnehmen und wusste sogar anhand der Art und Weise, wie geklingelt wurde, wer gekommen war. Ihre Sinne waren sehr ausgeprägt. Wir verständigten uns über Handzeichen. Ihre Welt bestand aus Zeichen und einigen Tönen, die sie hervorbrachte. Zeki konnte auf diese Weise wunderbare Dialoge mit ihr führen. Nachdem Zeki seine Frau Emoş geheiratet hatte, war seine Stiefmutter mürrisch, da sie glaubte, ihr werde kein Wert mehr beigemessen. Emoş war nicht gerade ihre Wunschschwiegertochter. Obwohl sie vom Dorf stammte, war sie ein wenig verwöhnt und wollte etwas Besseres sein. Eigentlich war sie gutwillig, intelligent und entwicklungsfähig, aber die Welt, von der sie träumte, war eine andere als die Realität, die sie vorgefunden hatte.

Zeki war anders als die anderen Männer im Dorf. Sie wusste, dass er ein Revolutionär war. Er behandelte sie respektvoll und übte keinen Druck auf sie aus. Stattdessen bemühte er sich, ihr Wissen zu vermitteln. Seiner Ansicht nach hatte er eine Frau aus einer revolutionären Klasse geheiratet. Daher war sein Ziel, sie in die kurdische Revolution einzubeziehen. Emoş war sich dessen nicht bewusst. All die schönen Ideen, von denen Zeki ihr erzählte, waren ihrer Meinung nach abstrakte Träumereien.

Zeki hatte sich die Ehe anders vorgestellt. Bereits in der Anfangszeit zeichneten sich Probleme ab. Er musste seine revolutionären Aufgaben erfüllen und gleichzeitig mit den Erwartungen seiner Frau und der anderen Familienmitglieder zurecht kommen. Er versuchte beides, aber es gelang ihm einfach nicht. Häufig wurde ich Zeugin der Spannungen, die dadurch entstanden. Auch seine Stiefmutter zeigte sich manchmal rebellisch. Zeki musste einen komplizierten Kampf führen. Mit guten Absichten ließ sich die Angelegenheit nicht regeln.

Nach dem Tod seines Vaters war er für den Lebensunterhalt der gesamten Familie verantwortlich. Dadurch wurden seine Aktivitäten im Kampf behindert. Häufig sprach er seine Gedanken dazu offen aus und beklagte sich über sein Unglück. Er war bereit, jede Aufgabe zu übernehmen, die ihm übertragen wurde. Ging es jedoch um eine Arbeit in einer anderen Region, musste er auf seine Familie Rücksicht nehmen. Es verletzte seinen Stolz, wenn er dies den Freunden sagen musste, obwohl seine Argumentation berechtigt war. Seine Entschlossenheit, Beharrlichkeit und Sorgfalt reichten jedoch aus, um Vertrauen aufzubauen. Trotz der familiären Konflikte war er voller Hoffnung und Leben. Und ein Revolutionär musste schließlich mit schwierigen Situationen umgehen können.

armut: die realität eines volkes

In der Wohnung übernachteten hauptsächlich Freunde, die von außerhalb kamen. Eines Tages kam Baki Karer. Er blieb eine Nacht und am nächsten Tag fuhren wir gemeinsam nach Ağrı. Carlos, ein großer, stämmiger Freund, war auch dabei. Sein Name war ungewöhnlich. Es gab einen internationalen Terroristen namens Carlos. Offenbar interessierte unser Genosse sich für ihn. Er selbst war auch ungewöhnlich mit seiner schnodderigen Gangart und seinem langen schwarzen Mantel, den er gewöhnlich um die Schultern hängte. Wir fuhren nach Bulanık, Patnos, Malazgirt und Ağrı. Ich hatte einige Schriftstücke und einen Revolver dabei. Frauen wurden selten kontrolliert. Lag ein konkreter Verdacht vor, wurden Polizistinnen eingesetzt. Normalerweise wurden jedoch lediglich die Ausweise kontrolliert. Daher wurden bei uns für Kurierdienste meistens Frauen eingesetzt.

Für mich war es eine gute Gelegenheit, andere Gegenden Kurdistans kennenzulernen. Es war wunderschön, den legendären Berg Ararat, die Berge in Karlıova und die Insel Akdamar im Wan-See endlich mit eigenen Augen zu sehen.

Der Begriff Heimat bekam für mich eine neue Bedeutung, als ich die Schönheiten Kurdistans entdeckte. Es machte mich glücklich

und stolz, Teil des Kampfes für dieses Land zu sein, dessen offensichtliche Armut mir manchmal die Tränen in die Augen trieb. In Malazgirt übernachteten wir bei einer Familie, deren Armut beispielhaft für die Realität des kurdischen Volkes war.

In der einen Ecke des Hauses schlief die Kuh, in der anderen die Frauen und Kinder. Das Fenster war aus Plastikfolie. Das Leben dieser Familie war geprägt vom Gestank von Kuhmist, dem Muhen der Kuh und dem Geschrei der Kinder. Die ganze Nacht verbrachte ich damit, Flöhe zu töten. Die weiße Bettdecke war voller Blutflecken, denn Flöhe zu töten ist eine Kunst für sich. Zum Frühstück wurde mir außer selbstgemachtem Käse ein Ei serviert, das über dem Feuer aus Kuhmist gekocht worden war. Der Tisch war nur für mich gedeckt, die Kinder hielten Abstand. Ganz offensichtlich war das Ei etwas Besonderes, das ausschließlich dem Gast vorbehalten war. Aber wie sollte ich es essen, starrten doch alle Kinder begehrlich darauf? Solche Armut sah ich nicht zum ersten Mal, dennoch ging es mir nahe. Obwohl die Frauen mich dazu drängten, konnte ich das Ei nicht anrühren und erklärte, ich vertrüge keine Eier. Auf der Weiterfahrt fielen mir beim Essen immer wieder die Blicke der Kinder ein und ich konnte nichts zu mir nehmen.

Auf dem kurvigen Weg nach Patnos dachte ich an die kurdischen Kinder, die ich in İzmir auf dem Messegelände kennengelernt hatte. Sie verkauften Sesamringe und waren etwa neun oder zehn Jahre alt. Ihre Familien stammten aus Mardin und Siirt. Wir lernten uns kennen, als ich einen Sesamring kaufen wollte. Alle drei kamen auf mich zugerannt. Einer von ihnen schubste die anderen weg und sie beschimpften sich gegenseitig auf kurdisch.

»Streitet euch nicht, ich kaufe von jedem von euch etwas«, sagte ich. Sie waren verblüfft und wir begannen, uns zu unterhalten. Einer aus Mardin war wegen seiner Stiefmutter von Zuhause weggelaufen. Ein anderer namens Ömer sagte, er habe es zu Hause nicht ausgehalten, da sein Vater sich ständig mit seinem Onkel gestritten habe. Der dritte Junge hieß Ali und stammte aus Siirt. Er war zu Verwandten zum Arbeiten nach İzmir gekommen, aber die Wohnung war bereits überfüllt und so war er auf der Straße gelandet. Die Kinder schliefen

im Park oder, wenn sie vorübergehend einen Job gefunden hatten, auf dem Boden an ihrem Arbeitsplatz.

Es gab keinen Unterschied zwischen ihnen, sie wuchsen alle in großer Armut auf. Es waren nur drei von Tausenden oder Millionen Kindern. Genau darum ging es in unserem Kampf. Ich konnte sie nicht retten, indem ich ihnen Sesamkringel abkaufte. Der Streit und Konkurrenzkampf unter ihnen spiegelte unsere primitive gesellschaftliche Realität wider. Dabei hatten sie doch alle dasselbe Problem.

In einfacher Sprache erzählte ich ihnen von Kurdistan und unserem Kampf. Ich erklärte ihnen, dass sie zusammenhalten und gemeinsam arbeiten müssten. Dann gab ich jedem von ihnen Geld für jeweils einen Sesamkringel, die wir geschwisterlich teilten und aßen. Später sah ich sie noch ein paar Mal wieder. Sie waren jetzt zu fünft und arbeiteten zusammen ohne sich zu streiten, wie sie mir lachend berichteten. Sie erzählten, dass sie jeden Tag in der Hoffnung, mich zu treffen zum Messegelände kämen. Als ich erklärte, ich sei nur zufällig da gewesen, verstummten sie zunächst und meinten dann: »Egal, wir kommen trotzdem immer wieder hierher.« Mit ihren Kinderherzen brachten sie damit zum Ausdruck, was ihnen der kurze Moment unseres Kennenlernens bedeutetet hatte.

Schmerz, Armut und Unterdrückung von Kindern zu sehen, ist mir schon immer sehr nahe gegangen. Bei den kleinen Schwestern von Zeki war es nicht anders. Ihr Vater war tot, sie hatten nur noch ihre taubstumme Mutter, die sich um sie kümmerte. Sie trugen schöne kurdische Namen: Berivan, Zozan, Rojda. Noch wussten sie nicht, unter welch schwierigen Bedingungen sie aufwachsen sollten. In Kurdistan gehörten Armut und Leid zum Leben dazu. Waren Kinder davon betroffen, war es noch unerträglicher.

Von Malazgirt aus fuhren wir nach Patnos. Die Landschaft war karg und trocken. In Patnos war auf beiden Seiten der Straße ein militärisches Sperrgebiet, das sich über ungefähr drei Kilometer hinzog. Hier war alles grün. Auf dem mit Nadelbäumen bewachsenen Gelände befanden sich alle zehn Meter mit Erde getarnte Panzerfahrzeuge. Dieser schöne Ort war mit Stacheldraht, Wachtürmen und Offiziersunterkünften zugebaut. Das war die Realität des Feindes.

Auf der anderen Seite des Stacheldrahts hingegen herrschte Dürre. Die Lehm- und Steinhäuser ähnelten mit ihrer Trichterform und ihren kleinen Fenstern Miniaturen der ägyptischen Pyramiden. Am Wegrand hatten sich kleine Tümpel gebildet. Anderes Wasser gab es nicht, die Trockenheit war offensichtlich. An einem dieser Tümpel hielt der Minibus an. Der Fahrer verkündete, wer Wasser trinken wolle, könne aussteigen. Von diesem Wasser tranken auch Maultiere, Esel, Ochsen, Kühe und Hühner. Kinder schlugen im Spaß mit Stöcken auf das Wasser. Und die Menschen stiegen aus und tranken ebenfalls davon.

In Patnos gab es große landwirtschaftliche Nutzflächen, aber keine Pflüge, von Traktoren ganz zu schweigen. Baki Karer murrte bei dem Anblick vor sich hin. In einer Zeitschrift von *Rizgarî* hatte ich einen Artikel mit der Überschrift »Die Entwicklung des Kapitalismus in Kurdistan« gelesen, in dem behauptet wurde, die feudalen Strukturen in Kurdistan befänden sich in einem Auflösungsprozess, da der Kapitalismus sich entwickelt habe. Ich erwähnte diesen Text gegenüber den Freunden. Baki Karer schimpfte: »Sie sollten kommen und sich das angucken. Es ist leicht, woanders zu sitzen und Kurdistan zu analysieren. Es gibt ja noch nicht einmal Pflüge hier, was soll das für ein Kapitalismus sein!«

Bei unserer Ankunft in Ağrı war es kalt, obwohl schon April war. Oder war es der Anblick des schneebedeckten Gipfels des Berges Ararat, der uns frieren ließ? Dieser Berg, auf dem der Schnee nie schmolz, war von überall sichtbar. Er sah hart und kalt aus. Das Klima wirkte sich auch auf die Menschen aus, die hier lebten. Sie waren schroff und hart.

Wir gingen zur Wohnung von Salman, dem Lehrer. Eigentlich war sie nicht sicher, da sie zuvor enttarnt worden war. Wir erregten Aufmerksamkeit, als wir das Haus betraten, und Baki Karer geriet in Panik: »Der Feind hat uns bemerkt«, wiederholte er mehrmals. Wir versteckten die Texte und eine Kassette, die wir dabei hatten, in der Badezimmerlampe. Der Lehrer und seine Frau waren erleichtert. Sie war als Lehrerin an der Mädchenkunstschule tätig. Neugierig stellte sie uns viele Fragen. Nurhayat war ebenfalls in Ağrı. Sie war hierher gekommen, als ich nach Bingöl gegangen war. Wir hatten uns lange nicht gesehen. Am kommenden Tag war der erste Mai. Baki drängte zur Eile: »Wir müssen sofort ein Flugblatt schreiben.«

Von den FreundInnen erhielten wir die Nachricht, dass am nächsten Tag in Doğubeyazıt eine unangemeldete Demonstration stattfinden solle. Weitere Aktionen waren angedacht. Die Flugblätter mussten sofort vervielfältigt und verteilt werden. Baki forderte mich auf, Papier und Stift zu holen. Wir begannen mit den Worten »An unser heldenhaftes Volk«. Baki diktierte mir, was ich schreiben sollte. Ab und zu fragte er mich nach meiner Meinung, ob noch etwas hinzugefügt oder verändert werden sollte.

Abends unterhielten wir uns lange mit dem Lehrer, der uns über die Lage in diesem Gebiet informierte. Als es Schlafenszeit wurde, fragte er Baki leise: »Wer soll wo schlafen?« Er ging davon aus, dass wir verheiratet seien. Als ich mit seiner Frau alleine im Schlafzimmer war, meinte sie verlegen: »Mein Mann und ich haben darüber geredet und ich habe Recht behalten: Ihr seid gar nicht verheiratet.« Sie hatte großen Redebedarf. Ich hatte zuvor gesagt, dass ich aus Elazığ stamme, aber sie meinte, mein Akzent ähnele eher dem aus Dersim. Direkt fragen wollte sie nicht. Jetzt erzählte sie von Nurhayat und ihrer Arbeit: »Sie ist sehr auffällig. Man merkt sofort, dass sie nicht von hier ist.«

Ich meinte, sie selbst solle sich aktiv an der Arbeit beteiligen. Die Arbeit mit Frauen sei für sie einfach, da sie den Vorteil habe, die Probleme der hiesigen Frauen zu kennen und außerdem als Lehrerin tätig sei. Sie hatte Kontakt zu den FreundInnen, ihr eigener Mann gehörte ja auch zu uns. Das machte die Sache einfacher. Darüber hinaus stammte sie aus dieser Gegend und kannte sich gut aus. Ich sagte, es sei nicht richtig, passiv zu bleiben. Es war ihr ein bisschen unangenehm, aber sie schien nicht sonderlich gewillt, daran etwas zu ändern. Sie hatte auch Einfluss auf ihren Mann. Frauen wie sie konnten viel zur revolutionären Arbeit beitragen, wenn sie nur wollten. Meistens übten sie jedoch eher einen negativen Einfluss aus, vor allem auf ihre Ehemänner. Sie war gebildet und ihr waren die Probleme bewusst, außerdem hatten sie auch keine finanziellen Schwierigkeiten, da beide arbeiteten. Sie hätten beide viel in die revolutionäre Arbeit einbringen können, zeigten sich jedoch aufgrund ihrer kleinbürgerlichen Einstellungen instabil.

Die Frau von Dursun Ali in Elazığ war ganz ähnlich. Sie war ebenfalls Lehrerin, gebildet und redegewandt. Hätte sie es gewollt, hätte sie eine militante Haltung entwickeln können. Aber sie wurde von ihrem Umfeld unter Druck gesetzt und war nicht sonderlich gewillt, sich in die revolutionäre Arbeit einzubringen. Auch sie hatte einen negativen Einfluss auf ihren Mann. Sie hinderte ihn zwar nicht direkt an der Arbeit, aber die familiären Verpflichtungen machten sich bemerkbar. In dieser Zeit gab es viele solcher Familien, bei denen noch nicht geklärt war, wie sie sich entwickeln würden.

Ich wollte unbedingt die Freunde im Gefängnis besuchen. Sie waren die ersten von uns, die verhaftet worden waren. Es waren auch einige meiner ehemaligen Lehrer unter ihnen. Als ich Baki meinen Wunsch mitteilte, entgegnete er: »In Ordnung. Sie wissen, dass wir hier sind, und haben ohnehin darum gebeten, dass jemand kommt, weil sie etwas mitteilen wollen.«

Ich nahm jemanden aus der Familie mit und fuhr zum Gefängnis. Es war mit einem hohen, doppelreihigen Stacheldrahtzaun umgeben. Beim Besuch konnte jeder jeden sehen. Sie waren zu zwölft. Fast alle waren im Zusammenhang mit der Ermordung von Mustafa Çamlıbel[101] festgenommen worden. Sie erzählten von dem Vorfall. Die Aktion war nicht gut vorbereitet worden. Nachdem Çamlıbel erschossen worden war, waren sie in ein nahe gelegenes Dorf gegangen. Der Feind hatte das Dorf gestürmt und alle gefangen genommen.

Einer der Freunde erklärte: »Der Feind zerbricht sich den Kopf über den politischen Hintergrund. Ich habe ausgesagt, es sei eine persönliche Abrechnung gewesen, und mich verantwortlich erklärt. Die anderen Freunde werden rauskommen, bei mir ist es nicht sicher.« Dann flüsterte er: »Wir werden fliehen, aber von hier ist es nicht einfach. Wir haben unsere Verlegung nach Doğubeyazıt verlangt. Das dortige Gefängnis ist kleiner und die Sicherheitsvorkehrungen sind nicht so streng. Sollten wir nicht verlegt werden, versuchen wir es hier. Die Freunde sollten das wissen.« Sie übergaben mir außerdem eine schriftliche Nachricht und etwas Geld. Der Größte der Freunde

101 Mustafa Çamlıbel war Mitglied der Gruppe *Özgürlük Yolu* und wurde 1979 in Doğubeyazıt erschossen.

warf mir in einem unbeobachteten Augenblick eine Geldrolle über den Stacheldraht zu, die ich sofort in meine Tasche steckte.

Einige der Freunde hatte ich nicht mehr gesehen, seitdem ich Dersim verlassen hatte. Sie fragten nach, wie es mir ergangen sei. Auch über meine Ehe wollten sie mehr erfahren. Schnell berichtete ich ihnen, was geschehen war. Neugierig lauschten sie meiner Erzählung. Manchmal lachten sie, an anderen Stellen blickten sie betreten. Im vergangenen Jahr war soviel passiert: Ehe, Trennung, die damit verbundenen Probleme. Es freute sie, dass ich weiter aktiv war und inzwischen professionell arbeitete. Sie hatten mir damals die Realität Kurdistans erklärt und Arbeit in meine Bildung investiert. Es gehört wohl zu den schönsten Dingen für einen revolutionären Menschen, zu sehen, wie ein anderer Mensch, den man zu überzeugen versucht hat, sich für den revolutionären Kampf entscheidet. Ich hatte diesen Weg eingeschlagen. Zwar bewegte ich mich wie ein Kind, das gerade erst laufen lernt, wichtig war jedoch die Entschlossenheit, mit der ich es tat.

Während meiner Erzählung musste ich mehrmals schlucken, wenn es um meine eigenen Schwächen und Fehler ging. Meine Ehe machte mir immer noch zu schaffen. Für die Revolution musste zwar jedes erdenkliche Opfer erbracht werden, dennoch tat es weh, sich mit dieser Ehe und der anschließenden Trennung auseinander zu setzen.

Eigentlich hatte ich die Sache ja für mich geklärt. Die Sorge, was andere darüber denken mochten, hielt sich in Grenzen. Es heißt ja: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Dementsprechend hatte ich mich verhalten. Die Trennung war unvermeidlich gewesen. Gleichzeitig hatte ich mich damit entschieden, mein Leben voll und ganz der Revolution zu widmen. Mir waren viele Dinge bewusst geworden. Ich hatte eine gewisse Gelassenheit entwickelt, die es mir ermöglichte, mich mit noch größerer Begeisterung und einem gestärkten Selbstvertrauen in die Arbeit einzubringen. Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, einen Teil von mir verloren zu haben.

Als ich mich von den Freunden verabschiedete, war ich gleichzeitig glücklich und traurig. Meine Augen blieben am Stacheldraht hängen.

Bevor ich ging, sagte ich: »Bald seid ihr wieder bei uns.« Beim Verlassen des Gefängnisses wurde ich nicht durchsucht. Die Nachricht und das Geld trug ich bei mir.

Auf dem Rückweg ging mir durch den Kopf, worüber wir gesprochen hatten. Ich dachte an die Zeit in Dersim zurück, die auf ihre Weise schön gewesen war. Jetzt war ich in Ağrı. Die Revolution hatte keinen festen Ort und keine Heimat. Es war ja gerade das schöne daran, sie überall hinzutragen.

Baki Karer blieb in Malazgirt. Ich fuhr gemeinsam mit Erhan, der an der Lehrerschule Tunceli studierte, nach Bingöl. Er war ein lebhafter, redseliger Freund. Wir verständigten uns darauf, im Falle einer Kontrolle anzugeben, dass wir uns aus der Schule kannten und seine Familie in Malazgirt besucht hätten. Es gab keine Probleme auf der Fahrt. In Bingöl begann ich sofort, eine neue Wohnung zu suchen.

der kampf geht weiter

In diesen Tagen wurden verschiedene Aktionen geplant. Der Bürgermeister Hikmet Tekin war ein wichtiges Angriffsziel, da er die faschistische Organisierung vorantrieb. Um diese zu zerstören, mussten einzelne einflussreiche Kader angegriffen werden. Ein Anschlag auf Hikmet Tekin würde sich mit Sicherheit positiv auswirken. Die Aktion musste nur gut vorbereitet werden. Der Mann war vorsichtig und schützte sich. Wir suchten eine Wohnung gegenüber seines Hauses in Bahçelievler, von der aus wir ihn beobachten konnten. Schließlich fanden wir eine und mieteten sie als frisch verheiratetes Ehepaar an. Dem Vermieter erklärte ich, mein Mann komme später nach.

Die Wohnung lag in der vierten Etage. Nebenan war die Wohnung von Sami aus der Organisation *Özgürlük Yolu*. Der Vermieter stammte aus demselben Dorf wie Zeki, der uns die Wohnung vermittelt und uns als Verwandte von Freunden vorgestellt hatte. Wir kauften die notwendigen Einrichtungsgegenstände. Die Menschen in der Umgebung wunderten sich nicht besonders darüber, wie schlicht die Wohnung ausgestattet war, denn ich erklärte, mein Mann müsse aus

beruflichen Gründen häufig umziehen, daher wollten wir uns nicht mit schweren Einrichtungsgegenständen belasten.

Vielleicht waren wir auch übervorsichtig und es machte sich niemand Gedanken über uns. Die geplante Aktion war jedoch eine sehr ernste Angelegenheit. Zeki hatte für alle Fälle Vorkehrungen getroffen. Nachdem ich in die Wohnung gezogen war, achtete ich sehr auf meinen Umgang mit den Menschen in der Umgebung. Vor allem die Nachbarn hielt ich freundlich auf Distanz, um zu vermeiden, dass sie sich in mein Leben einmischten, ständig zu Besuch kamen oder meine Besucher kontrollierten.

Meine wichtigste Aufgabe in dieser Wohnung war die Observation von Hikmet Tekin. Ich musste in Erfahrung bringen, zu welcher Uhrzeit er seine Wohnung verließ, wann er nach Hause kam, wie viele Personen ihn dabei begleiteten, welche Tür er normalerweise benutzte und ähnliches. Das Haus hatte zwei Eingänge und zwei Gärten. Manchmal kam auch Zeki zur Observation vorbei.

Währenddessen liefen die Bildungsarbeit und die Versammlungen weiter. Die Neuzugänge wurden ihrem Bildungsniveau entsprechend in Gruppen eingeteilt. Als ich in Ağrı gewesen war, hatten Mediha, Fethiye und die Töchter der Tante von Mehmet Karasungur die Gelegenheit genutzt, eine eigene Bildungsgruppe zusammen zu stellen. Als Begründung führten sie aus, es sei unnötig, mit jedem Neuzugang dasselbe Buch noch einmal zu lesen oder das gleiche Thema erneut zu behandeln. Ich ließ sie gewähren.

Die Frauenarbeit war nicht einfach. Einige der Frauen wollten sich gegen ihre Unterdrückung zur Wehr setzen, sich bilden und verändern. Andere hingegen verhielten sich völlig kontraproduktiv. Eigentlich war das ganz normal. In Kurdistan gab es nicht einmal den Ansatz einer Frauenbewegung. In vielen Ländern weltweit organisierten sich Frauen für die Durchsetzung ihrer Rechte. In Kurdistan hingegen waren Gleichberechtigung und Frauenbefreiung noch Fremdwörter. Einhergehend mit der Formierung der nationalen Befreiungsbewegung wachten auch die Frauen langsam auf. Es fehlte jedoch an Bewusstsein und die meisten Frauen lebten schicksalsergeben weiter wie bisher. Den größten Einfluss hatten wir auf Frauen,

die über ein gewisses intellektuelles Niveau verfügten. Die anderen hinterfragten die Geschlechterrollen erst gar nicht.

Türkan, Sevim, Ayten, Gönül und weitere Freundinnen waren am Bildungsinstitut, an dem sie in kurzen Lehrgängen zu Lehrerinnen ausgebildet wurden. Die Studierenden kamen von überall her. Die Schule eignete sich gut dafür, die nationale Befreiungsideologie zu verbreiten. Daher sollten einige der Freundinnen am Institut bleiben. Für diese Arbeit wurden vor allem solche ausgesucht, die bisher als unverdächtig galten. Die aus Dersim stammenden FreundInnen waren jedoch nicht vorsichtig genug. Eines Tages kamen Türkan, Sevim und Ayten zur Wohnung. Auf dem Weg hatte Şahin Dönmez ihnen einen wichtigen Text übergeben. Als ich nach Hause kam, hatten sie ihn bereits geöffnet und gelesen. Ich war überrascht, dass sie die Regeln der Geheimhaltung so einfach übergangen hatten. Ich überflog den Text. Auf meine Frage, wer ihnen das Schreiben gegeben habe und warum sie es ohne Erlaubnis gelesen hätten, erwiderten sie zerknirscht: »Şahin hat es uns gegeben und er hat nichts davon gesagt, dass es so wichtig ist.« Wie hatte Şahin so unvorsichtig sein können?

Der erste Teil des Textes handelte von den aktuellen politischen Entwicklungen. Im zweiten Teil jedoch waren Klar- und Codenamen, Chiffren und Aufgabenverteilungen aufgeführt. Die Freundinnen wussten jetzt, wer unter welchem Namen in welchem Gebiet tätig war. Ich kannte ja Türkans Neugier und Disziplinlosigkeit. Bei uns galt es jedoch als wichtiges Prinzip, uns anvertraute Dinge nicht anzurühren. Das musste nicht ausdrücklich betont werden, sondern war eine Frage des Vertrauens und der Verbundenheit. Türkan fand das nicht so wichtig. Sie setzte sich über alles hinweg. Ayten war ruhiger, ähnelte Türkan jedoch in diesem Punkt. Sie war vorsichtiger, ließ sich aber leicht beeinflussen. Sevim hatte durchaus Prinzipien, aber nicht die Stärke, diese auch durchzusetzen. Die Schwächen der Freundinnen wurden an diesem einfachen Vorfall deutlich. Ich war wütend und ließ es sie spüren. Sie taten so, als ob ihnen der Ernst der Sache bewusst sei, aber eigentlich war es ihnen egal.

Als Şahin nach Hause kam, um den Text abzuholen, kritisierte ich ihn: »Du hättest die Freundinnen darauf hinweisen müssen, dass sie

das Schreiben nichts angeht. Jetzt haben sie es gelesen. Ich finde das nicht richtig. Du machst es dir zu einfach. Du bist darin auch ein schlechtes Vorbild für die Freundinnen.« Şahin war gekränkt. Davut und die anderen Freunde waren ebenfalls anwesend. Şahin war Mitglied der Leitung, meine unerwartete Kritik machte ihm zu schaffen. Aber mir ging es danach besser.

Ich musste an die Versammlung damals in İzmir-İnciraltı denken. Şahin hatte mich bereits das zweite Mal enttäuscht. Ich traute ihm nicht. Er verhielt sich den Grundprinzipien der Organisation gegenüber gleichgültig. Ob er das absichtlich tat? Ich geriet ins Grübeln. Warum benahm er sich nicht so, wie es seine Position erforderte? Seine ständigen politischen Analysen kamen mir angesichts seiner Praxis widersprüchlich vor. Anstatt meine Kritik ernst zu nehmen, fläzte er sich in einen Sessel und sagte: »Du musst mir nicht beibringen, was Konspirativität bedeutet. Sie hätten es selbst wissen müssen. Niemand hat ihnen gesagt, dass sie den Text lesen sollen.« Seine Haltung machte mich wütend. Wir misstrauten uns gegenseitig. Ebenso wie ich ihn nicht mit der gleichen Wärme betrachtete wie die anderen FreundInnen, ließ auch er mich spüren, dass er mich nicht mochte.

Ich fragte mich, ob ich Vorurteile gegen Şahin hatte. Mein Bruder Haydar hatte mir von einem lang zurückliegenden Streit zwischen den beiden erzählt. Zu dieser Zeit war die Bewegung noch gar nicht in Dersim vertreten. Es ging dabei um eine Schwester von Şahin, die Prostituierte war. Die beiden hatten sich geprügelt. Haydar traute Şahin nicht. Dafür gab es noch einen weiteren Grund. Gemeinsam mit anderen waren sie einmal in Dersim wegen eines Angriffs auf eine Polizeiwache festgenommen worden. Sie wurden von den Polizisten geschlagen, innerhalb kurzer Zeit jedoch ebenso willkürlich, wie sie festgenommen worden waren, wieder laufen gelassen. Haydar fand Şahins Verhalten den Polizisten gegenüber widerlich: »Er ist so ein Feigling. Er ist fast auf den Knien gekrochen und hat die Polizisten angefleht, ihm nichts zu tun.« Auch wegen dieser Geschichte war ich misstrauisch.

Jetzt fiel mir dieser lang zurückliegende Vorfall wieder ein. Ich sah ihn an. Es war unnötig, ihm zu antworten. Er merkte, dass etwas

nicht stimmte, und versuchte die Atmosphäre aufzulockern. Davut ging auf seine Späße ein. Nach kurzer Zeit verabschiedeten sie sich. Nur Ayten und ich blieben in der Wohnung zurück.

Ayten und ich hatten gemeinsam mit der Bildungsarbeit begonnen. Sie blieb eine Zeitlang in Bingöl und kehrte dann nach Dersim zurück. Ihr Vater war merkwürdig, ein echter Kemalist. Er war eine Zeitlang bei Mehmet Karasungur zu Besuch gewesen und äußerte sich positiv über uns: »Die Freunde in Bingöl sind kluge Leute mit guten Manieren und in gesetztem Alter, aber die in Dersim sind ungebildet, unbelehrbar und sehr jung.« Er arbeitete bei einer Bank, trank viel Alkohol und widmete sich dem Glückspiel. Nach Bingöl war er nur gekommen, um Ayten zu kontrollieren. Er tat alles, um sie von der politischen Arbeit fern zu halten.

Nachdem Ayten wieder weg war, lebte ich mit Zozan, der Schwester von Zeki, zusammen. Eines Nachts tauchte plötzlich Baki auf und sagte, er müsse noch einige Unterrichtseinheiten absolvieren, danach werde er nach Kurdistan zurückkehren. Angeblich habe er sich von der HK getrennt und sei zu uns gewechselt. Zuvor hatte er mir einen merkwürdigen Brief geschickt, in dem er mir mitteilte, er habe große Schwierigkeiten mit dem Unterricht und ich möge doch zu seiner Unterstützung vorübergehend nach İzmir kommen. Es regte mich wahnsinnig auf, dass er mich als seinen Besitz betrachtete, auf den er Ansprüche habe. Außerdem wollte er ein Kind, das uns aneinander binden sollte. So sah die Welt aus, die er sich vorstellte. In der organisierten politischen Arbeit zeigte er sich weiterhin inkonsequent und stellte sich den FreundInnen gegenüber anders dar, als er in Wirklichkeit war.

Seine Vorstellung vom Leben entsprach einer typischen kleinbürgerlichen Weltanschauung. Er wollte ein ganz normales Leben mit Frau und Kindern und die revolutionäre Arbeit nebenbei erledigen. Ich gab seinen Brief dem Lehrer Mehmet und den anderen zum lesen. Sie begriffen, dass sie sich in ihm getäuscht hatten, und versuchten nicht länger, mich zu einer Versöhnung zu überreden. Das Problem war einfach nicht mit Geduld oder Zwang zu lösen. Sein Brief war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte. Es war

vorbei und ich musste alle Brücken abbrechen. Ich war wütend auf mich selbst. Schließlich kannte ich ihn, warum hatte ich mich nicht dagegen gewehrt, als die FreundInnen meinten, wir müssten ihn für unsere Arbeit gewinnen!

Ich antwortete auf seinen Brief und kurze Zeit später kam er unangekündigt nach Bingöl. Blind vor Eifersucht benahm er sich wie ein Verrückter, der unter Wahnvorstellungen leidet. Ich wollte ihn zuerst gar nicht in die Wohnung lassen. Wir stritten uns heftig. Zozan zog sich vor Angst in eine Ecke zurück. Baki hörte mir überhaupt nicht zu. Er kontrollierte die Wohnung und suchte nach etwas. Es war, als ob er nicht er selbst sei. Schließlich sagte er: »Du liebst einen anderen. Ich weiß, dass du etwas mit einem anderen hast, ansonsten würdest du dich nicht so verhalten. Ich bin auch ein Revolutionär. Ich bin sogar viel revolutionärer als du. Ich habe diese Arbeit schon gemacht, als es euch noch gar nicht gab. Wo ist das Problem? Wir müssen nicht immer die gleiche Meinung haben. Was ist schlimm an meinem Wunsch, dich nach İzmir zu holen? Wir sind Revolutionäre, aber doch keine Roboter. Auch Revolutionäre bekommen Kinder.« Er redete noch viel mehr Unsinn dieser Art.

Ich hielt es nicht mehr aus und holte ein Brotmesser aus der Küche. Das Messer war neu und scharf, wir hatten es noch gar nicht benutzt. Etwas anderes war nicht in der Wohnung. Hätte ich eine Pistole gehabt, hätte ich ihn erschossen. Das war es, was ich in diesem Moment wollte. Ich ergriff das Messer und ging auf ihn los. Diesen Angriff hatte er nicht erwartet. Meine Position war gut, seine nicht. Ich stand in der Tür, im Zimmer war nichts, mit dem er sich hätte verteidigen können. »Sakine, lass das. Ich habe das alles doch nur gesagt, weil ich wütend bin und dich so liebe. Es tut mir leid.« sagte er.

Ich nahm seine Worte überhaupt nicht wahr und fühlte mich, als könne ich jeden Moment explodieren. Wie konnte er es wagen? Es machte mich wahnsinnig, dass er seine angesammelte Wut auf diese Weise herausließ. »Verschwinde, du Mistkerl! Wie kannst du es wagen, so mit mir zu reden?« schrie ich und schwang dabei das Messer. Ich dachte, dass ich ihn getroffen hätte, aber er hatte sich zum Schutz ein Kissen vor den Körper gehalten. Es war ein hartes Kissen. Zo-

zan weinte und rief: »Hör auf!« Die Wohnung lag in der obersten Etage. Unser Streit war in den Nachbarwohnungen zu hören.

Eine Nachbarin namens Zeytun klingelte schließlich an der Tür. Das Klingeln ließ mich inne halten. Ich zögerte. Baki flehte mich weiter an: »Mach das nicht, du machst dich doch selbst damit fertig. Es tut mir leid, ich hätte das wirklich nicht sagen sollen.«

Schließlich ging ich zur Tür. Baki ging vor Angst in das andere Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Ich ordnete mein Haar und meine Kleidung. Immer noch zitterte ich vor Wut. Unwillig öffnete ich die Tür. Zeytun fragte besorgt, was los sei. Ich sagte: »Gar nichts.« Sie blickte mich erstaunt an und ging wieder. Ich kehrte ins Wohnzimmer zurück und schlug vor Wut auf alles ein, was herumstand. Dann sagte ich zu Baki: »Los, verschwinde von hier. Ich sage das nicht noch einmal.« Er nahm seinen Koffer und ging. Beim Verlassen der Wohnung sah ihn Sami, einer der Nachbarn. Sami wusste aus früheren Unterhaltungen von unseren Konflikten. Er hatte einmal Besuch von Kemal Burkay bekommen. Sicherlich hatte er ihn auch nach uns gefragt. Vielleicht wusste er von unserer wirklichen Identität. Auf jeden Fall ahnte er etwas. Seine Mutter blickte uns besorgt an. Sie kannte den Grund für unseren Streit nicht, aber ihr war nicht entgangen, dass ich Baki hinaus geworfen hatte. Natürlich traute sie sich nicht zu fragen.

Zozan blieb nachts bei mir, tagsüber ging sie zu ihrer Familie. Morgens verließen wir gemeinsam die Wohnung und schlossen die Tür ab. Ich musste mit den FreundInnen sprechen. Mir tat der Kopf weh. Ich fühlte mich so ausgelaugt, dass ich kaum laufen konnte. Mit Mühe und Not schaffte ich es bis zu Zeki. Als er mich sah, war er zuerst überrascht, dann sagte er: »Komm her. Jetzt verstehe ich, was passiert ist. Beinahe hätte ich diesen Ehrlosen erschossen. Ich habe die Waffe gezogen und ihm offen gedroht. Dann ist er gegangen.«

Zu Baki soll er gesagt haben: »Sakine hat Recht und wir haben ihr keinen guten Dienst erwiesen, als wir versucht haben, sie davon zu überzeugen, sich mit dir auszusöhnen. Sie kennt dich besser als wir. Wir haben versucht, dich zu gewinnen, aber du bist eine einzige Plage. Verschwinde endlich. Wenn du die Freundin oder uns noch

einmal belästigst, erschieße ich dich.« Baki begriff den Ernst der Lage und ging. Er blieb jedoch in Bingöl und suchte nach Leuten, die für ihn vermitteln konnten. Er wollte ein weiteres Treffen, ein weiteres Gespräch. Aber erstmalig verhielten wir uns alle einheitlich. Es geschah ganz von selbst. Alle hatten mehr oder weniger mitbekommen, was geschehen war, und waren einhellig der Meinung, dass es genug sei: »Hätten wir uns so ausgiebig mit einem Faschisten beschäftigt, wäre er schon längst ein Genosse geworden«, sagten sie. Zeki machte sich über ihn lustig und meinte: »Selbst wenn Kurdistan befreit ist, wird Baki nicht von dir ablassen.« Nach einer Weile verließ Baki endlich die Stadt.

Ein weiteres Mal hatte sich erwiesen, dass keine Einheit entstehen kann, solange es tiefe Meinungsverschiedenheiten gibt. Für uns war es wichtig, dass diese Frage diskutiert wurde. Der Gedanke, dass jeder Mensch eine revolutionäre Entwicklung vollziehen und sich jede Ehe in eine revolutionäre Beziehung verwandeln könne, erschien mir nicht mehr realistisch. Es gab auch kein einziges positives Beispiel dafür. In dieser Zeit war auch die Heirat von Hüseyin Durmuş mit einem Mädchen aus seinem Dorf im Gespräch. Diese Ehe war bereits von beiden Familien beschlossen. Die Mutter von Hüseyin war krank und pflegebedürftig. Yıldız studierte und war für die revolutionäre Arbeit vorgesehen. Die anderen Töchter waren noch klein. Daher musste eine Schwiegertochter her, die sich um den Haushalt kümmern sollte. Diese Logik steckte hinter der geplanten Heirat. Dabei war die Problematik, die Zeki in seiner Ehe erfuhr, allgemein bekannt. Die Gegenargumente lagen auf der Hand, dennoch wurde davon ausgegangen, dass eine Ehe kein Hindernis für die revolutionäre Arbeit sei. Davut verhielt sich zwiespältig zu diesem Thema: Auf der einen Seite demonstrierte er Ablehnung, auf der anderen Seite verheiratete er alle möglichen Leute oder gab zumindest seine Zustimmung.

Ich sollte mit Davut nach Dersim fahren und einen Revolver mitnehmen. Von Kovancılar aus fuhren wir aus Sicherheitsgründen mit einem Taxi direkt zur Wohnung meiner Familie. Den Revolver übergab ich Hamili. Unsere Ankunft erregte Aufmerksamkeit in der Umgebung. Wer war dieser dicke, irgendwie ungewöhnliche Mann,

der mit einem Taxi angefahren kam? Unter den FreundInnen und NachbarInnen kam das Gerücht auf, Apo sei gekommen. Auch meine Mutter hegte zunächst diesen Verdacht. Sie hatte jedoch ein feines Gespür und sagte sich schließlich: »Nein, dieser Mann kann nicht Apo sein.« Davut gefiel ihr nicht. Um ganz sicher zu gehen, fragte sie bei der ersten Gelegenheit nach, wer er sei. »Er ist ein Freund, warum stellst du so viele Fragen?« entgegnete ich gereizt. »Die Kinder behaupten, er sei Apo, aber das glaube ich nicht. *Ti vana gayê Qers o*«[102] sagte sie. Wütend fuhr ich sie an: »Sprich nicht auf diese Weise!« Sie hatte nicht erwartet, dass ich so heftig reagieren werde, und meinte gekränkt: »Ich habe doch gar nichts gesagt, er sieht halt ein bisschen ungewöhnlich aus.«

Am nächsten Tag brachte ich Davut zur Wohnung der Familie Merkit. Die Gerüchte um ihn rissen nicht ab. Davut forderte mich auf, mit Aysel Öztürk zu sprechen. Ich kannte sie nicht persönlich, sondern wusste lediglich, dass sie an der Lehrerschule und von der HK zu uns gewechselt war. Dabei hatte Selim eine Rolle gespielt. Zwischen den beiden gab es eine emotionale Verbindung. Zuvor hatte Aysel zu denjenigen gehört, die unsere Bewegung heftig angegriffen hatten. Unter dem Einfluss von Selim war sie zur Kurdistan-Revolutionärin geworden. Diese Wendung hatte zu Diskussionen und Gerüchten geführt. Ich wurde damit beauftragt, Klarheit zu schaffen. Davut meinte, mir gegenüber werde sie sich eher öffnen.

Ich holte Aysel ab und wir gingen gemeinsam zum Viertel Dağ. Auf dem Weg begannen wir zu reden. Sie erklärte, sie sei zunächst HK-Anhängerin gewesen. Als die Kurdistan-RevolutionärInnen an ihrer Schule immer stärker geworden seien und es zu Auseinandersetzungen zwischen den Fraktionen gekommen war, habe sie zu zweifeln begonnen. Nachdem sie Selim kennengelernt habe, sei ihr Interesse an seiner Ideologie gewachsen. »Wir haben ständig miteinander diskutiert. Dabei haben wir gemerkt, dass wir uns auch füreinander interessieren. Das haben wir uns gegenseitig eingestanden. Manchmal sind wir gemeinsam nach Hause oder zur Schule gegan-

---

102 Zazaki für: Man glaubt, er sei ein Ochse aus Kars.

gen. Ein paar Mal haben wir am Munzur-Ufer gesessen und uns unterhalten. So ist der Stand unserer Beziehung.« Ich entgegnete: »Aber die FreundInnen kritisieren, dass ihr euch sehr weit vorgewagt und mit eurer Beziehung Aufmerksamkeit erregt habt. Was meinst du dazu?« Sie wies die Kritik zurück. Davut hatte von mir verlangt, diese Frage zu stellen. Was sollte ich sonst noch tun? Es war mir ohnehin höchst unangenehm, Nachforschungen dieser Art anzustellen.

Ich glaubte ihr, ihre offene Schilderung erschien mir aufrichtig. Sie kam mir sogar konsequenter vor als Selim in Bingöl. Aysels Familie wusste von der Beziehung und wollte ihr einen offiziellen Rahmen geben.

In dieser Zeit fand eine Versammlung im Dorf von Cemile statt, an der ich teilnahm. Es wurde über die allgemeinen Entwicklungen diskutiert. Außerdem wurden einige FreundInnen kritisiert. Soweit ich mich erinnere, bewertete Ali Haydar Kaytan die Persönlichkeit von Kıymet und nannte sie ein interessantes Beispiel: »Im Dorf Güleç gibt es viele Jugendliche, aber alle sind in der türkischen Linken organisiert. Unsere Freundin Kıymet ist dort seit etlichen Jahren als Lehrerin tätig. In all den Jahren ist es ihr lediglich gelungen, einen einzigen Menschen zu organisieren, und den hat sie geheiratet.«

Dieser Mensch war Zülfü, der für uns Saz gespielt hatte, als wir das Dorf einmal besucht hatten. Ich war überrascht: Kıymet und Zülfü! Zülfü war ein einfacher Sympathisant, während Kıymet ein Kader der Bewegung war. Da sie abgesehen von einigen Kadern auf die meisten Menschen herabblickte, mutete ihre Wahl seltsam an. Sie ähnelte der Ehe meiner Cousine Cemile, die in dem Dorf in Bingöl, in dem sie als Lehrerin arbeitete, geheiratet hatte. Beide hatten einfach denjenigen geheiratet, der ihnen innerhalb der eingeschränkten Auswahl im Dorf am passendsten erschien. Welcher Maßstab lag ihrer Wahl zugrunde? Aus welchen Bedürfnissen heraus hatten sie geheiratet? Waren es die jeweiligen Eigenschaften der Männer, die sie angezogen hatten? Kıymets radikal ablehnende Haltung hatte sich ins Gegenteil gewandelt. Es gelang mir nicht, eine Verbindung ihrer männlichen Verhaltensweisen und revolutionären Sprüche mit ihrer Liebe zu einem ganz gewöhnlichen jungen Mann aus dem Dorf her-

zustellen. Innerlich musste ich schmunzeln. Ali Haydar Kaytan hatte das Thema nicht umsonst angesprochen. Eigentlich war es eine sehr ernste Kritik.

Einige der FreundInnen kehrten abends in die Stadt zurück. Ein Teil von uns übernachtete in der Wohnung von Cemile. Morgens brachte Yıldırım mich nach Hause. Es war erstaunlich, wie sehr sich meine Mutter verändert hatte. Früher war es ein Problem gewesen, wenn ich die Wohnung für ein paar Stunden verlassen wollte. Jetzt sagte sie lediglich: »Wir wussten nicht, dass du nachts nicht nach Hause kommst und haben uns Sorgen gemacht.« Gemeinsam machten wir einige Besuche. Sie erzählte mir, wie gern sie die FreundInnen habe, wer von ihnen zu Besuch komme und wie sie sich um sie kümmere. Begeistert berichtete sie auch von der Kundgebung am ersten Mai, an der sie teilgenommen hatte.

»Ich wünschte, du würdest wieder nach Hause kommen. Andere Töchter machen doch auch ihre revolutionäre Arbeit von Zuhause aus. Sieh doch, ich bin nicht mehr wie früher. Wenn ich gewusst hätte, wozu das führt, hätte ich doch niemals so viel Druck auf dich ausgeübt. Ich bin eben ungebildet und ich hatte immer Angst, dass dir etwas passiert oder die Polizei dich schnappt. Was hätte ich dann gemacht? Ich dachte, ich sorge dafür, dass du aufpasst und etwas ruhiger wirst, aber es ist das genaue Gegenteil eingetreten, ich habe dich damit fortgejagt. Komm doch wieder nach Hause, meine Tochter, arbeite hier in Dersim. Glaube mir, ich würde nicht mehr versuchen, dich an der Arbeit zu hindern.«

Ruhig erklärte ich: »Ich komme doch hin und wieder nach Dersim, mach dir keine Sorgen. Ich komme auch nach Hause. Die Bindung zwischen uns ist nie abgerissen. Meine Flucht hat uns erst wieder vereint, das hast du doch jetzt auch verstanden. Die revolutionäre Arbeit ist keine Männersache. Hätte mein großer Bruder dasselbe getan wie ich, hättest du ihm nicht so viele Probleme gemacht. Dafür hätte deine Kraft auch gar nicht ausgereicht. Aber mir hast du viel zugemutet, das war nicht richtig. Ich war doch schon ein großes Mädchen. Mit deinem Verhalten hast du mich lächerlich gemacht. Du siehst doch selbst, dass wir nichts Falsches tun. Für mich ist es

kein Problem, in Dersim zu bleiben, aber das entscheide ich nicht alleine. Wenn die Organisation sagt, dass ich bleiben soll, dann bleibe ich. Aber hier gibt es viele Freundinnen und an anderen Orten herrscht großer Bedarf. So ist es besser.«

Meine Mutter war traurig. Sie wusste von meiner Trennung. Ich wollte die Scheidungsformalitäten abschließen. Über einen Anwalt, den ich kannte, hatte ich die Scheidung eingereicht. Am liebsten hätte ich gar nichts damit zu tun gehabt, aber das Gericht forderte meine Anwesenheit. Als ich zum Gerichtsgebäude ging, traf ich auf meinen Onkel. Er weinte und flehte mich an, den Scheidungsantrag zurück zu nehmen. Ich redete mit ihm und versuchte, ihn zu beruhigen.

Da Baki nicht erschien, wurde die Verhandlung vertagt. Es war zermürbend. Wie hatte es nur soweit kommen können? Erst meine Flucht, dann die Eheschließung und jetzt war ich mit dem Scheidungsverfahren beschäftigt. Ich erkundigte mich, ob es nicht noch einen anderen Weg gebe, der meine Anwesenheit nicht erfordere. Die Antwort war negativ, da Baki nicht in die Scheidung eingewilligt hatte. Dabei hatte er versprochen, mir keine Schwierigkeiten zu machen.

Notgedrungen kehrte ich nach Bingöl zurück. Nach einer Weile fuhr ich mit Hamili nach Elazığ. Der Vorsitzende und einige weitere FreundInnen waren dort. Es fand eine Versammlung statt. An jenem Abend unterhielt sich der Vorsitzende erneut mit mir. In einem der Zimmer in der Wohnung standen Betten, die anderen Räume waren leer. Es war Winter und sehr kalt. Ich lehnte mich an die Wand, der Vorsitzende lief auf und ab. Wir sprachen wieder über die Ehe. Ich berichtete in allen Einzelheiten, wie neben meinem eigenen Anteil auch die Einstellung der FreundInnen dazu geführt hatte, dass es soweit gekommen war.

Der Vorsitzende lachte hin und wieder. Er sagte, revolutionäre und freie Beziehungen seien keine einfachen Themen. Dann sprach er über den Zusammenhang mit unserem Kampf und der Organisation. Seine Stimme war laut und hallte in dem leeren Raum wieder. Die FreundInnen im Nachbarzimmer fragten sich besorgt, warum er mich anschreie. Einer der Freunde öffnete die Tür einen Spalt

und mahnte uns, wir seien sicherlich auch in den Nachbarwohnungen zu hören. Später erzählte er mir lachend, sie hätten sich Sorgen gemacht: »Deswegen habe ich ins Zimmer geschaut. Als ich gesehen habe, dass der Vorsitzende ganz normal redet, war ich beruhigt.« Die anderen lachten ebenfalls und meinten: »Wir dachten, der Vorsitzende schlägt dich.« Darüber musste auch ich lachen.

Ja, der Vorsitzende brachte ein zweites Mal die Sensibilität auf, mit mir darüber zu sprechen, wie bei uns die Voraussetzungen für eine revolutionäre Beziehung waren und was für ein Kampf geführt werden musste, um eine solche Einheit herzustellen. Die anderen FreundInnen hatten dieser Frage weniger Wichtigkeit beigemessen. Es ging ja nicht nur um mein persönliches Problem. Von Anfang an hatte ich mit den FreundInnen diskutiert und versucht, gemeinsam eine Lösung zu finden. In der Praxis war ich aufgrund meiner fehlenden Methodik jedoch immer wieder gescheitert. Das Problem zog sich weiter hin und ich konnte mich nicht aus diesem ewigen Hin und Her befreien.

wieviel ich doch erlebt habe innerhalb eines jahres

Ich war jetzt wieder in Elazığ und sollte meine Arbeit hier fortsetzen. Damit begann für mich eine neue Phase. In Elazığ gab es gute Entwicklungsmöglichkeiten für unseren Kampf, der sich immer noch in den Kinderschuhen befand. Die Arbeit begeisterte mich trotz aller Schwierigkeiten.

Vieles hatte sich hier geändert. Die nationale Befreiungsideologie setzte sich zunehmend durch. Bei den anderen Gruppen bröckelte die Basis. Viele ihrer AnhängerInnen trennten sich aufgrund inhaltlicher Widersprüche von ihnen. Genau in dieser Zeit wollte der Vorsitzende kommen und eine Versammlung mit allen Kadern und SympathisantInnen abhalten. Dieser Plan wurde bis zum letzten Moment geheim gehalten. Nur wenige FreundInnen wussten davon. Andere stellten Vermutungen an. Jedoch verbreiteten sich Nachrichten dieser Art in Elazığ schnell.

In kleinen Gruppen fuhren wir in das Dorf Birvan. Dort war auch *Dev-Genç* aktiv, wir hatten allerdings mehr Einfluss. Die Versammlung sollte in der Grundschule stattfinden. Außer unseren FreundInnen nahmen auch Mitglieder von *Dev-Genç* teil. Der Raum war brechend voll. Der Vorsitzende hielt den ersten Redebeitrag. Seine Rede war wie ein Manifest, in dem er die Geschichte angefangen mit der ersten menschlichen Gemeinschaft bis heute analysierte. In einfacher Sprache und gleichzeitig auf wissenschaftlicher Basis zeigte er die vielschichtige Realität Kurdistans auf und erläuterte anhand konkreter Beispiele die Bedeutung der Begriffe Sozialismus, Revolution, Imperialismus, Internationalismus und Patriotismus.

Alle hörten gespannt zu. Bülent von *Dev-Genç* machte sich ununterbrochen Notizen, blätterte in den vor ihm aufgestapelten Büchern und Zeitschriften, unterstrich einige Textzeilen und bereitete sich so auf seinen eigenen Redebeitrag vor. Unsere FreundInnen hatten glänzende Augen, seitdem der Vorsitzende den Raum betreten hatte. Die meisten sahen ihn zum ersten Mal. Vor ihm auf dem Tisch lagen weiße Blätter. Sie waren alle leer. Wer das nicht sehen konnte, ging davon aus, dass er etwas vorlas. Ab und zu ordnete er die Blätter oder glättete das Tischtuch. Dann hob er den Kopf und schob seine Brille zurecht. Er wirkte hochkonzentriert. Sein Vortrag war eindeutig und bewegend. Nichts von dem, was er erzählte, war schwammig. Ihm zuzuhören, stärkte Geist und Seele. Es war einer dieser Glücksmomente, in denen man aufspringen und losfliegen möchte. Ich war stolz und wieder einmal glücklich, Teil dieser Bewegung zu sein. Der Vorsitzende war mit seiner Art und Weise zu sprechen, seiner Mimik, seinem gesamten Verhalten und sogar seinem Äußeren ein ganz besonderer Mensch. Alle GenossInnen waren wertvolle Menschen, aber der Vorsitzende war dennoch anders. Bevor ich ihn das erste Mal gesehen hatte, hatte ich mir ausgemalt, wie er als Mensch sei. Meine Phantasien waren rundum positiv gewesen. Aber jetzt saß er mir leibhaftig gegenüber und analysierte die Geschichte, die Gesellschaft, das Individuum und die Klassen. Es gab noch nicht einmal eine konkrete Organisation, unsere Bewegung war weitgehend unbekannt, aber jede der Analysen des Vorsitzenden betrafen auch meine eigene Realität und stärkten mein Vertrauen in ihn.

Der zweite Redner war Bülent von *Dev-Genç*. Der Tisch vor ihm war bedeckt mit seinen Notizen, Zeitschriften und Büchern. Es erstaunte uns nicht, wir kannten das von der türkischen Linken. In ihre Reden ließen sie ständig Zitate einfließen. Sie nannten dabei sogar das betreffende Buch und die Seitenzahl. Manchmal fragte man sich, ob sie auch eigene Gedanken hatten. Sie arbeiteten mit Schablonen. Um zu belegen, dass Kurdistan keine Kolonie, kein eigenes Land und keine Nation sei, redete Bülent jetzt los, auf dass sich die alten Gesellschaftstheoretiker im Grabe herumdrehten. Er war ein gekonnter Redner, der über viel Wissen verfügte, und er sprach länger als der Vorsitzende. Aber er redete an der Realität Kurdistans und der Türkei vorbei. Er beharrte auf seiner These, dass Kurdistan den Status einer neuen Kolonie angenommen habe und der klassische Kolonialismus Geschichte sei. Er tat alles, um die in den Gegebenheiten Kurdistans entstandene nationale Befreiungsbewegung in ihrer Besonderheit abzulehnen und nichtig zu machen. Als Demagoge war er wirklich gut.

Der Vorsitzende meldete sich erneut zu Wort und widerlegte alle Thesen Bülents. Gleichzeitig zeigte er auf, wie verkehrt seine gesamte Herangehensweise an die Problematik war. Er ging auf die enge Verbindung zwischen den Revolutionen in der Türkei und in Kurdistan ein und stellte dar, wie die Bedingungen für einen gemeinsamen Kampf entstehen könnten. Aus den strahlenden Gesichtern der Anwesenden wurde deutlich, dass sich in ihren Köpfen einiges geklärt hatte. Alle waren beeindruckt von der Versammlung und wünschten, der vorgesehene Zeitraum möge verlängert werden.

Aus Sicherheitsgründen mussten jedoch abends alle auf verschiedenen Wegen das Dorf verlassen, da die Möglichkeit bestand, dass der Feind über die Versammlung informiert worden war. Wir fuhren direkt ins Stadtzentrum, wo wir den Vorsitzenden für kurze Zeit alleine in der Wohnung zurückließen. Ali und ich mussten bei den Aytenkins vorbeigehen, um etwas zu erledigen. Es ging um ein Treffen zwischen Rıza und anderen. Es kam uns merkwürdig vor, aber der Vorsitzende meinte: »Es ist in Ordnung, geht nur!« Ohne lange darüber nachzudenken, verließen wir die Wohnung. Cemile und die Kinder gingen nach oben zur Wohnung von Alis Vater.

Die Wohnung in der unteren Etage hatte zwei Türen. Eine führte zur Straße, die andere zum Garten, von dem aus man einen anderen Weg erreichte. Das teilten wir dem Vorsitzenden mit und ließen auch einen Revolver mit zwölf Schuss Munition zurück. Die Vorhänge in der Wohnung waren dick, das Licht konnte nicht nach außen dringen. Nur aus unmittelbarer Nähe konnte man sehen, ob das Licht eingeschaltet war.

Auf dem Weg fühlten wir uns unwohl und sagten uns: »Wir haben einen Fehler gemacht. Zumindest eine Person hätte bei ihm in der Wohnung bleiben müssen.« Aber es war zu spät und der Vorsitzende hatte uns ermahnt, nicht zu trödeln und schnell wieder zu kommen. Alis Familie hatten wir gesagt, dass niemand die untere Wohnung betreten solle. Wir wollten es so aussehen lassen, als sei niemand zu Hause. Unterwegs wiederholten wir, dass wir einen Fehler begangen hätten. Bei den Aytenkins waren mehrere FreundInnen zu Besuch. Wir sprachen mit Rıza. Danach unterhielten wir uns noch eine Weile ohne zu bemerken, wie die Zeit verging. Als ich auf die Uhr sah, sprang ich auf und wir machten uns schnell auf den Weg.

Als wir die Wohnung betraten, war das Licht ausgeschaltet. Der Vorsitzende sagte lachend: »So ist das also, wenn ihr schnell seid? Die Polizei war hier. Als ich sie bemerkt habe, habe ich das Licht ausgeschaltet und mich mit dem Revolver an die Hintertür gestellt. Aber sie sind gar nicht hierher gekommen, sondern waren nur kurz in einer anderen Wohnung. Nun ja, auch dieses Mal sind wir davon gekommen!«

Ali und ich blickten uns fassungslos an. Wir hatten Schuldgefühle und schämten uns. Wenn nun die Polizei die Wohnung durchsucht und den Vorsitzenden mit einem Revolver geschnappt hätte! Allein der Gedanke daran war fürchterlich.

Am nächsten Tag sprachen wir unter uns über unseren Fehler. Die Versammlung hatte in Birvan stattgefunden und Ali kannte sich hier gut aus. Wir hätten den Vorsitzenden problemlos an einen anderen, sichereren Ort bringen können. Dafür war es noch nicht zu spät. Ali fiel eine sympathisierende Familie in der Nähe ein. Der Vorsitzende erkundigte sich bei Ali nach den Familienmitgliedern und wir gingen

los. Die Wohnung war wirklich viel besser geeignet und die Familie nahm uns freundlich auf. Es waren nur noch zwei ihrer Töchter zu Hause.

Der Vorsitzende sagte: »Ich glaube nicht, dass das Auftauchen der Polizei so kurz nach der Versammlung ein Zufall war. Vielleicht haben sie eine entsprechende Information bekommen. Oder ob sie die Versammlung bemerkt haben? Es heißt ja sowieso, dass hier nichts geheim bleibt. Aber wir haben es trotzdem geschafft. Wie ist es eurer Meinung nach gelaufen, welche Auswirkungen wird die Versammlung haben? Mit Sicherheit hat es einige Denkanstöße gegeben. Wir müssen unseren ideologischen Kampf intensivieren. Hier in Elazığ kann das gute Auswirkungen haben.«

Die Versammlung hatte wirklich Eindruck hinterlassen. Innerhalb kurzer Zeit gewannen wir viele neue AnhängerInnen. Unser Potential war gewachsen. Jetzt ging es darum, dieses Potential zu organisieren.

Nach einer Weile mieteten wir eine Kellerwohnung im Haus eines Mannes aus Pertekli im Stadtteil Fevzi Çakmak an. Die FreundInnen lagerten hier verschiedene Gegenstände, die wir für unsere Arbeit brauchten. Die Wohnung hatte Jalousien, was gut für die Sicherheit war. Über einen längeren Zeitraum bemerkte niemand, dass wir überhaupt da waren. Dem Vermieter hatte ich erklärt: »Mein großer Bruder studiert und ich arbeite.« Eine Weile wohnten der Freund Cemil Bayık und ich dort gemeinsam. Natürlich bekamen wir viel Besuch. In dieser Hinsicht waren die FreundInnen sehr unvorsichtig. Es war wie in der Wohnung der Sarıkayas. Aber hier lagerten wir auch Waffen und Bücher. Wir hatten eine Uzi und einige Revolver. Die Waffen waren allerdings ständig unterwegs. Es waren zwar nicht viele, aber sie waren dauernd in Bewegung. Die FreundInnen nahmen sie nach Bingöl, Dersim, Amed und sogar nach Ankara mit.

Cemil hatte ich 1977 zum ersten Mal gesehen. Damals hatte er jünger ausgesehen. Anscheinend war er innerhalb eines Jahres gealtert. Wenn er türkisch sprach, hörte man den Akzent aus Elazığ heraus. Das war mir im Gedächtnis geblieben. Wir hatten uns bei unserem ersten Kennenlernen kaum unterhalten.

Der gesamte Stadtteil war wie ein befreites Gebiet. Die Freunde hielten an bestimmten Stellen Wache, insbesondere auf dem Weg zum Polizeirevier. Auch Cemil kam oft erst nachts nach Hause. Die Uzi trug er getarnt mit einem Mantel über der Schulter. Wir hatten nur einen Schlüssel für die Wohnung. Ich war meistens tagsüber unterwegs. Mit einer Gruppe Frauen machte ich Bildungsarbeit. Einige kannte ich bereits von früher, aber es gab auch viele neue Freundinnen. Eine weitere Gruppe Frauen lernte ich kennen, als ich zu einer Versammlung im Viertel İstasyon ging, die von dem Freund Aytekin geleitet wurde.

Einige der Gruppen mussten neu organisiert werden. Mit Freundinnen, die auf das Gymnasium gingen und die ich noch von früher kannte, wollte ich mich daher bei den Sarıkayas treffen, um einen Zeitpunkt für die Bildungsarbeit zu verabreden. Unter ihnen war Nadire Turgut. Auch Cemil kam hinzu. Er nahm an, dass eine Diskussionsversammlung stattfinden solle. Ich hingegen dachte, dass er gekommen sei, um eine Rede vor den neuen Freundinnen zu halten. So schwiegen wir beide. Irgendwann sagte Cemil: »Worauf wartet ihr eigentlich, warum fangt ihr nicht an?« Ich war überrascht und wusste plötzlich nicht, was ich sagen sollte. In meiner Aufregung gelang es mir lediglich, die vorgesehenen Termine zu nennen. Die Freundinnen wunderten sich über mich und standen schließlich auf, um zur Schule zu gehen. Cemil war verwirrt und fragte: »War das alles?« Er konnte es nicht begreifen und fragte erneut: »Was ist das denn für eine Versammlung?« Schließlich fing er selbst an, über die politische Situation zu sprechen. Dadurch fühlte ich mich noch schlechter. Es war gar nichts Besonderes, was er erzählte. Ich hatte sogar früher mehrmals noch viel ausführlichere Bewertungen vor den jungen Frauen angestellt. Warum gelang es mir heute nicht, meine Gedanken in geordneten Sätzen zum Ausdruck zu bringen? Normalerweise machte mich Cemil nicht nervös oder verlegen.

Schließlich stand Cemil auf. Bevor er ging, sagte er zu mir: »Sei vorsichtig, wenn du nach Hause gehst. In der Gegend finden Kontrollen statt. Wir müssen entsprechende Maßnahmen treffen und die Wohnung säubern.« Die Waffen hatten wir bereits zuvor an einen anderen Ort gebracht. Trotzdem wollte ich die Wohnung kontrollieren.

Schnell ging ich nach Hause. Ich fand einige Notizen, die ich im Ofen verbrannte. Einige Ausgaben der kürzlich erschienenen Broschüre »Den richtigen Weg begreifen« hatten wir im Hohlraum unter der Treppe versteckt. Da es dunkel war, konnte ich die Stelle nicht noch einmal überprüfen. Es waren auch einige Ausweise da, die ich vorerst liegen ließ. Dann verbrannte ich noch mehrere Fotos. Die Bücher waren auch immer noch da. Die Razzia im Stadtteil dauerte lange.

Unsere Wohnung lag am Rand des Viertels. Die meisten Häuser hatten drei oder vier Etagen. Die Gebäude auf der rechten Seite und gegenüber waren bereits durchsucht worden. Da die Polizei bereits so nah gekommen war, warf ich schließlich auch die Ausweise in den Ofen. Ich überlegte mir, was ich aussagen solle. Meine Identität wollte ich offen preisgeben. Ich hatte mich von meinem Mann getrennt und in Elazığ niedergelassen. Meine Familie unterstützte mich finanziell. Die Bücher waren auf dem freien Markt erhältlich und als gebildete Frau las ich gern. Ich wohnte alleine, manchmal kamen meine Geschwister zu Besuch. Denen gehörte auch die Männerkleidung, die sich in der Wohnung befand. Mir kam diese Aussage stimmig vor. Während ich weiter darüber nachdachte, wurden die Durchsuchungen plötzlich eingestellt. Einerseits freute ich mich darüber, andererseits trauerte ich um die verbrannten Ausweise.

Später sahen wir nach dem Versteck unter der Treppe. Es war sehr auffällig. Auf den ersten Blick konnte man sehen, dass dort etwas vergraben worden war. Im Falle einer Durchsuchung wären wir sofort aufgeflogen. Am nächsten Tag holten wir die Broschüren aus dem Versteck. Sie waren nass geworden und verströmten einen unangenehmen Geruch. Bis zum nächsten Morgen war ich damit beschäftigt, sie Blatt für Blatt zu trocknen und zu einem Paket zu verschnüren. Dann übergab ich sie Kurdo, der sie an einem anderen Ort verstecken sollte. Somit war nichts mehr in der Wohnung, was bei einer Durchsuchung Fragen aufwerfen würde. Ich holte tief Luft und fiel endlich in einen ruhigen Schlaf.

Ich beteiligte mich jetzt seit über einem Jahr in Elazığ, Bingöl und wieder in Elazığ an der revolutionären Arbeit, die ebenso amateurhaft wie intensiv verlief. Ich war mit vielen verschiedenen Genos-

sInnen unterwegs gewesen, hatte andere Regionen mit ihren eigenen Besonderheiten kennengelernt und neue Dimensionen unseres Kampfes gesehen. Gleichzeitig fuhr ich fort, mich selbst zu hinterfragen. Offen diskutierte ich über meine Erfahrungen, über die Fortschritte, die ich gemeinsam mit dem Genossen Cemil erreicht hatte und über Eigenschaften, die ich bei mir selbst entdeckt hatte und zu überwinden versuchte.

Nachdem ich İzmir verlassen hatte, hatte ich nun öfter die Gelegenheit, mich mit anderen über bestimmte Fragen auseinanderzusetzen. Vieles wurde jedoch erst mit der Zeit begreiflich. Es bereitete mir nicht mehr so große Schwierigkeiten wie früher, zu verstehen, warum sich etwas wie entwickelt hatte. In dieser Anfangszeit meines revolutionären Lebens war ich ungewollt in Geschichten verwickelt worden, die mich viel gekostet hatten. Ich hatte so viel erlebt innerhalb dieses Jahres. Es erstaunte mich selbst.

In Bingöl hatte ich manchmal Dinge angesprochen, die mich störten. Aber das fand nur eingeschränkt statt. Unser Arbeitssystem brachte die Menschen dazu, Probleme mit sich selbst zu diskutieren und zu lösen. So musste es auch sein. Andererseits betrafen einige Probleme nicht nur mich selbst. Daher wollte ich über jedes Thema, das mich bewegte, mit den FreundInnen sprechen. Das war mir zur Gewohnheit geworden. Es störte mich, wenn ich dafür kein geeignetes Umfeld fand. Ob dieses Verhalten alle Probleme löste? Diese Frage konnte ich nicht bejahen.

Ich sprach viel mit Cemil. Eigentlich hatte ich meine Erlebnisse als eine Art Zwischenbewertung sogar aufgeschrieben und eine Weile immer bei mir gehabt. Aus Sicherheitsgründen hatte ich diesen Text vernichten müssen. Es fiel mir nicht schwer, Cemil von meiner Flucht von Zuhause, meiner Ehe und der Trennung zu erzählen. Das meiste war einfach tragisch. Es machte mich traurig, es schmerzte, es machte mich wütend. Beim Erzählen kamen alle Gefühle wieder hoch. Ich beschönte nichts und kam mir manchmal vor wie eine Theaterschauspielerin. Alle meine Gefühle spiegelten sich offen in meinen Worten, meinem Verhalten und meiner Mimik wider. Es überraschte mich selbst, dass ich nichts verheimlichte. Ich berichte-

te von meinen Schwächen, meiner Hilflosigkeit, meiner Traurigkeit, meiner Scham. Dabei weinte ich bitterlich. Es waren nicht die Scham oder die Wut über mein »Schicksal«, die mich zum Weinen brachten. Das sagte ich auch, um nicht missverstanden zu werden:

»Jetzt im Moment bin ich nicht hilflos. Ganz im Gegenteil glaube ich daran, dass ich auf dem richtigen Weg bin. Ich fühle mich jetzt stärker. Ich bin bloß wütend. Wenn ich zurückschaue, dann sehe ich, dass das alles nicht nötig war. Ich bin wütend über meine eigenen Schwächen und auf alles, was mich negativ beeinflusst hat. Theoretisch mag es stimmen, dass es im Kampf auch zu Schwächen, Misserfolgen und Niederlagen kommen kann. Trotzdem gibt es Erfahrungen, die ein Mensch nicht einfach wegstecken kann. Und man sollte sie ja auch gar nicht wegstecken. Vielleicht ist es unumgänglich, Dinge zu erleben, die ihre Spuren hinterlassen. Im Leben muss es wohl auch Erfahrungen geben, die einem tiefen Schmerz bereiten, sonst wäre es monoton.«

Cemil war betroffen von meinen Worten, die ich weinend hervorbrachte. »Warum weinst du, du hast das Problem doch gelöst! Natürlich muss sich ein Revolutionär der Schritte bewusst sein, die er setzt. Er muss sich über die Konsequenzen bewusst sein, es steht viel auf dem Spiel. Die Freunde hatten mir ja einiges über dich erzählt, aber so genau habe ich es nicht gewusst. Es ist gut, dass ich bei dieser Gelegenheit davon erfahren habe. Aber jetzt solltest du dir nicht mehr den Kopf darüber zerbrechen.«

Es war kein offizielles Gespräch, aber ich hatte von den Geschehnissen erzählt, als ob ich sie erneut erleben würde. Cemil war für mich nicht nur eine Person, in meinen Augen stand er für die Organisation. Ich hatte mich der Organisation offenbart. Es war keine schlichte Unterhaltung gewesen, bei der ich mein Herz ausgeschüttet hatte. Unsere Beziehung konnte sich dadurch objektiver entwickeln. Gerüchte, fehlerhafte oder übertriebene Bewertungen und Kommentare führten unweigerlich zu Vorurteilen, die sich auf die menschlichen Beziehungen auswirkten.

Cemil wahrte in der Zeit, in der wir zusammen arbeiteten, stets Distanz. Wir teilten die Wohnung und die Arbeit miteinander, aber

er benahm sich mir gegenüber immer genossenschaftlich und respektvoll. Wir diskutierten wenig miteinander, sogar viel weniger als mit anderen. Dieses Ungleichgewicht kennzeichnete eigentlich einen Mangel, der uns zwar bewusst war, den wir jedoch nicht überwinden konnten. Manchmal fragte ich mich, ob es an mir liege. Sicherlich hatte ich meinen Anteil daran. Cemil ließ sich normalerweise nicht auf Diskussionen über ideologische Themen ein. Er redete mehr über innerorganisatorische Fragen, den täglichen Arbeitsablauf oder ganz konkrete Entwicklungen. Manchmal neigte er zu langen Unterhaltungen über Themen, die bereits etliche Male abgehandelt worden waren. Damit trieb er sicherlich keine Entwicklungen voran und löste gelegentlich auch Befremden aus. Dennoch gab er uns allen ideelle Kraft. Wo er sich aufhielt, war die Atmosphäre von Vertrauen, Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit geprägt. Das spürten ausnahmslos alle FreundInnen.

wie die grüne linie in beirut

In Elazığ fanden häufig Kundgebungen und Demonstrationen statt, aber sie blieben immer auf Fevzi Çakmak und die unmittelbare Umgebung beschränkt. *Dev-Genç* war bei jeder Beerdigung dabei, wenn jemand von Faschisten getötet worden war. Das hatte wenig mit revolutionärer Verantwortung oder konkreten Rachegedanken zu tun. Vielmehr wollten sie ihre AnhängerInnen über Propaganda und Agitation bei der Stange halten. Sie nutzten die Beerdigungen als ihr Kapital, da sie ansonsten über nichts verfügten. Wäre es ihnen wirklich um revolutionäre Werte und Traditionen gegangen und hätten sie den Geist von Mahir Çayan als ihr Erbe betrachtet, hätten wir Achtung vor ihnen gehabt. Aber nein, sie entfernten sich vielmehr von Mahir und seinen Genossen und taten das genaue Gegenteil.

Anstatt den Menschen begreiflich zu machen, was die wirklichen Probleme und die wichtigsten Ziele des Kampfes waren, wer der Feind war und wie mit welchen Mitteln vorzugehen war, und sie dementsprechend zu politisieren und in Bewegung zu setzen, verfehlten sie ständig das Ziel. Für die Gefallenen konnte man sich

nicht einsetzen, indem man in einen Wettstreit von Gegenparolen trat und immer wieder die Oligarchie scharf verurteilte.

Gavur Ali kletterte bei jeder Kundgebung auf einen Pfosten oder einen sonstigen erhöhten Posten und hielt eine Rede. Der Inhalt war stets der gleiche und in keiner Weise anziehend. Die nationale Befreiungsideologie jedoch verbreitete sich und veränderte die politische Diskussion. *Dev-Genç* hatte interne Probleme. Sie brachten keine grundlegend neuen Inhalte ein und ihre AnhängerInnen liefen ihnen scharenweise davon. Die Tradition der türkischen Linken, durch ständige Abspaltungen jeden Einfluss zu verlieren, entstand in dieser Zeit. Auffällig waren der Karrierismus und der enge Klassenblickwinkel in dieser Gruppe. Fehlten der Gesamtorganisation revolutionärer Einfluss und eine entsprechende Führung oder Avantgarde, so entwickelten sich die regionalen Strukturen nach Belieben der jeweiligen AktivistInnen. Es setzte sich immer mehr durch, dass die Organisationen in jedem Gebiet eine unterschiedliche Ausprägung hatten. So war es auch bei *Dev-Genç* in Elazığ. Hier hatte Gavur Ali das Sagen.

An diesem Tag war ein weiterer Mensch von Faschisten erschossen worden. Er befand sich auf dem Weg vom Stadtzentrum nach Fevzi Çakmak. Die meisten Angriffe ereigneten sich auf dieser Straße. Sie war wie die »grüne Linie« in Beirut. Das Stadtzentrum und der Stadtteil Kültür standen unter faschistischer Kontrolle. Die linken Gruppen hatten sich in andere Viertel zurückgezogen und damit die Spaltung der Stadt zementiert.

Der Getötete war ein kurdischer Arbeiter. An der Beerdigungszeremonie nahmen auch wir teil. Mit einer großen Menschenmenge brachten wir den Leichnam zu einem Friedhof eines Dorfes, das oberhalb von Fevzi Çakmak lag. Immer wieder riefen wir »Die Gefallenen sind unsterblich!« Eine weitere Parole, die von allen gemeinsam gerufen wurde, war: »Nieder mit dem Faschismus!« Außerdem hatte jede Gruppierung eigene Parolen. Wir riefen ab und zu: »Nieder mit dem Kolonialismus!« Nach der Beerdigung kehrten wir geschlossen ins Viertel zurück, wo sich der Demonstrationszug auflöste. Die anderen Gruppen marschierten jedoch weiter. Ziemlich bald waren Schüsse zu hören. Zunächst dachten wir, die Polizei

habe angegriffen. Einige von uns liefen los zu der Stelle, von der die Schüsse zu hören waren, um Näheres zu erfahren.

Wie es hieß, war Ali Rıza Kaçar erschossen worden. Er war von *Sterka Sor.* Das war merkwürdig. Es gab das Gerücht, dass er sich nach der Erschießung von Alaattin Kapan von der Organisation getrennt habe. Diese Agententruppe hatte durch die Aktion einen harten Schlag erlitten und somit war Haki Karer gerächt worden. Wir hatten in Elazığ Flugblätter verteilt, in denen wir über die wahre Position der Gruppe aufgeklärt hatten. Auch sie hatten heimlich in ein paar Kaffeehäusern Flugblätter verteilt. Wir stellten Recherchen an und fanden schnell heraus, wer die Flugblätter verteilt und wer sonst noch im Namen der Gruppe tätig war. Ali Rıza Kaçar hatte angegeben, dass er mit der Gruppe nichts mehr zu tun habe. Ob es wohl eine interne Abrechnung war? Die Gerüchteküche brodelte. Auch wir vermuteten zunächst, dass seine eigenen Leute ihn erschossen hätten. Als wir jedoch die Leute fragten, die vom Tatort kamen, entgegneten sie: »Es war nicht die Polizei, es war Gavur Ali!« Dafür gebe es Augenzeugen. Dieser Vorfall sorgte für Aufruhr und blutige Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Gruppen. Die Bevölkerung war beunruhigt und hielt sich künftig zurück, wenn Demonstrationen stattfanden.

Als ich das erste Mal nach Elazığ kam, organisierten die anderen Gruppen keine Frauenaktivitäten. Es gab nur einzelne junge Frauen, die aktiv waren. Jetzt stellte ich eine Veränderung fest. Es gab weibliche Kader, die von außerhalb gekommen waren. Auch Frauen gingen inzwischen in die Vereine. In den Stadtvierteln wetteiferten sie um Anhängerinnen. Diese Jagd nach Anhängerschaft war mir aus Dersim bestens bekannt. Auch ihr Kleidungsstil war eine schlechte Kopie des Bildes, das die linken Gruppen in Dersim abgaben. Viele junge Frauen interessierten sich für die revolutionäre Arbeit. Die linken Gruppen versuchten sofort, sie für sich zu gewinnen. Manchmal begegneten wir uns in derselben Wohnung. Sie versuchten, die gleichen Frauen unter ihren Einfluss zu bekommen, mit denen auch wir arbeiteten. Manchmal taten sie auch das genaue Gegenteil und straften die Familien, die uns nahestanden, mit Missachtung.

der schuss ging nach hinten los

Wir wurden täglich mehr und unser Wirkungskreis erweiterte sich. Inzwischen waren wir in fast allen Vierteln vertreten. Um nicht den gleichen Fehler wie die anderen Gruppen zu machen, legten wir den Schwerpunkt unserer Arbeit in andere Stadtteile. Auch das Interesse und die Beteiligung von Frauen wuchsen. Wir gründeten überall Frauenbildungsgruppen. Außerdem bauten wir unsere Kontakte an den Schulen aus. In dieser Zeit waren die Studierenden der Lehrerschule geschlossen nach Mardin versetzt worden, da die Schule angeblich in ein Gymnasium umgewandelt werden sollte. Zuvor hatten wir zu vielen Studentinnen Verbindungen aufgebaut und ihnen einen Einblick in unsere Ideologie geben können. Ich ging davon aus, dass einige von ihnen in Mardin erneut den Kontakt zu den FreundInnen suchen würden. Und tatsächlich erfuhr ich bei ihren gelegentlichen Besuchen in Elazığ, dass die Verbindung nicht abgebrochen war.

Wenn von der Lehrerschule in Elazığ die Rede war, brachten die ehemaligen Studierenden sofort Çetin Güngör (Semir) ins Gespräch. Seine Familie lebte hier und wir hatten Kontakt zu ihr, insbesondere zu seiner Schwester. Ihre Familie setzte sie jedoch unter Druck und sie trug nicht viel zur Arbeit bei. Von Çetin Güngör erzählte mir vor allem meine Cousine Makbule. Die Mädchenkunstschule und die Lehrerschule waren in der gleichen Gegend, nur durch eine Straße getrennt.

Die Internatsschülerinnen standen aufgrund des repressiven Schulsystems stark unter Druck und interessierten sich umso mehr für das andere Geschlecht. Die Unterdrückung führte manchmal zu extremen Verhaltensweisen. Das musste auch Semir erleben, der der einzige männliche Student an der Schule war und daher im Mittelpunkt des weiblichen Interesses stand. Er war sehr entspannt in Anwesenheit von Frauen. Das hatte er an der Schule gelernt.

Semir passte überhaupt nicht in seine Familie. Durch die Schule und später durch die revolutionäre Arbeit brach die Verbindung zu seiner Familie ab. Er war ständig unterwegs, meistens in Dersim. Sein theoretisches Niveau war hoch, daher wurde er häufig als Red-

ner zu Seminaren oder anderen Diskussionsveranstaltungen eingeladen. Dafür war er bekannt. Er hatte seine Fähigkeiten nicht in der Organisierungsarbeit oder in der Praxis verbessert, sondern in der Agitation. Dadurch entwickelte er die Eigenschaft, sich der jeweilig vorherrschenden politischen Atmosphäre anzupassen.

Für uns war es wichtig, Kontakte an der Mädchenkunstschule aufzubauen. Hier waren junge Frauen aus allen kurdischen Regionen. Außerdem waren auch die Faschisten an solchen Orten aktiv. Sie arbeiteten unter dem Deckmantel der Religion und genossen die geheime oder offenkundige Unterstützung der Schulverwaltung. Darüber hatten sie ihren Wirkungskreis ausbauen können. Es war daher nötig, Grundlagen für eine revolutionäre Arbeit an der Schule zu schaffen und die Arbeit direkt von den Schülerinnen selbst ausführen zu lassen. Wir hatten einige Anhängerinnen unter den externen Schülerinnen in Kırkdutlar und Yıldızbağları gewonnen. Von ihnen erhielten wir Informationen über die Situation an der Schule und über sie versuchten wir, dort Fuß zu fassen. Auch am Gesundheits-College, der Handelsschule und der Euphrat-Universität versuchten die Faschisten, Einfluss zu gewinnen. Daher wurden die Schulen als Orte betrachtet, um die wir uns dringend kümmern mussten.

Ich lernte Cahide Şener und einige weitere Mädchen bei der Familie Sarıkaya kennen, die ich gemeinsam mit Cemil besuchte. Cahide stammte aus Çüngüş in Siverek, die anderen aus Çermik. Çüngüş weckte unsere Aufmerksamkeit. Cahides Vater gehörte zum Stamm der Karakeçililer, der eigentlich türkischer Abstammung ist. Ihre Mutter war armenischer Herkunft. Siverek ist ein Gebiet, in dem es viele Stammeskonflikte gibt. Eine Frau aus diesen feudalen Strukturen zu organisieren, war ein wichtiger Schritt.

Sie stellte sich als Tochter eines *Mufti* [103] aus Çüngüş vor. Anhand ihrer Kleidung war offensichtlich, dass sie aus einer religiösen Familie kam. Dieser Aspekt interessierte uns jedoch nicht. Wir sprachen über viele verschiedene Themen mit ihr. Sie erzählte von Siverek, der dortigen DDKD und ihrer Schule. Die kurdische Sache inter-

---

103 Islamischer Rechtsgelehrter

essierte sie, und so war sie auch in dieser Wohnung gelandet. Zur DDKD hatte sie keine organisatorische Verbindung. Sie versuchte, die Konflikte zwischen den verschiedenen kurdischen Gruppen zu verstehen. Uns kannte sie bisher nur vom Hörensagen. Die Hetze der DDKD gegen unsere Bewegung hatte ihre Aufmerksamkeit auf uns gelenkt und dazu geführt, dass sie Kontakt zu uns gesucht hatte. Sie machte einen redseligen und intelligenten Eindruck. Laut ihrer Schilderung benutzten die Faschisten die Religion und hatten so Hunderte kurdischer junger Frauen unter ihren Einfluss gebracht. Sowohl Cemil als auch ich stellten ihr viele Fragen. Darüber freute sie sich und meinte strahlend: »Ich habe endlich gefunden, was ich gesucht habe!« Wir freuten uns auch, denn die Schulen waren wichtig und boten viel Potential für unsere Arbeit.

»Wenn sich die Frauenorganisierung weiter entwickelt, wird die Arbeit einfacher. Über diese Frauen können wir an der Schule ganz einfach Fuß fassen«, sagte ich. Wir vereinbarten mit Cahide, dass sie künftig jedes Wochenende kommen solle: »Bring zunächst nur wenige Mädchen mit, solche, denen du vertraust und die gute Entwicklungschancen haben. Über euch werden wir die Schule organisieren.«

Am Atatürk-Gymnasium waren Nadire Turgut, Saniye, Leyla und einige weitere junge Frauen. Wir beschlossen, Nadire die Verantwortung für die dortige Arbeit zu übertragen. Es war zwar noch nicht offiziell, aber probeweise war sie jetzt zuständig. Auch am Gesundheits-College gab es externe Schülerinnen, die wir über Nesrin und ihre Schwestern erreichen konnten. Ab und zu ging ich bei ihnen vorbei. Es gab auch junge Frauen aus Dersim und Erzincan. Von den Frauen aus Dersim kannte ich teilweise die Familien, was die Kontaktaufnahme erleichterte. Die Schulverwaltung hatte auch hier ein reaktionäres Netzwerk aufgebaut. Viele Lehrer waren religiös und die wichtigsten Mitarbeiter der MHP waren an dieser Schule tätig. Sie zwangen die SchülerInnen, auch wenn sie AlevitInnen waren, zum rituellen Gebet und Fasten. Wer sich dagegen zur Wehr setzte, wurde mit schlechten Noten bedroht. Außerdem versuchten viele der Lehrer, Mädchen, die ihnen gefielen, auszunutzen. Die Notengebung wurde dabei eingesetzt wie eine Waffe.

Es kam auch häufig vor, dass die SchülerInnen dazu angehalten wurden, sich gegenseitig bei der Schulverwaltung anzuschwärzen, wodurch eine Atmosphäre des Misstrauens entstand. Vor allem den Jüngeren machte das Angst. In den höheren Klassen waren die Persönlichkeiten bereits von dem bestehenden System geformt. Die externen SchülerInnen bekamen mehr von der Außenwelt mit. Sie konnten die Entwicklungen verfolgen und es war einfacher, an sie heran zu kommen. Die InternatsschülerInnen jedoch lebten sehr abgekapselt. Wenn ich sie besuchte, sprachen wir über viele verschiedene Themen. Das war zumindest ein Anfang, um ihre Gedanken in andere Richtungen zu lenken.

Cahide kam am Wochenende mit Güler und Havva zu uns. Ich brachte sie zu unserer Kellerwohnung. Aufgrund der Feiertage war es ihnen gelungen die Erlaubnis zu bekommen, dem Internat drei Tage fern zu bleiben. Sie waren beeindruckt von unserer Lebensweise und den Themen, über die wir sprachen. Für alle drei waren die ersten »Revolutionäre«, denen sie jemals begegnet waren, Mitglieder der DDKD oder anderer nationalistischer Gruppen gewesen. Jetzt stellten sie Vergleiche an. Unsere Lebensweise schnitt dabei gut ab. Mehr noch als die Inhalte, die wir zu vermitteln versuchten, beeindruckte sie das, was sie sahen. Wir redeten darüber, wie wir künftig in Verbindung bleiben und zusammen arbeiten könnten. Der erste Mai näherte sich und ich schlug ihnen vor, eine Feier an der Schule zu organisieren. Dabei betonte ich, wie wichtig es neben der Organisierung einer kleinen Kerngruppe sei, so viele Menschen wie möglich zu erreichen und sich das Ziel zu setzen, einen großen Sympathisantenkreis aufzubauen. Dafür war es notwendig, Kontakt zu jeder Person zu knüpfen, die in ihren Ansichten noch nicht vollkommen verfestigt war, und ihr die kurdische Befreiungsideologie verständlich zu machen. Gegen alle anderen sollten sie sich politisch positionieren und über revolutionäre Aktionen eine Frontenbildung entstehen lassen. Ausführlich ging ich auch noch auf die Frage ein, worauf dabei besonders zu achten sei.

Cahide hörte mir interessiert zu, signalisierte ihre Zustimmung und machte Vorschläge. Sie war klug und begriff schnell. Auch organisie-

ren konnte sie gut. Wir waren davon überzeugt, dass sie sich schnell weiter entwickeln werde, da es ihr gelungen war, innerhalb kurzer Zeit den Kontakt zu uns herzustellen und bei weiteren Schülerinnen Interesse für unsere Arbeit zu wecken, obwohl sie Internatsschülerin war. In der kommenden Zeit berichtete sie uns regelmäßig schriftlich oder mündlich über die Lage an der Schule.

Außerdem schickte sie uns aus der Schule Decken, Nahrungsmittel und andere Sachen, nachdem sie den Zustand unserer Wohnung gesehen hatte. Es waren nur Kleinigkeiten, aber allein die Tatsache, dass sie daran dachte, hatte Bedeutung. Wir trauten ihr zu, an der Schule gute Arbeit zu leisten. Es gelang ihr, sowohl Lehrerinnen als auch Schülerinnen zu beeindrucken. An der Mädchenkunstschule wurden unter anderem Handarbeiten gemacht. Hierbei zeigte sie sich ebenfalls talentiert. Sie bekam gute Noten, wurde von den Lehrerinnen gelobt und war in der Lage, anderen etwas zu vermitteln. Ein Mensch, der im Alltagsleben als Vorbild angesehen wird, hat eine gute Ausgangsposition, um andere auch politisch zu beeinflussen.

Unsere Arbeit an der Schule entwickelte sich weiter. Die Schülerinnen nutzten die Zeiten, die für das individuelle Lernen vorgesehen waren, für die Bildungsarbeit und für Diskussionen. Die Feier am ersten Mai wirkte sich positiv aus. Einige der jungen Frauen brachen den Kontakt zu den Faschisten ab. Natürlich blieb Cahides Rolle dabei nicht unbemerkt. Sie war zwar eine Zeitlang Liebling der Lehrerinnen, aber die Spaltung der Schülerinnen in rechts und links und die damit verbundene Unruhe an der Schule störten die Schulverwaltung. Cahide bekam eine Verwarnung.

Ab und zu ging auch ich in die Schule. Ich tat so, als sei ich eine ganz normale Besucherin. Um nicht aufzufallen, setzten wir uns in Kleingruppen zusammen. Ich sprach mit den Schülerinnen über verschiedene Themen und beantwortete ihre Fragen. Diese Besuche musste ich jedoch bald abbrechen, da sie zu auffällig waren. Es war am besten und sichersten, die Organisierungsarbeit von den Schülerinnen selbst ausführen zu lassen.

Mit den Externen standen wir in regelmäßigem Austausch. Wir informierten uns gegenseitig über neue Entwicklungen und ich zeig-

te ihnen Perspektiven auf. Unsere Arbeit zeigte Früchte. Innerhalb kurzer Zeit wurden wir zu der politischen Gruppe, die den größten Einfluss und die meisten Anhängerinnen an der Schule hatte. Wir positionierten unsere Sympathisantinnen in verschiedenen Arbeitsbereichen der Schule. Für unsere Arbeit war es nützlich, die für bestimmte Aufgaben wie Küche, Bibliothek und Hausaufgaben verantwortlichen Schülerinnen auf unserer Seite zu haben. In den Hausaufgabenzeiten bestand die Möglichkeit, Diskussionen zu führen oder Flugblätter zu verlesen. Aus der Küche deckten wir bald einen Großteil unseres Bedarfs an Lebens- und Reinigungsmitteln. Vom Salz bis zur Seife wurden viele notwendige Dinge abgezweigt. Die finanzielle Belastung, die wir durch unsere Wohnung hatten, verringerte sich dadurch erheblich.

In dieser Zeit kam Meral Kıdır nach Elazığ. Sie hatte ihre Ausbildung in Mardin abgeschlossen und kam eines Tages mit Cemil zu uns, der zu mir meinte: »Bitteschön, ich habe dir eine neue Freundin mitgebracht.« Wir umarmten uns wie zwei Freundinnen, die sich seit ewigen Zeiten kennen. Nachdem Cemil uns allein gelassen hatte, lachten wir darüber und fragten uns, warum wir beide diese Nähe zueinander verspürten. Wir hatten uns noch nie gesehen, aber voneinander gehört. Mir hatten die jungen Frauen aus Mişeli von ihr erzählt. Damals war Elif, die Türkin, in den Ferien gekommen. Die Frauen meinten: »Wir haben noch eine türkische Freundin, sie heißt Meral.« Elif hatte allerdings keinen guten Eindruck hinterlassen. Sie hatte zunächst bei den Sarıkayas übernachtet und war dann nach Mişeli gefahren. Dort war sie im Bikini im Keban-See schwimmen gegangen, was im Dorf Befremden ausgelöst hatte.

Das Dorf lag in der Nähe der Stadt und war nicht reaktionär, dennoch gab es bestimmte Maßstäbe zu berücksichtigen. Das Verhalten der RevolutionärInnen wurde genau beobachtet. Die Bevölkerung wusste, dass nicht jeder Mensch in der Lage war, ein revolutionäres Leben zu führen. Ich hatte Elif ein weiteres Mal gesehen, als sie über Elazığ nach Mardin fuhr. Meinen Eindruck von ihr teilte ich auch Meral mit: »Sie hat keine gesetzte Persönlichkeit. Sie redet viel, ist eine richtige Schwätzerin und in ihrem Verhalten völlig maßlos.« Meral stimmte mir zu.

Meral war klein und sehr lebhaft. Bisher hatte ich meistens mit den männlichen Freunden zusammen gearbeitet und gelebt. Das war auch kein Problem gewesen, jedenfalls hatte es meine Arbeit nicht behindert. Mit einer Genossin gemeinsam zu arbeiten, war jedoch viel schöner. Ich freute mich darüber, dass ich nicht mehr die einzige Frau war. Meral erzählte, dass ihr die letzte Zeit in Mardin schwer gefallen sei: »Ich konnte nichts weiter machen außer lesen«, sagte sie. In Elazığ gab es viel zu tun. Unser Wirkungskreis war groß und wir konnten in vielen verschiedenen Bereichen tätig sein. Später stieß auch noch Sakine Kırmızıtaş zu uns. Sie war eine Zeitlang in Mardin gewesen, eine Freundin, die gerne die Initiative ergriff und tatendurstig war. Nach einer Weile musste sie jedoch nach Mardin zurückkehren, weil dort Freundinnen gebraucht wurden.

Mehrere der jungen Frauen, zu denen wir Kontakt aufgebaut hatten und die dann zur Ausbildung nach Mardin gegangen waren, kehrten nach Elazığ zurück und nahmen begeistert an unserer Bildungsarbeit teil. Damit gewannen die Gruppen an Qualität. Fast alle Bildungsinstitute waren inzwischen zu Zentren des nationalen Befreiungskampfes geworden. Alle neuen Kader kamen von diesen Schulen. Sie bildeten Brücken zu weiteren Teilen der Gesellschaft. Der Staat hatte eine Riesendummheit gemacht. Eigentlich wollte er den werdenden LehrerInnen den Kemalismus einimpfen. Mit der verkürzten Ausbildungsdauer sollten die jungen Menschen innerhalb kurzer Zeit an den Staat gebunden werden. Damit sollte die Entwicklung des revolutionären Kampfes verhindert werden. Aber dieser Schuss ging nach hinten los.

In dieser Zeit erhielten wir unser »Manifest«. Unter uns hatten wir es bereits gelesen und diskutiert. Jetzt verteilten wir es weiter. Der Titel wurde allerdings geheim gehalten. Wir klebten Umschläge um die Bücher und sagten, diese dürften nicht entfernt werden. Eine Erklärung dafür war nicht notwendig. Alle, die die Schrift erhielten, handelten verantwortungsbewusst. Ich erinnere mich an manche wertvolle GenossInnen, die das Buch monatelang bei sich hatten, ohne den Titel zu kennen.

Das Manifest wurde zur wichtigsten Quelle unserer Bildungsarbeit. Für alle FreundInnen war es Pflicht, unsere ideologische Linie und die Besonderheiten unserer Revolution im historischen Kontext zu begreifen. Begrifflichkeiten, die auch von anderen viel genutzt wurden, mussten mit Inhalten gefüllt werden, damit sie einen Sinn bekamen. Nur so konnten eine revolutionäre Bewusstseinsbildung und die dafür notwendige Persönlichkeitswandlung gewährleistet werden.

der moment wird kommen

Hikmet Tekin, der Bürgermeister von Bingöl, war angeschossen worden, hatte jedoch überlebt. Nachdem diese Neuigkeit bekannt wurde, hieß es, er sei verletzt mit einem Hubschrauber ins Staatskrankenhaus in Elazığ eingeliefert worden und wir sollten es nach Möglichkeit hier erneut versuchen. Alles geschah sehr schnell. Es herrschte Chaos in Fevzi Çakmak und der Umgebung des Krankenhauses. Immer mehr Menschen sammelten sich dort. Polizeiwagen fuhren mit Sirenengeheul durch die Straßen. Es waren Schüsse zu hören. Die Freunde führten eine weitere Aktion durch, als der Hubschrauber mit Hikmet Tekin an Bord auf der Ebene oberhalb des Krankenhauses landete. Der Anschlag in Bingöl hatte Freude und Aufregung verursacht. Was dort nicht vollendet worden war, sollte jetzt in Elazığ gelingen. Es ging darum, die revolutionäre Entschlossenheit der Gruppe deutlich zu machen. Wurde eine Aktion durchgeführt, so musste diese unbedingt erfolgreich sein.

Die Menschenmenge löste sich auf und zog sich in die Seitenstraßen zurück. Ich warf einen Blick in unsere Wohnung. Es waren Bücher und weitere Materialien dort. Ich rührte sie nicht an. Ohnehin gab es keine Gelegenheit, sie anderswo zu verstecken. Ich verschloss die Tür und ging wieder nach draußen. Alle Leute schauten gespannt in die Richtung einer Gegend jenseits des Friedhofs, die *Kum Deresi*[104] genannt wurde. Mehrere Hubschrauber kreisten in der Luft. Niemals zuvor hatte der Feind auf diese Weise Stärke demonstriert.

---

104 Türkisch für: Sand-Bach

Was hatten die Freunde am *Kum Deresi* zu tun? Ich überlegte, ob es sich um eine andere Gruppe handeln könne. Die Freunde waren nirgendwo zu sehen. Einige Tage vorher war der Genosse Duran nach Elazığ gekommen. Ich ging bei den Sarıkayas vorbei, aber dort war auch niemand von uns. Mutter Zencefil sagte: »Cemil war kurz hier. Die Freunde haben eine Aktion gemacht. Eine Gruppe ist ins Viertel gelaufen, eine andere Richtung *Kum Deresi.* Die Polizei ist hinter ihnen her. Es ist gefährlich, die Hunde werden die Jungen schnappen.«

Es stimmte also! Ich ging mit einem Freund zusammen Richtung Esentepe, um das Geschehen von Nahem beobachten zu können. Die Polizei hatte die gesamte Umgebung besetzt. Der ausgetrocknete Bachlauf war sehr lang. Er bestand nur aus Sand und Schotter. Auf der Seite Richtung Esentepe war es schwierig, heraus zu kommen. Auf der anderen Seite lag ein flaches Feld. Man konnte nur auf der oberen Seite entkommen. Etwas weiter entfernt lag ein Dorf, das dafür bekannt war, dass dort hauptsächlich Faschisten lebten. Die Hubschrauber setzten ihre Suche von der Luft aus fort. Auf dem Boden waren überall Polizisten. Die Freunde waren nirgends zu sehen. Die Polizei hatte auf einige Felsbrocken geschossen und im ersten Moment dachte ich, es seien Leichname, die dort auf dem Boden lagen. Wir befanden uns in großer Entfernung und konnten nichts erkennen. Hätten wir ein Fernglas gehabt, hätten wir uns Klarheit verschaffen können, aber woher sollten wir ein Fernglas nehmen, die Menschen hier waren arm!

Auf dem Feld war eine Schafherde, die durch den Lärm der Hubschrauber und Schüsse auseinander getrieben worden war. Eine Gruppe Zivilpolizisten koordinierte den Einsatz über Funkgeräte von einem strategischen Punkt aus. Wir schickten einige Kinder dorthin, um sie zu belauschen. Das Chaos und die Schießerei dauerten mehrere Stunden an. Die Ungewissheit war unerträglich. Gegen Abend verschlechterte sich das Wetter. Wolken zogen auf und ein leichter Regen setzte ein. Die Bewegungsmöglichkeiten des Feindes wurden dadurch eingeschränkt. Wie es den Freunden damit erging, wussten wir nicht. Voller Sorge gingen wir wieder zu den Sarıkayas, um zu fragen, ob sie etwas Neues erfahren hatten. In den Nach-

richten hieß es, der Feind habe die Gruppe zunächst verfolgt, ihre Spur jedoch mit einsetzender Dunkelheit verloren. Das war eine gute Neuigkeit, bedeutete es doch, dass alle unversehrt waren. Es gab auch keine Information darüber, dass jemand gefasst worden war.

Alle machten sich Sorgen um Duran. Wir versuchten herauszufinden, wo er während der Aktion und der Verfolgungsjagd gewesen war. Jemand meinte, er sei während der Aktion am Krankenhaus im Viertel gewesen. Ein anderer wollte ihn am *Kum Deresi* gesehen haben. Es war nicht möglich, genaue Informationen zu bekommen. Stattdessen wurden wilde Spekulationen angestellt. Inmitten dieser Aufregung tauchte er plötzlich auf.

Er hatte die knapp vier Stunden andauernde Schießerei von Anfang bis Ende miterlebt. Die Freunde waren auf der Flucht vor der Polizei zum Bachlauf gerannt. Duran hatte sie gesehen und war ebenfalls in diese Richtung gegangen, hatte die Gruppe jedoch nicht erreicht und sich inmitten des Durcheinanders in einer Kuhle versteckt, die am Rande eines Abhangs lag. Zufällig hatten die Polizisten genau diese Stelle ausgewählt, um ihren Einsatz zu koordinieren. Da ihre gesamte Aufmerksamkeit auf die flüchtenden Freunde gerichtet war, hatten sie ihn nicht bemerkt. Duran hatte alle ihre Gespräche mitgehört. Sie waren so nahe, dass er sogar ihre Atemzüge hören konnte. Aufgeregt berichtete er jetzt, was geschehen war:

»Es hat ungefähr vier Stunden gedauert, bis es dunkel wurde. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Es war kaum auszuhalten, manchmal habe ich sogar die Luft angehalten. Aber es ging um vier Stunden Durchhalten oder vier Jahre Knast. Schließlich habe ich mich für die vier Stunden entschieden. Nachdem die Polizisten gegangen waren, habe ich diese vierstündige Tortur sofort vergessen.«

Wir hörten ihm voller Freude und Überraschung zu. Einer der Freunde sagte im Spaß: »Wenn sie dich erwischt hätten, hättest du mehr als vier Jahre gesessen. Aber vier Jahre sind auch nicht wenig!« Als die Gruppe, die die Aktion durchgeführt hatte, Baskil erreichte, hatte es zu regnen begonnen. Dadurch waren sie im Vorteil, da der Feind die Verfolgung nicht fortsetzen konnte. Aber auch für sie war es schwierig, stundenlang durch den Schlamm zu laufen. Bei ihrer Ankunft in

Baskil hatte keiner von ihnen mehr Schuhe an den Füßen. Vor allem Hüseyin Taze war es schlecht ergangen. Seine Füße waren aufgeplatzt und bluteten. In Baskil hatte die Lehrerin Medine Vural die Freunde in ihre Wohnung geholt und versorgt. In dem Dorf lebten Verwandte von Freunden, die uns nahe standen. Sie waren bereit zu helfen und versteckten sie in ihren Häusern. Noch in derselben Nacht schickten sie uns eine Nachricht über einen Fahrer aus dem Dorf. Demnach hatte nur Saim Dursun den Anschluss an die Gruppe verloren.

Er war gefasst worden und sagte aus, er sei lediglich der Menschenmenge gefolgt. Er wurde verhaftet, später jedoch gegen Kaution freigelassen. Eine Waffe oder Dokumente waren nicht bei ihm gefunden worden.

Nach einer Weile kam die Gruppe aus Baskil. Wir verarzteten Hüseyin in unserer Wohnung mit den Mitteln, die uns zur Verfügung standen. Für mich war es das erste Mal, dass ich die Wunde eines Freundes versorgte. Es war zwar keine Schussverletzung, aber seine Wunde war dennoch erheblich. Beim Verbinden empfand ich den gleichen Schmerz wie er. Es gehörte unausweichlich zum Kampf dazu, dass GenossInnen verletzt wurden, starben oder in Gefangenschaft gerieten. Ich konnte es jedoch nicht einmal ertragen, wenn jemandem die Nase blutete. Allein der Gedanke an den Tod oder eine Verletzung der FreundInnen fiel mir schwer. Nicht wenige der FreundInnen sagten daher: »Du darfst nicht so emotional sein, noch ist uns ja gar nichts passiert! Es wird Momente geben, in denen wir neben den Leichnamen von GenossInnen weiter kämpfen müssen. Dann werden wir ihre Waffen übernehmen und weiter machen.«

Ich widersprach ihnen nicht. Auch diese Seite des Kampfes war unausweichlich. Eine Revolutionärin musste schließlich dazu bereit sein, einen hohen Preis zu zahlen. Dennoch waren es zwei unterschiedliche Sachen, zu allem bereit zu sein und Schmerz zu empfinden. War es möglich, große Freude über erzielte Erfolge zu verspüren, ohne tiefen Schmerz über Verluste zuzulassen? Wenn man liebt, sind große Emotionen unumgänglich. Liegt darin nicht der Sinn von Liebe und Verbundenheit? Wie können der Reichtum intensiver Gefühle von einer Emotionalität, die den Menschen blockiert, getrennt werden? Es gibt

intensive Gefühle, die uns kämpfen lassen und andere, die Erfolge verhindern. Die Natur des Klassenkampfes lässt sich nicht ändern. Alles und jeder befindet sich dabei im Krieg. Der Hass gegen den Klassenfeind erfordert sicherlich kein Blutbad. Im Kampf für eine freie Zukunft der Menschheit sind menschliche Verluste jedoch unvermeidlich.

Unter dem Eindruck der Geschehnisse hinterfragte ich mich selbst. Ich gelangte zu dem Schluss, dass es notwendig war, schwierige Situationen und Schmerzen aushalten zu können, ohne diese als normal zu betrachten. Welche Art von Schmerz macht uns stärker, welche schwächt uns und macht uns bewegungsunfähig? Das war der springende Punkt. An meiner Emotionalität änderte diese Einsicht dennoch nicht viel. Theoretische Antworten reichten eben nicht aus.

Unsere Arbeit wurde immer umfangreicher. Wir beschränkten uns nicht mehr auf die Jugend und intellektuelle Kreise. Durch unsere Aktionen gegen staatliche Institutionen entwickelte sich auch in breiteren Kreisen Sympathie mit dem nationalen Befreiungskampf. Wir dehnten unseren Arbeitsbereich auf weitere Stadtteile und einige Dörfer aus. Ständig fanden Versammlungen mit großer Beteiligung statt und neue Regionalkomitees wurden gegründet.

Vor allem in Yıldız Bağları gab es viele ArbeiterInnen, die mit uns sympathisierten und den Kontakt zu uns suchten. Wir organisierten Versammlungen in den Abendstunden, um sie besser kennen zu lernen. Dabei versuchten wir herauszufinden, ob hier die Grundlage gegeben war, Arbeiterkomitees zu bilden. Die Menschen aus Palu standen überwiegend unter dem Einfluss der MHP. Ein Großteil der Geschäftsleute bestand aus sunnitischen Zaza. Vor allem unter ihnen fand die MHP ihre Basis. In Yıldız Bağları arbeitete ich hauptsächlich mit Ali Gündüz zusammen. An den Versammlungen nahmen auch Frauen teil, daher war es besser, zu zweit zu arbeiten.

Metin der Taube engagierte sich vor allem in der Jugendarbeit. Hamili organisierte schwerpunktmäßig militärische Aktionen. Diese Arbeitsteilung wurde jedoch nicht strikt eingehalten. Alle waren in der Lage, jede Arbeit auszuführen. Mit Ali Gündüz fuhren wir manchmal auch in andere Bezirke wie Karakoçan und Hozat. Karakoçan gehörte früher zur Provinz Bingöl, später dann zu Elazığ.

Die Dörfer rund um Keban sympathisierten mit uns, dort hatten wir viele Kontakte. In Maden gab es nur einzelne SympathisantInnen, hier war es uns noch nicht gelungen, die Menschen zu organisieren. In Hozat waren einige Gruppen gegründet worden.

In Hozat übernachteten wir manchmal bei einer Familie. Die Schilderungen der Großmutter über den Genozid von Dersim berührten mich sehr. Sie weinte, als sie davon erzählte, wie 1938 zwei junge Frauen aus dem Dorf zu den Quellen von Hozat verschleppt und vergewaltigt worden waren: »Ich höre ihre Schreie immer noch. Sie hatten sich in der Vorratskammer eines Hauses versteckt. Es waren sehr hübsche junge Frauen. Die Soldaten drangen ins Haus ein und fanden sie. Sie griffen sie an wie Tiere.« Die alte Frau stockte und schien sich in der Vergangenheit zu verlieren. Dann berichtete sie weiter: »Sie wurden mehrfach vergewaltigt. Ihre Schreie sind unvergesslich.« Es war nicht schwer, Menschen, die wie sie den Genozid von Dersim miterlebt hatten, die Notwendigkeit unseres Kampfes in Kurdistan begreiflich zu machen.

In Hozat versuchte die Organisation *Dev-Genç* sich nunmehr unter dem Namen Dev-Sol[105] zu organisieren. Sie hatte jedoch nicht viel Einfluss. Auch TİKKO war hier tätig. Wir hatten Kontakte zu bestimmten Kreisen. In der Anfangszeit war Cahit unser Vertreter in Hozat. Er war Lehrer und sehr beliebt in seinem Umfeld. Wir organisierten mehrere Versammlungen und Diskussionen mit unserem Sympathisantenkreis. Die Töchter der Familie, bei der wir übernachteten, gehörten verschiedenen Fraktionen an. Die Söhne waren unsere Anhänger. Eine der Schwestern gehörte zur TİKKO, die andere zu Dev-Sol. Wir führten auch Diskussionen mit mehreren jungen Frauen, die unter dem Einfluss anderer linker Gruppen standen und der Revolution gegenüber aufgeschlossen waren. Hozat war ein kleiner Bezirk, in dem sich die Menschen schnell von den Entwicklungen beeinflussen ließen. Auch die Frauen waren sehr aktiv. In der näheren Vergangenheit hatte es hier mehrere Vorfälle gegeben, die

105 *Devrimci Sol* (deutsch: Revolutionäre Linke, kurz: *Dev-Sol*) war eine seit 1978 existierende, marxistisch-leninistische militante Organisation. Sie spaltete sich 1993 in die Nachfolgeorganisationen DHKP-C und THKP/C *Devrimci Sol* auf.

zu Aufruhr in der Bevölkerung geführt hatten. So hatten Soldaten eine junge Frau vergewaltigt, woraufhin es zu Straßenprotesten gekommen war. Die Menschen hatten sich verändert. Viele waren zum Arbeiten nach Europa oder in die türkischen Metropolen gegangen. Der soziale und politische Standard war eher fortschrittlich. Unsere Fahrt nach Hozat diente dem Zweck, die Möglichkeiten für die revolutionäre Arbeit zu untersuchen und vorzubereiten.

In Çemişgezek war die Bevölkerungsstruktur anders. Hier waren auch die Faschisten organisiert. Nach 1938 waren wie in Pertek türkische Familien angesiedelt worden. Die MHP profitierte davon. In Karakoçan hingegen überwogen kosmopolitische Strukturen. Mazlum und Delil Doğan stammten aus Karakoçan. Sie waren hier als Revolutionäre bekannt und hatten sogar Einfluss in der Internatsschule. Zu dieser Zeit wurden Aktionen gegen mehrere Spitzel in Karakoçan geplant. Kurz zuvor war ein Polizeiwagen beschossen worden, weshalb eine angespannte Atmosphäre herrschte. Ständig fanden Durchsuchungen und Ausweiskontrollen statt.

Da die Gefahr von Hausdurchsuchungen groß war, übernachteten wir ständig in anderen Wohnungen. Einmal gingen wir zu dem Lehrer Mazlum, der ein Sohn unseres Nachbarn aus Şavak in Dersim war. Ich wusste von damals, dass er Revolutionär war. Früher hatten wir nur begrenzten Kontakt zueinander. Jetzt waren wir GenossInnen, worüber ich mich freute. Beide Brüder hatten Frauen aus ihrem eigenen Stamm geheiratet. Die Frau von Mazlum sah älter aus als er, was mich erstaunte. Sie war eine stille, gesetzte Frau, die offensichtlich keine Ahnung von Politik hatte. Dennoch verhielt sie sich uns gegenüber sehr respektvoll und gastfreundlich.

Anschließend gingen wir zu einer Wohnung, in der sich viele FreundInnen aufhielten, darunter auch Rahime und Baki Kahraman. Ali Gündüz informierte sich über die Situation in Karakoçan und den Entwicklungsstand der FreundInnen. Ich hörte gespannt zu. Später wurden wir aus Sicherheitsgründen in ein Haus in der Nähe der Erziehungsanstalt gebracht. Es lag außerhalb der Stadt. Von hier aus war es einfacher zu verschwinden, sollte es zu einer unvorhergesehenen Situation kommen. Auf der Fahrt zeigten die FreundInnen

uns das leerstehende Haus von Mazlum Doğan und die Wohnung, in der Kesire sich eine Zeitlang aufgehalten hatte.

Das Haus, in dem wir übernachten sollten, gehörte der Familie von Gönül Tepe. Ich freute mich darauf, sie zu besuchen. Wir wurden ganz anders empfangen als im Haus ihres Onkels im Stadtzentrum. Ihre Mutter war sehr herzlich. Die älteste Tochter war eher ruhig, Gönül hingegen überaus lebhaft. Sie hatte noch weitere Geschwister. Die Familie war groß. Wir diskutierten über verschiedene Themen. Gönül stellte eine Frage nach der anderen und berichtete von der Lage in der Stadt und ihren Kontakten zu anderen jungen Frauen. Sie wollte die Stadt verlassen, um professionell zu arbeiten. Beharrlich wies sie darauf hin, dass die Polizei bereits auf sie aufmerksam geworden sei und es für sie gefährlich werden könne, in Karakoçan zu bleiben.

Daran war bereits gedacht worden. Es waren noch keine Ferien, jedoch würden sehr bald weitere FreundInnen benötigt werden, um die SchülerInnen und Studierenden zu organisieren. Als Frau konnte sie eher Zugang zu anderen Frauen finden. Ich zog Gönül ein wenig auf und sagte: »Du hast eine anarchistische Seele.« Gönül lachte darüber, es gefiel ihr. Auch ihre Schwester wollte sich uns anschließen. Die Mutter der beiden nahm unser Gespräch nicht besonders ernst, von Zeit zu Zeit änderte sich jedoch ihr Gesichtsausdruck, als ob sie sich insgeheim fragte: »Sind die gekommen, um meine Töchter zu holen?« Um sie zu beruhigen, betonte ich mehrmals: »Es ist nicht notwendig, dass alle ihre Familien verlassen. Ihr könnt euren Aufgaben auch von Zuhause aus nachkommen.«

Es gab sehr gutes Essen und unsere Unterhaltung dauerte bis spät in die Nacht. Noch im Bett redete ich weiter mit Gönül. Sie hatte eine sehr herzliche Persönlichkeit und oft eine führende Rolle bei Auseinandersetzungen mit den Faschisten in Bingöl gespielt. Sie besaß das Potential, sich weiter zu entwickeln, und die Fähigkeit, überall politisch zu arbeiten. Allerdings musste zuvor eine Vertreterin für ihre Tätigkeiten in Karakoçan gefunden werden, damit keine Lücke entstand. Ich sprach auch mit Cemil darüber und kam zu dem Schluss, dass Gönül reif genug war, um außerhalb ihrer Heimatstadt Karakoçan zu arbeiten.

Nach diesen Besuchen kehrte ich mit Ali Gündüz nach Elazığ zurück. Wir hatten in der Wohnung einige Schriften zurückgelassen, in denen auch Namen aufgeführt waren. Während der gesamten Fahrt hatte ich mich über meine eigene Unachtsamkeit geärgert. Es konnte jederzeit eine Durchsuchung stattfinden. Normalerweise hob ich keine schriftlichen Notizen auf. Das Unbehagen darüber ließ mich nicht los. Ali Gündüz war weniger beunruhigt. Als wir in den Bus stiegen, gab es keine Sitzplätze mehr. Ein junger Mann bot mir seinen Platz neben seiner Mutter an. Das war gut, denn nur kurze Zeit später wurde bei der Einfahrt nach Kovancılar eine Ausweiskontrolle durchgeführt. Ich verständigte mich mit Ali über Handzeichen. Wir vereinbarten, dass wir uns nicht kennen und die Frau neben mir meine Verwandte sei. Die Frau willigte ein, nachdem ihr aufgeweckter Sohn sich zu ihr gebeugt und ihr auf Kurdisch gesagt hatte: »Sie ist die Tochter deines Bruders und heißt Ayşe.« Die Frau nickte mit ihrem verschleierten Kopf. Wir saßen erst kurze Zeit nebeneinander und ich hatte mehrmals versucht, mich mit ihr zu unterhalten. Wir hatten jedoch Verständigungsprobleme, da sie *kurmanci* sprach und ich *zazaki.* Sie verstand nur wenig türkisch. Bereits vor der Ausweiskontrolle hatte sie vertraulich ihre Hand auf meine Schulter gelegt und mein Haar gestreichelt. Ihr Verhalten gefiel mir. Auch ihr Schleier war von Vorteil, da er aus Sicht der Jandarma ihre Glaubwürdigkeit erhöhte.

Der Bus wurde angehalten. Die Soldaten richteten ihre Waffen auf die Reisenden. Der befehlshabende Offizier sagte: »Alles aussteigen, Ausweiskontrolle. Die Sachen bleiben im Bus.«

Da wir die beiden einzigen Frauen waren, stiegen wir zuletzt aus. Der Offizier sagte: »Ach so, hier sind auch Frauen? Macht den Weg frei für die Damen!«

Die Frau legte erst ihre Hand auf meine Schulter, dann nahm sie meine Hand. »Sie ist meine Nichte«, sagte sie zu dem Offizier. Ich tat so, als suche ich meinen Ausweis in meiner Handtasche. »In Ordnung, das ist nicht notwendig. Sind Sie Beamtin?« fragte der Offizier. »Ja, ich bin Beamtin«, antwortete ich. Er musterte mich von Kopf bis Fuß. Meine Kleidung war ordentlich. Der Offizier bedankte sich und sagte: »Bitte entschuldigen Sie die Störung, meine Dame.«

Wir stiegen wieder in den Bus ein. Die anderen Reisenden wurden durchsucht. Der Offizier stieg ebenfalls ein und kontrollierte den Fahrgastraum. Die Frau wurde nervös. Ich versuchte sie zu beruhigen. Der Offizier zog ohnehin nur eine Show ab, um seine Wichtigkeit zu demonstrieren. Nach der Kontrolle fuhr der Bus weiter. Die Frau sprach Dankesgebete aus und freute sich, dass alles gut gegangen war. Der junge Mann sah mich lächelnd an. Er und Ali Gündüz waren ebenfalls erleichtert. Es war nicht gut, ohne Ausweis unterwegs zu sein. Früher wurden die Ausweise von Frauen überhaupt nicht kontrolliert, aber das hatte sich geändert. Ich hatte Glück gehabt. Künftig würde ich vorsichtiger sein müssen.

Wir verschwendeten damals wenig Gedanken an Vorsichtsmaßnahmen. Solange der Feind nicht direkt angriff, neigten wir zu Nachlässigkeit. Erst bei Kontrollen wie dieser oder in ähnlichen Situationen wurde uns unsere Unachtsamkeit bewusst. Ich musste mir dringend einen Ausweis besorgen. Wieder dachte ich an die Texte, die ich in der Wohnung zurück gelassen hatte. Solche Fehler durften einfach nicht passieren. Sobald wir die Wohnung erreicht hatten, vernichtete ich die Papiere.

wer ist dieser mann!?

Der Vorsitzende kam zu uns in die Kellerwohnung. Die Wohnung war feucht. In der kalten Jahreszeit war es kaum auszuhalten. Wir hatten einen kleinen Ofen, den wir im vorderen Zimmer am Eingang aufgestellt hatten. Da wir kein Holz hatten, war er meistens nutzlos. Manchmal verbrannten wir Holzkisten, die wir im Laden kauften. Dadurch wurde es jedoch nur vorübergehend etwas wärmer.

Alle Gegenstände in der Wohnung hatten wir aus Bingöl bekommen. Am wertvollsten waren die Gardinen. Zumindest von außen sollte die Wohnung gut aussehen. Wir besaßen nur das Nötigste. Im Zimmer am Eingang stand ein Einzelbett. Ein weiteres Bett war im Hinterzimmer. Die Bettwäsche hielten wir wie die gesamte Wohnung immer sauber. Manchmal wickelten wir ein Bügeleisen in ein Handtuch und legten es vor dem Schlafengehen ins Bett, um die Feuchtig-

keit vertreiben und die Laken anzuwärmen. Der Vorsitzende sagte: »Die Betten sind sauber, aber ein wenig feucht.«

In der Zeit, die der Vorsitzende bei uns verbrachte, war ich meistens den ganzen Tag unterwegs, um meiner Arbeit nachzukommen. Der Vorsitzende blieb alleine in der Wohnung zurück. Als ich eines Tages nach Hauses kam, putzte er die Wohnung. Er war sehr sorgfältig dabei. Wo er sich aufhielt, gab es keinen Schmutz und keine Unordnung. Morgens aß er Brot mit Zwiebeln.

Für ihn war nichts, was mit dem Leben zu tun hatte, gleichgültig. Alles war Teil seines Kampfes. Aus diesem Grund strahlte er eine Anziehungskraft aus, die alles veränderte. Während der Zeit, die er in Elazığ verbrachte, wechselte er mehrmals die Wohnung. Er sprach mit allen Menschen, auf die er traf, und weckte damit bei allen Interesse.

In seiner Anwesenheit rissen sich alle zusammen. Gab es sonst nichts zu tun, saßen wir in der Wohnung, um eine Zeitung oder ein Buch zu lesen. Es herrschte eine ernsthafte Atmosphäre. Eine Tages kam ein Freund namens Memo zu Besuch. Memo beteiligte sich an der revolutionären Arbeit in Elazığ. Er war ein Spaßvogel. Die ruhige Stimmung in der Wohnung war für ihn ungewohnt. Ein paar Mal versuchte er die Atmosphäre aufzulockern, aber niemand ging darauf ein. Schließlich setzte auch er sich hin und tat so, als ob er Zeitung lese. Das entging dem Vorsitzenden nicht. Von Zeit zu Zeit schaute er von seiner Zeitung auf und blickte prüfend in die Runde. Manchmal fragte er die Anwesenden nach ihrer Meinung zu wichtigen Meldungen.

Memo war kaum zur Schule gegangen und las nicht gern. Er war eher ein Aktivist. Die Zeitungen überflog er nur und stellte Fragen zu den abgebildeten Fotos. Offensichtlich war ihm langweilig, er blätterte desinteressiert die Zeitung in seiner Hand durch und merkte gar nicht, wie laut er dabei mit dem Papier raschelte. Plötzlich wies der Vorsitzende auf einen Artikel und fragte: »Was steht da?« Memo fühlte sich ertappt. Um eine Antwort kam er jedoch nicht herum. Ein wenig holperig wiederholte er die Überschrift. Mehr konnte er nicht dazu sagen. Der Vorsitzende sagte: »Lies die Zeitung richtig. Es reicht nicht, nur die Überschriften zu lesen.«

Für den Rest des Abends war Memo schweigsam und nachdenklich. Als er ging, meinte er ärgerlich zu mir an der Tür: »Wer ist dieser Mann? Er hat mich fertig gemacht. Wieso mischt er sich ein? Wer lesen will, liest, wer nicht lesen will, liest eben nicht.«

Trotz seiner beharrlichen Fragen sagte ich ihm nicht, dass es sich um den Vorsitzenden handelte. Das erzählten wir niemandem. Einige vermuteten es jedoch. Erst als der Vorsitzende Elazığ wieder verlassen hatte, erfuhr Memo, wer ihn zurecht gewiesen hatte. Wie ein kleines Kind stampfte er vor Wut mit den Füßen auf den Boden: »Warum habt ihr mir das nicht gesagt? Aber ab jetzt werde ich immer lesen und ich werde sogar gerne lesen!« Besonders viel las er auch weiterhin nicht, aber er versuchte zumindest sein Wort zu halten.

Cemil regte mich dazu an, den neu erstellten Programmentwurf zu lesen und die Geschichte kommunistischer Parteien zu recherchieren. Ich las Artikel über die Arbeiterpartei Vietnam, die Bolschewistische Partei und China. Dabei machte ich mir Notizen. Gemeinsam mit Meral schrieben wir sogar einen Text zu dem Thema, der allerdings etwas verschwommen war. Die Bewegung verwandelte sich immer mehr zu einer politischen Kraft. Sie benötigte Kader, die über vielfältiges Wissen verfügten und auf die aktuellen Entwicklungen reagieren konnten.

Die Art und Weise, wie der Vorsitzende Recherchen anstellte, war immer beispielhaft und galt als Besonderheit unserer Bewegung. Es ging darum, von linken Bewegungen anderer Länder zu lernen. Was macht eine Partei aus, wie arbeitet sie, wie muss sie unter den spezifischen Bedingungen Kurdistans ausgerichtet sein? Über solche Fragen diskutierten wir. Ali Gündüz, Hüseyin Topgüder, Metin der Taube und alle anderen FreundInnen, die sich an der revolutionären Arbeit beteiligten, mussten sich mit diesem Thema auseinander setzen.

Hüseyin Topgüder stammte aus Palu. Er war einer der führenden Kader der KUK[106] gewesen, bevor er zu uns gekommen war. Unser Verhältnis zur KUK war angespannt. Vor allem in Mardin gab

---

106 *Kürdistan Ulusal Kurtuluşçuları*, türkisch für: Nationale Befreier Kurdistans

es ernsthafte Probleme. Wir waren gezwungen, die Öffentlichkeit über den Klassencharakter solcher kleinbürgerlich-nationalistischer Gruppen aufzuklären. Dabei setzten wir in erster Linie auf den ideologischen Kampf, aber manchmal waren gewalttätige Auseinandersetzungen unvermeidlich. Der Feind versuchte uns über diese Gruppen zu schwächen. Mitglieder der KUK waren gruppenweise zu uns übergelaufen. Unsere eindeutige, wissenschaftlich fundierte Ideologie, die mit den vielen Facetten der Realität Kurdistans übereinstimmte, beeinflusste immer mehr Menschen. Jeder aufrichtige Mensch, der von der Notwendigkeit der Revolution überzeugt und sich der spezifischen Bedingungen in Kurdistan bewusst war, musste einfach Mitglied unserer Bewegung werden.

Die FreundInnen, die aus anderen Gruppen zu uns gekommen waren, brachten deren Eigenschaften und Angewohnheiten mit. Hüseyin machte einen schwerfälligen, ruhigen Eindruck, aber eigentlich redete er gerne. Er verfügte über einen hohen theoretischen Wissensstand und wusste, was es bedeutete, Mitglied einer Organisation zu sein. Dennoch war er deutlich von der KUK geprägt. Die Kurdistan-RevolutionärInnen waren ganz anders. Sie waren kämpferisch und beweglich. Auch ihr Sprachstil war anders. Unter ihnen gab es Verbundenheit, Achtung und Liebe. Hüseyin war für mich und die anderen nicht weniger wertvoll als andere GenossInnen. Ich verspürte auch zu ihm eine Nähe, die aus der gemeinsamen Arbeit resultierte. Dennoch verblieb eine Fremdheit zwischen uns. Haydar Eroğlu war lebhafter, spontaner und hitziger. Er ging auf das Atatürk-Gymnasium und organisierte unseren dortigen Sympathisantenkreis. Seine Rhetorik war gut und er konnte die Menschen beeinflussen.

Über FreundInnen aus Palu erreichten wir die Geschäftsleute im Stadtzentrum. Sie zu organisieren, gehörte eine Zeitlang zu unseren Hauptaufgaben. In manchen Läden konnten wir sogar Waffen verstecken und Aktionen vorbereiten. Es wurden ernste Aktionen gegen Spitzel und faschistische Kreise durchgeführt. Viele von ihnen sahen sich gezwungen, die Gegend zu verlassen. Unsere Bewegung war für ihre Praxis bekannt. War von revolutionärer Gewalt die

Rede, fielen den Leuten als erstes die Kurdistan-RevolutionärInnen ein. Wir wurden UKO oder »Nationale« genannt. Unsere Flugblätter trugen die Unterschrift »Kurdistan-RevolutionärInnen«, aber diese Bezeichnung benutzte fast niemand.

Ali Gündüz war theoretisch gebildet und hatte die Fähigkeit, Menschen zu organisieren. In der ersten Zeit kümmerte er sich vor allem um unsere AnhängerInnen an der Universität. Später wurde sein Arbeitsbereich ausgeweitet. Er war erfolgreicher als Metin der Taube. Auch Metins theoretischer Wissensstand war hoch, aber im Umgang mit Menschen war er wählerisch und launisch. Dabei spielte natürlich auch seine Taubheit eine Rolle. Oft verstand er nicht sofort, worüber geredet wurde und sein Gegenüber musste sich ständig wiederholen. Er hielt sich meistens in Kaffeehäusern auf. Die Kaffeehäuser in Elazığ und vor allem in Fevzi Çakmak hatten die Funktion von Vereinsräumen angenommen. Wir suchten in dieser Zeit auch die Vereine anderer Gruppen auf. Die dortigen Diskussionen verliefen für uns sehr effektiv. Daher wurde immer wieder versucht, unsere Politik als widersprüchlich darzustellen.

So wurde behauptet: »Die UKO lehnt einerseits demokratische Einrichtungen und die legale Arbeit ab. Auf der anderen Seite gehen sie ständig in die Vereine und gründen sogar selbst welche. Das ist inkonsequent.« Für die anderen Gruppen war die Vereinsarbeit ihr maßgebliches Kampfgebiet. Daher legten sie uns nahe, uns entweder ihrer Politik anzuschließen oder ihren Vereinen fern zu bleiben. Unsere Einstellung dazu war jedoch eindeutig: Der Feind hatte in Kurdistan jegliche Bedingungen für eine demokratische Arbeit zerstört. Von was für einer demokratischen Einrichtung konnte dann die Rede sein?

Als die Diskussionen zu dieser Frage aufkamen, sagten die FreundInnen: »Wir können in Kurdistan nicht mal einen Vogelschutzverein gründen. Für was stehen denn die Vereine, die ihr gegründet habt? Denkt mal darüber nach.« Es war Unsinn, dass die linken Gruppen ihre Vereine, die sie laut Satzung zur Förderung von Kultur oder für den Aufschwung gründeten, als Ausübung demokratischer Rechte betrachteten. Wir waren nicht dagegen, dass Vereine als Mittel zum Zweck genutzt wurden. Einige unserer Vereine wurden jedoch sofort

nach ihrer Gründung wieder verboten. Der Feind ließ nicht zu, dass wir demokratische Rechte ausübten. Die linken Gruppen wollten das nicht sehen. Wir gingen trotzdem in die bestehenden Vereine, um Diskussionen zu führen und über unsere Ideologie zu informieren.

gründungskongress

In unserer Arbeit und den Diskussionen beschäftigten wir uns weiter mit dem Thema Parteigründung. Cemil warf einen Blick auf unsere Notizen und sprach einige Punkte an. Es ging ihm vor allem um den demokratischen Zentralismus, seine Funktionsweise in klassischen kommunistischen Parteien und die Frage, wie diese Organisationsform bei uns gehandhabt werden sollte. Er war der Meinung, dass der Zentralismus einen höheren Stellenwert einnehmen müsste.

In der Diskussion machten wir uns bewusst, dass sich die Voraussetzungen für revolutionäre Organisationen in Kurdistan von denen an anderen Orten unterschieden und wir uns nach den speziellen Bedürfnissen hier ausrichten mussten. Cemil analysierte das Niveau, das unser Kampf erreicht hatte, und seine Auswirkungen auf die Gesellschaft. Er stellte verschiedene Fragen, die er selbst beantwortete. Mir war klar, dass die Diskussionen dazu dienten, uns vorzubereiten, aber um was es ging, wusste ich nicht. Ich konnte nur vermuten, dass es Veränderungen an unserer Organisationsform geben werde. Ich stellte keine Fragen. Die revolutionäre Konspirativität und Disziplin ließen keine Spekulationen zu.

Erst am letzten Tag sagte Cemil zu mir: »Mach dich bereit, wir fahren.« Hüseyin Topgüder begleitete uns. Ali Gündüz hatte sich mit einer anderen Gruppe auf den Weg gemacht. Es war Ende November und sehr kalt. Ich hatte nicht die richtige Bekleidung. Mit der Kleidung, die ich die ganze Zeit in Elazığ getragen hatte, wollte ich auch aus Sicherheitsgründen nicht losfahren. Es war angedeutet worden, dass wir einen langen Weg vor uns hatten. Ich ging zu Cemile. Sie war ja Lehrerin und verfügte über Ersatzkleidung. Ich bekam eine Jacke und Schuhe von ihr. Semra gab mir eine Hose und einen Pullover. Dann machten wir uns auf den Weg.

Der Bus legte die erste Pause in Maden ein. Die dortige Architektur war interessant. Der Ort lag an einem Felsabhang und die Häuser waren scheinbar übereinander gebaut worden. Am Fuß des Abhangs lag ein Flussbett. Von der Raststätte aus konnten wir ganz Maden überblicken. Es war ein kleiner Ort. Gegen Abend erreichten wir Amed. Wir gingen zu einem zuvor vereinbarten Treffpunkt, an dem sich Hüseyin von uns verabschiedete. Mit Cemil fuhr ich weiter zu einer Wohnung in Bağlar.

Ich wusste immer noch nicht, warum ich mit wem wohin fuhr. Ich stellte jedoch keine Fragen. Saime Aşkın öffnete uns die Tür. Der Vorsitzende war auch da. Wir gaben uns die Hand. Neben seinem Sitzplatz lagen einige Bücher: Die Geschichte der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands sowie von Lenin »Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück« und »Was tun?«. Ich nahm sie in die Hand und betrachtete sie.

Der Vorsitzende fragte: »Habt ihr recherchiert und euch intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt?« Er verwies auf verschiedene Punkte und fuhr fort, konzentriert zu lesen. Von Zeit zu Zeit stellte er Fragen und sprach einige Themen an. Seine Konzentration war jedoch auf etwas anderes gerichtet. Ich verhielt mich vorsichtig, um ihn nicht abzulenken, und versuchte, die Seiten des Buches in meiner Hand möglichst leise umzublättern.

Auch Saime las ein Buch. Sie hatte uns lediglich bei der Begrüßung willkommen geheißen. Darüber hinaus hatten wir noch nicht miteinander geredet. Aus einem Radio im Regal neben ihr ertönte leise Musik. Saime hatte Verbindungen zur TİKKO. Sie war an der Lehrerschule und verfügte über mehr theoretisches Wissen als wir alle. Zuletzt hatte ich sie in Dersim gesehen. Ich kannte sie nur oberflächlich. Für Frauen war es besonders wichtig, ideologisch gebildet zu sein, da Frauen mit einem politischen Bewusstsein besonderen Eindruck machten und Interesse weckten. Später ging sie nach Urfa, wo sie als Lehrerin arbeitete und gleichzeitig für die Organisation tätig war. Als Kemal Pir und die anderen in der Wohnung gefasst wurden, in der sie sich aufhielt, konnte sie dort nicht länger bleiben und wurde abgezogen.

Wo war wohl Kesire? Ich hatte vermutet, dass ich sie hier treffen werde. Das Essen wurde gebracht. Es gab zwei verschiedene Gerichte und frischen Salat. Cemil fragte scherzhaft: »Ist dieses Festmahl extra für uns?« Saime antwortete: »Nein, wir essen immer so. Hier gibt es in dieser Hinsicht keine Probleme.«

Cemil hatte auf unsere Weizengrütze- und Nudelgerichte angespielt. In Elazığ verfügten wir nur über eingeschränkte Möglichkeiten. Ein wenig lag es aber auch an unserer extremen Sparsamkeit. Wir wurden sogar als geizig bezeichnet.

Der Vorsitzende aß wie immer schnell. Er hatte eine eigene Art zu essen. Das hatte ich zum ersten Mal in Elazığ in einem Lokal beobachtet. Auch seine Art sich zu bewegen, war eigen. Er lief mit harten und kontrollierten Schritten. Während wir aßen, kam Kesire herein und sagte lediglich »Hallo«.

Ich hatte mich halb aufgerichtet, um ihr die Hand zu geben, aber sie ging an mir vorbei und setzte sich auf das Sofa. Leicht gekränkt sah ich sie an. Sie kam aus dem Bad und wollte nicht mit uns essen. Dann ging sie wieder in das andere Zimmer. Der Vorsitzende sagte: »Wir brechen sofort nach dem Essen auf.«

Wir würden also nicht hier bleiben. Ich fragte mich, ob wir die Wohnung aus Sicherheitsgründen wechselten. Es herrschte eine gedrückte Stimmung. Das hatte ich gespürt, als ich Saime gesehen hatte, und Kesires Verhalten hatte es mir bestätigt. Es lag nicht daran, dass der Vorsitzende anwesend und alle um Ruhe bemüht waren. Ich konnte nur beobachten und meine eigenen Schlüsse ziehen. Begreifen konnte ich nicht, was hier vor sich ging, und ich wollte lieber nicht weiter darüber nachdenken. Der Vorsitzende warf sogar während des Essens ab und zu einen Blick in seine Bücher. Er stellte Fragen und kommentierte verschiedene Themen. Er erledigte mehrere Dinge gleichzeitig. Dann klingelte es an der Tür. »Das Auto ist da«, hieß es. Der Vorsitzende stand unvermittelt auf und sagte: »Los, lasst uns gehen.«

Der Vorsitzende, Cemil, Kesire und ich stiegen in ein Taxi. Cemil saß vorne. Hinten hatten auf der rechten Seite der Vorsitzende, in der Mitte Kesire und links ich Platz genommen. Der Fahrer fuhr

sehr vorsichtig. An manchen Stellen löschte er die Innenbeleuchtung im Auto. Der Vorsitzende fragte von Zeit zu Zeit nach den Namen der Orte, an denen wir vorbeifuhren, aber Kesire sagte kein Wort.

Kesire und der Vorsitzende schienen zwei verschiedenen Welten anzugehören. Oder irrte ich mich in meiner Wahrnehmung? Warum sprachen sie nicht miteinander? Ich sagte mir, wahrscheinlich sei es notwendig, dass sie sich »formell« verhielten, und suchte nach weiteren Erklärungen für die merkwürdige Atmosphäre. Vielleicht hatten sie auch einfach zu viel zu tun. Ich spürte jedoch, dass zwischen den beiden etwas nicht stimmte. Natürlich sprach ich nicht darüber. Das wäre wie eine Sünde gewesen. Bereits der kurze Gedanke daran löste Unbehagen bei mir aus. Vielleicht bildete ich mir das alles auch nur ein. Kesire redete ohnehin nicht viel. Ich versuchte mir einzureden, dass ich mich irrte, aber es gelang mir nicht.

Wir erreichten schließlich das Dorf Fis im Kreis Lice. Es lag an einer Kreuzung zur Linken der Hauptstraße und hatte viele Gärten. Wir hielten vor einem Haus, das von außen recht groß aussah. Es machte den Eindruck eines wohlhabenden Wohnsitzes.

Die Umgebung wurde ein letztes Mal kontrolliert. Es war nichts zu sehen. Das Haus stand an einer abgelegenen Stelle. Die Dorfbevölkerung würde kaum bemerken, wer hier ein und aus ging. Außerdem war es dunkel, auch das war ein Vorteil. Gemeinsam betraten wir das Lehmhaus. Es hatte ein Wohnzimmer und zwei Schlafzimmer. Im Wohnzimmer brannte der Ofen. Es war warm im Haus. Die Eigentümer waren nicht anwesend. Sie übernachteten anderswo und brachten uns bloß das Essen. Der Vater der Familie war groß, hatte ergrautes Haar und lächelte alle an. Die Mutter war kleiner und mollig. Sie trug ein ordentlich gebundenes Kopftuch. Zwischendurch kamen auch ihre kleinen Kinder. Seyfettin, der ständig hinein und hinaus lief, schickte sie jedoch sofort wieder weg und schärfte ihnen ein, die Gäste nicht zu belästigen. Es waren bereits weitere Freunde anwesend, die vor uns eingetroffen waren.

Wir schüttelten uns die Hände. Immer mehr Freunde kamen dazu. Es war aufregend. Alle bekannten Kader waren hier, sozusagen das Gehirn der Bewegung. Ich freute mich und dachte: »Anscheinend

wird eine wichtige Versammlung stattfinden, ansonsten wären nicht so viele Leute zusammen gekommen.«

Die meisten der Anwesenden kannte ich oder hatte sie zumindest schon einmal gesehen: Mehmet Hayri Durmuş, Mazlum Doğan, Duran Kalkan, Ali Haydar Kaytan, Baki Karer, Resul Altınok, Şahin Dönmez, Ali Gündüz und einige weitere Bekannte. Andere kannte ich nicht. Karasungur war nicht da. Ich fragte nach dem Grund. Resul meinte: »Aus Sicherheitsgründen. Er ist nicht gekommen, um Aufsehen zu vermeiden.«

Einige der Freunde trafen erst gegen Mitternacht ein. Alle waren müde von der Fahrt. Die Versammlung sollte am kommenden Morgen beginnen. Wir wurden angewiesen, das Haus möglichst nicht zu verlassen. Die Freunde gingen nur in der Dunkelheit hinaus. Kesire und ich sollten uns auf keinen Fall im Dorf blicken lassen, weshalb wir das Haus überhaupt nicht verließen. Es wurde immer später und wir mussten wenigstens ein paar Stunden Schlaf finden. Kesire und ich schliefen in einem der Zimmer. Die Wärme des Ofens im Wohnzimmer reichte bis hierhin und direkt nebenan lag der Stall, der ebenfalls Wärme ausstrahlte. Im anderen Zimmer war es eiskalt, der Boden war aus Beton. Die Freunde verteilten sich auf Wohnzimmer und das andere Schlafzimmer. Resul meinte: »Dieser Raum ist nur für euch beide zu groß. Lasst doch wenigstens den Genossen Abdullah auch hier schlafen.«

Kesire antwortete in herablassendem Tonfall: »Nein, hier schläft niemand außer uns.«

Ich war überrascht. Warum sollte der Vorsitzende nicht hier übernachten, das Zimmer war wirklich zu groß für zwei Personen. Ich fragte mich, warum Kesire so ablehnend reagierte. Vielleicht richtete sich ihre Reaktion auch gegen Resul. Sie hatte sehr gleichgültig geklungen. Schließlich gab ich ihr jedoch Recht. So war es besser, auch für die Familie, die hier wohnte. Ich musste trotzdem an Amed und die Fahrt denken. Kesire wirkte wütend und gekränkt. Schon früher hatte sie wenig geredet, aber so extrem wie jetzt war es damals nicht gewesen. Ihr Gesichtsausdruck war angespannt. Wir teilten uns eine Matratze. Kesire meinte: »So ist es wärmer.« Dann betonte sie erneut, dass es besser sei, nur zu zweit im Raum zu sein.

Iorgens begann der offizielle Gründungskongress. An den Wän- ı standen Holzbänke. Die Freunde, die auf den Bänken keinen tz mehr gefunden hatten, saßen auf dem Boden. Vor Hayri und n Vorsitzenden stand ein kleiner Tisch, auf dem der Programment- rf mit der Überschrift »Den richtigen Weg begreifen«, den wir alle eits gelesen hatten, und einige andere Papiere lagen. Außerdem ıd ein Aufnahmegerät auf dem Tisch. Alle Wortbeiträge sollten genommen werden. Später wurde jedoch entschieden, aus Sicher- tsgründen nicht alles aufzuzeichnen. Es wurde auch nicht alles mit- chrieben, darauf wurde geachtet. Der Vorsitzende sagte, ein ande- Genosse solle die Gesprächsführung übernehmen. Er schlug Hayri . Nachdem dieser Vorschlag angenommen worden war, begann der :ündungskongress unter der Leitung von Hayri.

)er Vorsitzende meldete sich als Erster zu Wort und hielt die ıleitungsrede. Zunächst verwies er auf die historische Bedeutung l Notwendigkeit der Versammlung. Dann erzählte er von den Be- gungen, unter denen der nationale Befreiungskampf entstanden :. Er sprach von der ideologischen Avantgarde, der Struktur der ganisation, den Grundlagen und dem Entwicklungsstand unseres mpfes, der Situation der Kader, der Position des Feindes und sei- ı Angriffen. Mit klarer Stimme und in einer verständlichen Spra- : redete er über die weltweite politische Lage und die verschie- ıen Systeme. Manchmal stockte er und von Zeit zu Zeit hob er ıen Blick zur Decke, wo er einen Punkt mit den Augen fixierte.

Iit dem Zeigefinger schob er immer wieder seine Brille zurecht. ıon in Elazığ war mir aufgefallen, dass er unter einer Nebenhöhlen- zündung litt. Er musste häufig niesen und hatte Kopfschmerzen. s kalte Wetter schien seinen Gesundheitszustand zu verschlechtern. wir uns auf einer offiziellen Versammlung befanden, wurde darauf ıchtet, alles zu vermeiden, was die Konzentration stören konnte. her putzte er sich auch nicht die Nase, wie er es sonst zu tun pflegte.

:s herrschte eine sehr ernste Atmosphäre, die durch die Analyse des rsitzenden noch verstärkt wurde. Bereits bei früheren Versamm- ıgen während seiner Rundreise durch Kurdistan hatte er über die litischen Entwicklungen gesprochen. Jetzt jedoch waren seine Aus-

führungen noch viel umfassender und tiefgreifender. Wieder einmal eröffneten sich mir neue Horizonte, während ich ihm zuhörte. Seine Worte motivierten uns, Teil der neuen Organisationsform zu werden, die dafür notwendigen Aufgaben zu erfüllen und der Verantwortung gerecht zu werden. Unter den in Kurdistan herrschenden Bedingungen mussten wir eine leninistische Organisation aufbauen. Der Vorsitzende hörte auch allen anderen Wortbeiträgen aufmerksam zu.

Später las Hayri den Programmentwurf und die Satzung vor. Es wurden kleine Änderungen vorgeschlagen. Vor allem Mazlum verfolgte dieses Thema aufmerksam. Nachdem Programm und Satzung angenommen worden waren, legten wir eine Pause ein. Die Versammlung hatte nicht mit einer Gedenkminute begonnen. Es war einfach vergessen worden. Einige der Freunde kritisierten das. Nach der Pause ging die Versammlung weiter. Wir durften keine Zeit verschwenden, denn es war riskant, dass sich so viele GenossInnen am gleichen Ort aufhielten. Die Tagesordnungspunkte wurden schnell nacheinander abgehandelt. Hayri erklärte, dass einige der Freunde nicht hatten kommen können. Er nannte Kemal Pir und Mehmet Karasungur. Da Kemal Pir im Gefängnis war, wurde er zum Ehrendelegierten ernannt.

Am meisten interessierten mich die Berichte aus den anderen Gebieten. Sie wurden mündlich von den jeweiligen Vertretern vorgetragen und von den anderen Freunden aus dem Gebiet ergänzt. Dann wurden sie von den Delegierten bewertet und teilweise kritisiert. Şahin meldete sich bei fast jedem Tagesordnungspunkt zu Wort und machte lange Ausführungen, die sich teilweise wiederholten. Er sprach noch mehr als der Vorsitzende. Die anderen Anwesenden reagierten bereits genervt, wenn er sich meldete. In einigen Berichten wurde von der Arbeitsweise gesprochen. Daraufhin teilte ich meine Meinung zu unserer Arbeit in Elazığ mit und verwies auf die Schwächen bei der Arbeit mit Frauen. Ich betonte, dass die Freunde sich nicht einmal bemühten, ihre Ehefrauen und Schwestern in die revolutionäre Arbeit einzubeziehen, sondern immer darauf warteten, dass eine Genossin komme und die Frauen organisiere. Vor allem bei den führenden Kadern war das ebenso erstaunlich wie verkehrt.

Resul lachte über meine Worte. Ich verstand den Grund dafür nicht. Entweder gefiel ihm meine Kritik oder er machte sich über mich lustig. Ich war verunsichert. Hatte ich etwas Falsches gesagt? Ich hatte mich auf diesen Redebeitrag nicht vorbereitet. Eigentlich wartete ich die ganze Zeit darauf, dass Kesire sich zu Wort meldete. Sie hatte mehr Erfahrung und Bewusstsein als ich. Sie hätte vor mir sprechen müssen, aber sie schwieg. Aus Respekt vor ihr hatte auch ich zunächst geschwiegen, während die einzelnen Tagesordnungspunkte abgehandelt wurden. Ihr Verhalten entmutigte mich.

Die meisten der anwesenden Freunde waren führende Kader, die die Inhalte der Diskussion beherrschten. Ich konnte mich nicht mit ihnen messen und sagte mir: ›Diese Freunde tragen eine große Verantwortung, sie wissen, wovon sie sprechen und ihre Bewertungen sind dementsprechend umfassend und vielschichtig. Ich kann ja gar nichts Wesentliches beitragen, deshalb muss ich auch nichts sagen.‹ Aber die Inhalte der Diskussion gingen schließlich uns alle etwas an, daher entschloss ich mich doch, mich zu Wort melden. Sollte Resul doch lachen und sich über mich lustig machen, davon wollte ich mich nicht aufhalten lassen.

Ich hatte mich auf dem Weg erkältet. Mein Kopf pochte und es rauschte in meinen Ohren. Ich konnte kaum meine Gedanken ordnen und den Redebeiträgen aufmerksam folgen. Die Intensität der Versammlung erforderte höchste Konzentration.

Zu fortgeschrittener Stunde fiel der Blick des Vorsitzenden plötzlich auf Resul Altınok, der auf seinem Platz eingenickt war und sogar leise schnarchte. Er sah ihn so scharf an, dass wir alle seinem Blick folgten. Es war ein unmögliches Verhalten. Der Vorsitzende unterbrach seine Rede und sagte: »Es wird über immens wichtige Themen diskutiert und du schläfst hier wie ein Penner. Das geht nicht. Komm zu dir und benimm dich der Ernsthaftigkeit der Situation entsprechend!«

Nie zuvor hatte ich den Vorsitzenden so wütend gesehen. Es ging nicht nur darum, dass jemand eingenickt war, sondern um die Haltung, die darin zum Ausdruck kam. Dennoch wünschte ich mir, der Vorsitzende hätte nicht das Wort »Penner« benutzt. Es war sehr schnell ge-

gangen und jetzt herrschte für einen kurzen Moment Stille. Bevor der Vorsitzende weitersprach, meldete Mazlum sich zu Wort. Alle sahen ihn überrascht an. Mazlum sagte: »Es ist wichtig, mit der notwendigen Ernsthaftigkeit und einem entsprechenden Verantwortungsbewusstsein an dieser Versammlung teilzunehmen. Daher ist die Verwarnung gerechtfertigt. Ich kritisiere jedoch den Genossen Abdullah für seine Wortwahl. Bestimmte Wörter sollten besser nicht verwendet werden.«

Auch das war erstaunlich. Mazlum verhielt sich verantwortlich und äußerte seine Kritik respektvoll, dennoch fühlte ich mich merkwürdig. Es war mir irgendwie unangenehm. Er hatte zwar Recht, aber er hatte den Vorsitzenden kritisiert! Später in Elazığ sprach ich lange mit Cemil darüber. Es entsprach Mazlums Charakter, im Rahmen seiner revolutionären Verantwortung auf genossenschaftliche Weise Kritik auszusprechen, gleichgültig wo er sich befand und um wen es dabei ging. Gerade dieser Wesenszug machte seine feste Bindung zum Vorsitzenden aus. Die beiden ergänzten sich auf diese Weise.

Der Vorsitzende hörte Mazlum aufmerksam zu und sagte ruhig: »In Ordnung, die Kritik ist gerechtfertigt, ich werde darauf achten.« Dann wandte er sich wieder dem eigentlichen Thema zu.

Ich hatte in Elazığ einige meiner Gedanken zu den Erfahrungen aus anderen Befreiungskämpfen aufgeschrieben. Sowohl in Vietnam als auch in Bulgarien hatte es Taueneinheiten gegeben. Mit Meral hatte ich viel über die Frauenbewegung diskutiert und sogar einen Text mit der Überschrift »Der Platz und die Bedeutung von Frauen im nationalen Befreiungskampf« geschrieben.

Merals häufig harte Kritik am patriarchalen Verhalten der Freunde im Alltagsleben war in gewisser Weise positiv und gerechtfertigt, aber nicht immer realistisch. Sie selbst verhielt sich manchmal dem eigenen Geschlecht gegenüber sektiererisch. Wir hatten uns in Elazığ ein breites Umfeld aufgebaut und hatten direkten Kontakt zu über hundert Frauen. Viele weitere Frauen waren von unserem Kampf beeindruckt. Die Frauen in Elazığ zeichneten sich im Allgemeinen durch ihre Streitbarkeit und Aufsässigkeit aus.

Wir sagten uns, dass wir diese Frauen leicht mobilisieren konnten. Meral hatte jedoch halb im Scherz unter unseren Entwurf zum Auf-

bau von Fraueneinheiten »Nieder mit dem männlichen Imperialismus« geschrieben. Als Cemil das las, war er überrascht. Jetzt verstand er besser, worum es uns ging, wenn er sagte: »Wir sind müde, macht doch mal einen Tee« und wir mit den Worten reagierten: »Mach den Tee doch selbst.« Unsere Reaktionen waren teilweise extrem. Wir waren noch auf der Suche nach dem richtigen Standpunkt. In meinen Notizen war ich auch auf den Aufbau von Propaganda- und Aktionseinheiten eingegangen. Jetzt lief die Diskussion auf der Versammlung weiter, aber ich sah mich nicht in der Lage, mich zu Wort zu melden und meine Meinung dazu zu sagen. In der Pause ging ich in das andere Zimmer, rief Kesire zu mir und reichte ihr meinen Notizzettel: »Das ist ein Entwurf, den ich in Elazığ geschrieben habe. Es sind auch Vorschläge enthalten. Ich konnte die ganze Zeit nichts dazu sagen. Schau doch mal, wenn du es passend findest, werde ich das erläutern.«

Sie las den Text und meinte: »Deine Gedanken sind gut, aber ist es dafür nicht noch zu früh? Haben wir genug Kraft, um solche Einheiten aufzubauen?« - »Die haben wir. Das wird sich entwickeln. Zumindest in Dersim, Elazığ und Bingöl, wo sich viele Frauen beteiligen, ist es möglich. Wahrscheinlich auch in Amed.« antwortete ich.

Als die Versammlung weiterging, war ich immer noch unentschlossen. Kesires Frage, ob es dafür nicht zu früh sei, ging mir nicht aus dem Kopf. Ich hatte einfach nicht genug Mut, mich zu melden. Kesire hatte jedoch auch gesagt, dass der Gedanke gut sei. Ich wünschte mir, sie würde selbst sprechen. Aber nein, ihre Lippen blieben fest verschlossen. Sie sagte zu keinem einzigen Thema etwas. Manchmal redete sie mit Mazlum oder Duran und vor allem mit Baki Karer, aber insgesamt sprach sie sehr, sehr wenig.

Şahin hingegen redete ständig, als ob es darum gehe, eine Gelegenheit nicht zu verpassen. Leise sagte ich zu Kesire, die neben mir saß: »Er redet so viel, müsste man ihn nicht stoppen?« Auch unter den Freunden war manchmal ein Murren zu hören. Niemand sagte es laut, aber alle dachten: »Es reicht, wir wollen dir nicht mehr zuhören.« Es war allen unangenehm, dass Şahin sich zu jedem Thema ausließ und dabei die Ausführungen des Vorsitzenden in eigenen Worten wiederholte. Der Vorsitzende reagierte jedoch anders als der

Rest. In aller Ruhe hörte er Şahin an. Ich versuchte zu begreifen, was hinter diesem ehrgeizigen Verhalten steckte. Eigentlich war es klar: Was ihn vorantrieb, war einfach nur Karrierismus.

Schließlich stand die Wahl des Zentralkomitees an. Der Vorsitzende wurde einstimmig zum Generalsekretär gewählt. Anschließend wurden Freunde für das Komitee vorgeschlagen. Die meisten lehnten aus Bescheidenheit ab, nicht jedoch ohne hinzuzufügen, dass sie »die Vorschläge und Beschlüsse der Freunde respektieren« würden.

Der Vorsitzende fragte: »Genosse Hüseyin Topgüder, was meinst du, kannst du das?« Hüseyin antwortete leicht verlegen: »Nein, ich bin neu bei dieser Bewegung, die anderen Freunde sollten vorgeschlagen werden.«

Cemil sagte, er habe die Mitgliedschaft im Zentralkomitee nicht verdient, da er für die Geschehnisse in Antep verantwortlich sei. Bescheidenheit war ja an sich eine gute Sache, aber jetzt wurde übertrieben. Niemand von den führenden Kadern betrachtete sich selbst als würdig für diese Aufgabe. Alle wollten anderen den Vortritt lassen. Dadurch entstand eine gedrückte Atmosphäre und kurzzeitig herrschte Schweigen. Letztendlich wurde Şahin vorgeschlagen und Karasungur war ja ohnehin nicht anwesend. Somit wurden diese beiden in die Exekutive gewählt. Es wurde vorgeschlagen, die Anzahl der Mitglieder noch zu vergrößern. Dieser Vorschlag wurde auf die erste Sitzung des Zentralkomitees vertagt.

Es wurde auch über den Namen der Partei diskutiert. Von mehreren Vorschlägen wurde schließlich PKK (*Partiya Karkerên Kurdistan*[107]) angenommen. Jetzt hatten wir also endlich einen Namen, worüber wir uns sehr freuten. Die Freude und Aufregung darüber sorgte für Bewegung auf der Versammlung. Es wurde auch noch kurz über die Fahne der Partei und ähnliches diskutiert und beschlossen, mit einer Deklaration die Parteigründung zu erklären.

Die Versammlung dauerte zwei Tage. Danach fuhren alle Teilnehmenden gruppenweise ab. Ich fuhr mit dem Vorsitzenden, Cemil und Kesire zurück. Wir gingen wieder zu der gleichen Wohnung,

---

107 Kurdisch für: Arbeiterpartei Kurdistan

in der wir diesmal übernachteten. Der Vorsitzende zog sich mit Cemil in ein Zimmer zurück. Alle waren müde und wir sprachen nicht viel. Şenay war auch da. Ich hatte sie zuletzt in Ankara gesehen. Wir unterhielten uns ein bisschen. Sie sah mitgenommen aus. Offenbar hatte sie eine schwierige Zeit durchgemacht. Um ihre wirkliche Arbeit zu verschleiern, hatte sie İsmet aus Bingöl geheiratet. Die Ehe bestand zunächst nur auf dem Papier. Mit der Zeit hatte sie jedoch eine Form angenommen, die für beide schwierig war. Der Freund hatte deshalb die Bewegung verlassen. Die Ehe war nur eine Formalität gewesen, die die Arbeit erleichtern sollte und vielleicht auch nützlich war, um Şenay, die ja aus Jugoslawien kam, den Aufenthalt in der Türkei zu ermöglichen. Daraus war jedoch eine Beziehung entstanden, auf die beide nicht vorbereitet gewesen waren und die eine negative Entwicklung angenommen hatte. Die Beziehung basierte nicht auf Liebe und einer freiwilligen Einheit. Beide Seiten hatten letztendlich nicht die Stärke gehabt, sie richtig zu nutzen.

Kesire saß still und in Gedanken versunken auf dem Sofa. Auf dem Boden lagen Matten. Şenay, Saime und ich legten uns hin. Schließlich kam auch Kesire dazu. Sie verschränkte die Arme unter dem Kopf und wirkte weiter nachdenklich. Ich fragte: »Warum schläfst du nicht?« Sie antwortete: »Ich bin nicht müde.« Hätte es sich um jemand anderes gehandelt, wäre ich wahrscheinlich einfach darüber hinweg gegangen. Da es sich bei Kesire jedoch um die enge Freundin des Vorsitzenden handelte, machte mich ihr Gemütszustand betroffen.

Am nächsten Tag fuhr ich mit Cemil weiter nach Elazığ. Dieses Mal verlief unsere Fahrt lebhafter. Ich erzählte Cemil, was ich über Şahins Verhalten dachte und worüber ich auf der Versammlung nachgedacht hatte, ohne es laut auszusprechen. Dann fügte ich noch meine Eindrücke von Şahin aus İzmir und Bingöl und die Erlebnisse meines Bruders Haydar mit ihm hinzu. Auch Cemil bezeichnete Şahins Verhalten als karrieristisch. Als ich von dem Vorfall mit meinem Bruder auf der Polizeiwache erzählte, meinte er: »Tatsächlich?« und schwieg anschließend einige Minuten. Dann sagte ich: »Ich fand auch deine Haltung nicht richtig. Keiner von euch wollte für das

Zentralkomitee vorgeschlagen werden, alle haben sich zurückgehalten.« Außerdem wollte ich von ihm genauer wissen, was in Antep vorgefallen war.

Cemil berichtete: »Eigentlich hatte es nicht direkt mit mir zu tun. Ich hatte jedoch die Verantwortung für das Gebiet. Die beiden Personen, die ihre Finger bei der Ermordung von Haki mit im Spiel hatten, haben später bewusst Gerüchte gestreut, dass es zwei Strömungen gebe: die, die hinter dem Vorsitzenden stehen und die, die Anhänger von Haki seien. Viele aufrichtige FreundInnen wurden in diese Geschichten einbezogen. Es ist noch einiges mehr passiert. Die Situation konnte innerhalb kurzer Zeit aufgeklärt werden, aber es ist viel dadurch zerstört worden. Letztendlich sind diese beiden Personen bestraft worden und viele, die vorher unter ihrem Einfluss standen, haben sich uns angeschlossen. Antep ist ein Gebiet, in dem wir sehr erfolgreich sein könnten. Haki hatte dort einen sehr großen Einfluss, er wurde nicht ohne Grund als Angriffsziel auserkoren. Auch sein Tod hat die Entwicklungen vorangetrieben. All das hätte verhindert werden können, wenn rechtzeitig die notwendigen Maßnahmen getroffen worden wären. Jedes Mitglied muss solche Probleme beherrschen können, sonst kann die Organisation durch ein paar Verbrecher wie diese beiden zerstört werden. So etwas kann jederzeit wieder passieren. Es gibt immer noch einige Leute, die unter ihrem Einfluss stehen. Vielleicht versuchen sie es auch in Dersim oder Elazığ. Es gibt Typen, die sich leicht beeinflussen lassen.« sagte Cemil.

Während ich Cemil zuhörte, musste ich daran denken, was Ayten bei Zeki in Bingöl gesagt hatte. In Dersim herrschte zu jener Zeit ein großes Durcheinander. Viele Menschen waren davon betroffen, auch Ayten und Resul. Ayten hatte gesagt: »Es gibt nur den Vorsitzenden und in Dersim Ali Haydar Kaytan, denen man vertrauen kann.« Sie druckste herum und wollte nicht mit der Sprache herausrücken.

»Was meinst du, rede doch offen, was ist los? Ist das die offizielle Meinung der Freunde, woher kommt das alles? Ich mag Resul auch nicht besonders, aber er ist in diesem Gebiet der Verantwortliche der Partei. Sollte irgendetwas gegen ihn vorliegen, würde die Bewe-

gung doch intervenieren. Wenn es irgendetwas gibt, das ich wissen sollte, dann sag es jetzt.« brachte ich ärgerlich hervor. Ayten wusste genau, dass über interne Angelegenheiten der Organisation nur mit Personen geredet wurde, die es direkt etwas anging. Wenn sie etwas wusste oder alle anderen etwas wussten, dann konnte sie es auch mir erzählen. Sie sprach in abgehackten Sätzen: »Vielleicht fährt Sevim Kaya nach Ankara, um mit Hamili zu sprechen. Du weißt ja, er ist im Gefängnis. Sie wird ihm von der Situation berichten und seine Haltung dazu in Erfahrung bringen. Türkan ist zu Ali Gündüz ins Gefängnis in Dersim gegangen. Es geht darum, die Meinung dieser Freunde zu bestimmten Punkten zu erfahren. Auf diese Weise wollen sie eigenmächtig die Organisation von Agenten und Verdächtigen reinigen. Sie suchen noch Hilfe. Es ist idiotisch! Niemand ist sich bewusst, wie gefährlich das ist. Und noch schlimmer ist, dass sie sich unwissentlich benutzen lassen. Sie stellen einen Zusammenhang zwischen vielen verschiedenen Vorkommnissen her, ob richtig oder falsch, und stellen Bewertungen über Individuen und Vorfälle an. Ihnen sind irgendwelche Sachen in den Kopf gesetzt worden, die sie einfach weiter geben. Cemile steht auch unter Verdacht. Es heißt, sie habe etwas mit der Festnahme von Ali Haydar zu tun gehabt. Sie soll sogar gesehen worden sein, als sie zur Polizeiwache gegangen ist. Um die Ermordung von Haki werden auch Mythen gesponnen. Jetzt behaupten sie, sie wollten nachforschen, inwieweit das Gerücht stimme, dass es nicht Sterka Sor, sondern eine interne Abrechnung war. Ich erzähle dir das alles, weil ich dir vertraue. Niemand weiß, dass ich es dir gesagt habe. Das soll alles im engsten Kreis bleiben.« Sie gab jede Menge Unsinn dieser Art von sich.

Ich entgegnete ihr: »Ich verstehe gar nichts von dem, was du erzählst. Wenn es nach dir geht, sind alle in der Bewegung Verräter. Das sind sehr ernste Aussagen, die du machst, falls das nicht alles bloß ein Witz ist, mir kommt jedenfalls nichts davon glaubhaft vor. Ich bin an die offiziellen Gedanken und Analysen der Bewegung gebunden, daran halte ich mich. Was du erzählst, ist sehr merkwürdig.«

Ayten schien zu bereuen, dass sie mir davon erzählt hatte. Sicherlich hatten sie ihr in Dersim eingeschärft, den Mund zu halten.

Aytens Vater wurde immer als schlechter Mensch bezeichnet. Das stimmte auch. Das soziale Umfeld der Familie war merkwürdig. Aber was sollte das, es ging ja nicht um ihre Familie. Sie hatte jedoch sehr ernste Themen angesprochen. Waren das ihre eigenen Gedanken?

Als ich später nach Dersim fuhr, erzählte ich Ali Haydar Kaytan davon. Wir trafen uns zufällig. Mich hatte sehr erstaunt, was ich bei Kıymet und meiner Cousine Fadime Yıldırım gesehen hatte und wie sich viele weitere FreundInnen verhielten. Einige von ihnen hatten sich eine Zeitlang in Kıymets Wohnung aufgehalten, da sie von der Polizei gesucht wurden, weil sie eine Faschistin verprügelt hatten. Kıymets Lebensweise hatte sie negativ beeinflusst. Sie begannen, sich über Dinge lustig zu machen, die für uns von großer Bedeutung waren. Kıymets Ehe betrachteten sie als vorbildlich, revolutionär und einzigartig.

Was war geschehen, was war so vorbildlich? Dass sie die traditionelle Männerrolle übernommen hatte? Ich war eines Tages dabei gewesen, als sie zu ihrem Mann sagte: »Zülfo, steh auf, mach mal schnell einen Tee. Warum weint das Kind, wechsele doch mal die Windeln.« Betrachtete sie diesen Befehlston als Frauenbefreiung oder als revolutionär? Oh weh, unsere jungen Frauen schienen den Verstand verloren zu haben. Zu Fadime sagte ich: »Was ist los mit euch, ihr habt euch so verändert.« Sie entgegnete lediglich: »Das stimmt.«

All diese neuen Entwicklungen musste ich den FreundInnen übermitteln. Aus diesem Grund hatte ich Ali Haydar sehen wollen. Die Gelegenheit ergab sich, als ein Freund mich aufforderte, gemeinsam mit anderen zu einer Hochzeit in ein Dorf zu fahren. Auf halbem Weg hielt der Wagen an. Hier sah ich Ali Haydar zum ersten Mal. Er fragte mich: »Wolltest du auch zur Hochzeit?« Ich bejahte und fügte hinzu, dass ich ihn gesucht habe und mit ihm sprechen wolle. Er schien es eilig zu haben und wirkte nervös und ungeduldig. »Ich bin wegen ein paar Sachen gekommen, die ich erledigen muss. Jetzt fahren wir zurück, komm du auch mit. Hier geht etwas vor sich.« sagte er. Ich ging darauf ein und berichtete ihm, was Ayten mir in Bingöl erzählt hatte und wie Fadime und die anderen sich verhalten hatten. Er sagte: »In Ordnung, wir reden später ausführlich darüber.«

Wir fuhren zu der Wohnung von Erol Değirmenci. Es war der Jahrestag der Ermordung von Haki. Aus diesem Anlass waren Flugblätter erstellt worden, die breit verteilt werden sollten. Wir wollten Haki auf würdige Weise gedenken, auch um der Antipropaganda des Feindes, die über verschiedene Wege verbreitet wurde, etwas entgegen zu setzen. Gemeinsam mit Kazım Kulu und Gülistan wurde ich mit der Verteilung der Flugblätter beauftragt. Wir klapperten mehrere Dörfer ab und fuhren von Milli bis nach Güleç. In dieser Zeit wurde eine Versammlung abgehalten, auf der die Vorfälle in Dersim schließlich aufgeklärt wurden.

Der Versuch, eine ähnliche Provokation wie in Antep auch in Dersim anzuzetteln, konnte somit verhindert werden, bevor allzu großer Schaden entstanden war. Es wurde deutlich, dass der Feind auf verschiedene Weise angreift, sobald er eine Schwachstelle bei uns gefunden hat. Daher war der Klassenkampf innerhalb der Organisation umso wichtiger. Die Leute hatten fast alle Kader der Bewegung als Verräter verdächtigt, sich selbst als die einzigen Retter angesehen und sich benutzen lassen. Die Bewegung war dadurch gezwungen, ihre eigenen Mitglieder unter die Lupe zu nehmen, ihre Schwächen zu erkennen und entsprechende Maßnahmen zu treffen. Manche Dinge musste man einfach erleben, um sie begreifen zu können.

Als Cemil von der Situation in Antep erzählte, versuchte ich den Zusammenhang mit den Vorfällen, die gerade in Dersim stattgefunden hatten, herzustellen. Die notwendigen Maßnahmen zu treffen, bedeutete eben nicht nur, den Prinzipien der Organisation verbunden zu sein und ihre Ideologie nach außen zu verteidigen. Gleichzeitig musste aufmerksam verfolgt werden, was intern zu welchem Zweck gesagt und getan wurde. Mir wurde bewusst, wie naiv ich manchmal war.

wir sind doch keine heiratsvermittlung!

Nach dem Gründungskongress begann eine neue Zeit für uns. Wir waren jetzt PKK-Mitglieder. Wir hatten eine Partei mit einem Programm und einer Satzung gegründet. Ich stand immer noch unter dem Eindruck dieser aufregenden Versammlung. Während des Kon-

gresses hatte ich nur die Diskussionen verfolgt. Erst hinterher spürte ich ihre Bedeutung. Ich betrachtete mich nicht als als etwas Besonderes, weil ich daran teilgenommen hatte. Im Gegenteil war es mir im Nachhinein peinlich, wie niedrig mein eigenes Niveau angesichts der geführten Diskussionen war. Gleichzeitig verspürte ich auch Stolz und Freude, sogar mehr als alles andere. Mir kamen die Probleme, das Leben und der Kampf nicht schwierig vor. Das Leben war so schön und begeisterte mich derartig, dass ich mir nichts vorstellen konnte, womit ich nicht fertig werden würde.

Keine Seite des Lebens kam mir fremd vor. Ich fühlte mich nicht überfordert. Es war, als hätte ich nie anders gelebt. Zwar hatte das Durcheinander, das ich erlebt hatte, Spuren hinterlassen, was mich jedoch mitriss und mein Leben ausmachte, war die Kraft spendende Schönheit des revolutionären Kampfes. Ich machte mir keine Sorgen, wohin mich dieser Kampf tragen und wie es weiter gehen werde. Es gab soviel zu tun, jeden Moment. Was zählte, waren Überzeugung, Verbundenheit, Vertrauen. Der Rest war nicht wichtig.

Cemil war damit beschäftigt, die Aufgaben für die Arbeit in der kommenden Zeit zu verteilen. Vermutlich würde er danach das Gebiet verlassen. Das Komitee in Elazığ bestand aus fünf Personen: Ali Gündüz, Hüseyin Topgüder, Metin Güngöze, Hamili Yıldırım und mir. Es gab auch Unterkomitees. Auf einer Versammlung wurde darüber diskutiert, wer welche Aufgabe übernehmen könne. Unser Arbeitsfeld wurde ausgedehnt. Jetzt gehörten auch Pertek, Çemişgezek, Hozat, Karakoçan und Malatya dazu. Als Verantwortlicher für Malatya war zunächst Süleyman Aslan vorgesehen. Er war sogar hingefahren und eine Zeitlang dort tätig gewesen. Später war Aytekin im Gespräch, und noch einige andere. Es gab dort gute Voraussetzungen für eine erfolgreiche Arbeit. Wir erzählten niemandem von der Parteigründung und dem Kongress. Es sollte noch eine Weile geheim gehalten werden. Die Lebendigkeit, die in unsere Arbeit eingezogen war, verwies jedoch darauf, dass es zu organisatorischen Veränderungen gekommen war.

Auch in Elazığ wurde wie zuvor in Antep und Dersim versucht, Unruhe zu stiften. Immer wieder wurden die beiden Personen, die in Antep erschossen worden waren, thematisiert. Außerdem wur-

de gesagt: »Die lokalen Kader werden diskriminiert, immer wird die Verantwortung den Kadern von außen zugesprochen. Dabei waren es die lokalen Kader, die die Arbeit hier aufgebaut haben. Das ist ungerecht.« Zunächst wurde mit einigen FreundInnen darüber gesprochen, wie engstirnig sie dachten und was hinter der Aufgabenverteilung steckte. Wir nahmen die Sache jedoch nicht weiter ernst. Später schien ein wirkliches Problem daraus zu werden. Cemil warnte uns, vorsichtig zu sein: »Vielleicht greift der Feind direkt an.«

Wir diskutieren darüber, was der Feind vorhabe. Es konnte auch zu physischen Angriffen auf bestimmte Kader kommen, um die Organisation zu zerstören. Unsere Vorstellungen waren nicht konkret. Cemil meinte: »Vielleicht greift der Feind auch an, ohne uns zu vernichten.« – »Du meinst, dass sie uns ins Gefängnis stecken?« fragte ich. »Ja, natürlich. Wir müssen auf alles vorbereitet sein.«

Mehrere unserer Freunde hatten bereits einige Zeit im Gefängnis verbracht, andere waren immer noch inhaftiert: Ali Haydar Kaytan, Hamili, Ali Gündüz und die anderen, Kemal Pir, Dilaver und Kemal Coşkun. Die ersten waren D.A. und die anderen. Die Erschießung von Mustafa Çamlıbel hatte zu der Verhaftung von über zehn Freunden geführt. Der Prozess lief noch. Den Angeklagten war es gelungen, die Verbindung zur Organisation aus der Anklage heraus zu halten, dennoch ließ der Feind nicht locker und verhängte hohe Strafen gegen sie.

D.A. war von Ağrı in das Gefängnis in Niğde verlegt worden. Der Ausbruch aus Ağrı war ihnen nicht gelungen. Was mochte wohl schief gelaufen sein? Wir hatten kaum Verbindung zu den Gefangenen, es gab lediglich Schriftverkehr, über den wir einige Informationen erhielten. Seine Frau hob alle seine Briefe auf. Er schrieb ihr Gedichte. Es machte sie verlegen, aber sie freute sich darüber. Sie war sehr emotional und wollte keine feste Bindung zur Bewegung eingehen. Immer noch hielt sie sich von uns fern und war nichts weiter als junge Frau, die uns mochte, materielle Hilfe leistete und von Zeit zu Zeit auch mitarbeitete.

Unser Vermieter wohnte über uns. Ich kümmerte mich vor allem um junge Frauen außerhalb unseres Stadtteils. Wir mussten jedes Aufsehen vermeiden. Hatun, die Tochter unseres Vermieters, zeigte

sich jedoch sehr interessiert an unserer Arbeit. Ihr Vater war ein Kemalist aus Pertek. Ihre Mutter war eine unterdrückte, traurige Frau. Die ältere Schwester Yeter war mit dem Mann, den sie liebte, weggelaufen. Er hatte zuvor erfolglos bei ihren Eltern um ihre Hand angehalten. Die beiden trafen sich heimlich auf einem Berg, um sich zu beraten. Das Mädchen dachte an ihre Familie und an die Auswirkungen einer gemeinsamen Flucht. Es würde jede Menge hässlicher Gerüchte geben. Sie plädierte dafür, erneut zu versuchen, ihre Familienangehörigen von ihrer Heirat zu überzeugen. Der Junge willigte ein und das Mädchen kehrte am kommenden Tag nach Hause zurück. Der Junge verließ das Dorf und ging in eine andere Stadt. Ihr Plan ging nicht auf. Im Dorf wurde geredet: »Er hat sie beschmutzt und ist dann abgehauen«, hieß es. Das Mädchen brach zusammen und flehte ihre Eltern an, ihr zu glauben: »Das stimmt alles nicht, er hat mich nicht angerührt.« Niemand glaubte ihr.

Yeter war also immer noch eine »unberührte Jungfrau«, konnte jedoch weder ihre Familie noch die Dorfbevölkerung davon überzeugen. Ihr Vater sah seine Ehre verletzt. Er wusste nicht, wie er den Jungen finden sollte. Hätte er ihn erwischt, hätte er ihn erschossen. Daher war es das Beste, das Mädchen zu »reinigen«. Er sagte: »Sie hat ihre Ehre verloren«. Dann erschoss er sie. Ihr Tod wurde als Selbstmord dargestellt, um den Vater vor Strafverfolgung zu schützen. Beim Jungfräulichkeitstest an der Leiche stellte sich heraus, dass sie die Wahrheit gesagt hatte. Jetzt brach die ganze Familie zusammen, den Vater quälten Gewissensbisse. Die Mutter litt darunter, dass sie ihrer Tochter zwar geglaubt, aus Angst vor ihrem Mann jedoch nichts unternommen hatte. Er hatte sie jedes Mal geschlagen und erniedrigt, wenn sie gesagt hatte: »Komm wieder zu dir, sie ist doch unsere Tochter. Sie hat mir alles erzählt, ich bin ihre Mutter, sie verheimlicht nichts vor mir, lass sie doch in Ruhe.« So war sie zur Mittäterin geworden, zur Partnerin des Mörders ihrer Tochter. Obwohl bereits Jahre vergangen waren, fühlte sie sich weiterhin schuldig und verhielt sich ihrem Mann gegenüber kalt.

Ihre andere Tochter Hatun behandelten sie aus diesem Grund umsichtiger. In ihrem Heimatort Tozkoparan war sie von anderen

linken Gruppen beeinflusst worden. Sie sympathisierte zunächst mit der PDA. Unsere Dialoge hinterließen jedoch offenkundig Eindruck bei ihr. Sie war wissbegierig und hatte gute Voraussetzungen, sich schnell weiter zu entwickeln. Daher ließ ich bei ihr nicht locker. Im Keller des gegenüberliegenden Hauses wohnten Studenten von der Fırat-Universität. Sie kamen aus verschiedenen Orten. Darunter war auch Ali aus Kars, der zu unseren Freunden gehörte. Ich weiß nicht, wie ihre Beziehung zustande kam und wie weit sie vorangeschritten war, jedenfalls teilte Ali mir mit, dass Hatun und er sich lieben würden und er um ihre Hand anhalten wolle. Mit anderen Freunden zusammen ging ich zur Wohnung ihrer Eltern. Unsere Unterhaltung entsprach zuerst dem Geplauder zwischen Vermieter und Mieter. Schließlich kamen wir zu dem eigentlichen Anlass unseres Besuchs.

Hatuns Vater reagierte selbst auf das Wort Kurdistan allergisch. Beginnend mit dem Osmanischen Reich führte er aus, wie untrennbar wir mit den Türken verbunden seien. Er ging sogar so weit zu behaupten, die Türken litten unter der Unterdrückung der Kurden. Seine chauvinistische Betrachtungsweise der Geschichte entsprach genau der eines türkischen Rassisten. Es gelang ihm, uns richtig wütend zu machen. Wir ließen jedoch nicht locker. Mit der Zeit wurde der Mann etwas weicher, er hörte uns zu und gab uns an einigen Punkten sogar Recht. Als er jedoch erfuhr, dass Ali aus Kars stammte und Sunnit war, sagte er: »Ich gebe meine Tochter doch nicht einem Sunniten.« Dass Ali an der Universität studierte, machte ihn wiederum in den Augen von Hatuns Eltern interessant. Der Vater sagte schließlich: »Ich habe ihn ja ein oder zwei Mal gesehen, er sieht wie ein wohlerzogener junger Mann aus.« Das war ein Zeichen, dass er vielleicht doch seine Einwilligung geben werde. Wir beließen es zunächst dabei. Es ging uns mehr darum, die gesamte Familie an uns zu binden. Sollte sich die junge Frau konsequent zeigen, würde sie in die revolutionäre Arbeit einsteigen und darüber auch das andere Problem lösen. Daher fanden wir es besser, nicht sofort auf ein Ergebnis zu pochen, sondern die Angelegenheit der Zeit zu überlassen.

Solche Beziehungen wurden als Mittel betrachtet, um eine junge Frau von ihrer Familie zu lösen. Unter Umständen konnte jedoch

auch ein Problem aus der Beziehung werden, mit dem man sich dann abmühen musste. Im gleichen Zeitraum hatte auch die große Schwester von Sakine Kırmızıtaş Probleme mit ihren Heiratswünschen. Sie war Lehrerin und gehörte zu unseren AnhängerInnen. Jetzt wandte sie sich an uns, weil sie heiraten und dafür unsere Zustimmung haben wollte. Cemil sagte halb im Spaß: »Wenn das so weiter geht, können wir gleich eine Heiratsvermittlung eröffnen. Was soll das? Sollen sie doch tun, was sie wollen, wir sind keine Heiratsvermittlung.«

Alle, die irgendwie mit uns in Verbindung standen, kamen inzwischen mit ihren Problemen zur Partei und wollten, dass wir die Angelegenheit regelten. Das geschah ganz von selbst und war an sich auch richtig. Die Bewegung wurde als eine vertrauenswürdige Kraft wahrgenommen. Die Menschen versuchten, ihr Leben an der Organisation auszurichten. Natürlich konnten wir nicht alle Probleme sofort lösen. Diese neue Situation zwang jedoch die Kader dazu, sich mit vielen verschiedenen Fragen auseinanderzusetzen und den eigenen Arbeitsbereich zu erweitern. Der Anspruch, eine Lösung für Fragen des Alltagslebens zu finden, prägte die Individuen und ließ sie wachsen.

den schmerz der menschen fühlen

In den Semesterferien machte ich eine Rundreise durch Kurdistan. An der Mädchenkunstschule und dem Gesundheitscollege gab es Dutzende junge Frauen, zu denen wir Kontakt hatten. In den Ferien würden sie in ihre Herkunftsorte wie Siverek, Çermik, Çüngüş, Maden und Keban fahren. Die Beziehungen zu einigen von ihnen gaben Anlass zur Hoffnung. Wir hatten sie darauf vorbereitet, überall ihr Umfeld zu organisieren oder zumindest als Vermittlerinnen zur Verfügung zu stehen. Danach führten wir eine Versammlung in einer Wohnung in Yıldız Bağları mit knapp achtzig jungen Frauen durch. Cahide hatte die näher gelegenen Schulen wie die Mädchenkunstschule, die Lehrerschule und das Handelsgymnasium organisiert. Gemeinsam mit einigen weiteren Freundinnen brachten wir sie gruppenweise zu der Wohnung. Nadire hatte das Atatürk-Gymnasium und Umgebung mobilisiert. Um das Gesundheitscollege hatte

sich Makbule gekümmert. Nachmittags trafen nach und nach alle jungen Frauen in der Wohnung ein.

Wir wollten, dass Cemil auf der Versammlung redete. Er lehnte ab. Die Anzahl der Teilnehmerinnen war so groß, dass niemand als Redner auftreten mochte. Hätte es kein Platzproblem gegeben, wären es über hundert Frauen gewesen. Letztlich fiel die Wahl auf Ali Gündüz. Ganz offen sagte er: »Mich macht das verlegen.«

Nach einer längerer Diskussion darüber, wer denn jetzt sprechen sollte, machten Ali und ich uns schließlich auf den Weg. Als wir den Raum betraten, standen alle Freundinnen auf. Dieser Anblick, wie sie ernst und aufgeregt auf uns warteten, war sehr schön. Einige hatten Cemil erwartet. Es machte für sie jedoch keinen großen Unterschied, welcher der Freunde auftauchte. Alle freuten sich darüber, dass so viele junge Frauen zusammen gekommen waren. Viele sahen sich zum ersten Mal. Jede unserer Bildungsgruppen war davon ausgegangen, dass sie die einzige ihrer Art war. Ali hielt eine Ansprache, deren Rahmen wir gemeinsam festgelegt hatten. Er ging zuerst auf die politischen Entwicklungen und die besonderen Merkmale der aktuellen Phase ein, dann betonte er die Wichtigkeit der Teilnahme von Frauen am nationalen Befreiungskampf in Kurdistan. Er sprach gut und mitreißend, auch wenn er sich auf das Thema nicht sehr intensiv vorbereitet hatte. Hin und wieder fragte er Meral und mich, ob er etwas ausgelassen habe, was noch erwähnt werden müsse. Wir machten uns Notizen und erinnerten ihn an einige Punkte, die wir wichtig fanden. Es war keine besonders ausgiebige Rede, aber für den Anfang reichte sie aus.

Es wurden noch einige Fragen gestellt, dann war die Versammlung beendet. Alle gingen so zurück, wie sie gekommen waren. Und alle waren blendender Laune. Wir waren stolz auf uns. Diese Anzahl junger Frauen war nicht gering zu schätzen. In vielen Stadtteilen wurde über die Versammlung gesprochen. Die Anzahl der Teilnehmerinnen wurde dabei immer größer. In dem Stadtteil, in dem die Versammlung stattgefunden hatte, waren zuvor höchstens zehn junge Frauen zusammen gekommen, um etwas zu diskutieren oder sich gemeinsam zu bilden. Sofort setzte bei den Familien die Sorge um ihre

Töchter ein. Zwar wurden unsere Aktivitäten und die dabei entstehenden Verbindungen noch nicht als wirklich gefährlich betrachtet, dennoch war die Angst der Eltern zu spüren und viele versuchten, ihre Töchter kurz zu halten. Sie begriffen jetzt jedoch, dass es nicht nur die eigenen Töchter waren, die revolutionäre Tendenzen zeigten, sondern Dutzende intelligenter und netter junge Frauen ähnlich dachten. Sie konnten ja nicht alle verrückt geworden und den Verstand verloren haben.

Um eine bleibende, organisatorische Verbindung zu den Teilnehmerinnen der Versammlung aufzubauen, erschien es uns sinnvoll, an ihren Herkunftsorten die Beziehungen zu verfestigen. Das war der Zweck meiner Rundreise. Ich wollte sie und ihre Familien näher kennenlernen und diejenigen dauerhaft mobilisieren, die den Eindruck erweckten, etwas auf die Beine stellen zu können. Auch zu den anderen durfte die Verbindung nicht abreißen, sondern musste in verschiedener Form fortgesetzt werden. Über die Frauen, die sich der revolutionären Arbeit anschlossen, wollte ich auch ihre Familien und ihr weiteres Umfeld für uns gewinnen. Auch das war Teil des Plans, der hinter meiner Reise steckte.

Wir beschlossen, erst auf dem Rückweg nach Maden zu fahren. Unser erstes Ziel war Siverek. Außer Cahide und Havva waren noch viele weitere Freundinnen im Bus. Havva war dünn, still und introvertiert, hörte jedoch aufmerksam zu und versuchte zu verstehen, worum es uns ging. Cahide machte bereits auf dem Weg Pläne, was wir tun und wen wir aufsuchen sollten. Mit Havva diskutierte sie über verschiedene Namen. Mir gefiel es, wie sie die Initiative ergriff. Sie hatte mir in groben Zügen von ihrer Familie erzählt und sogar eine Art Lebenslauf geschrieben. Darin war sie auch auf ihre Eltern und ihre große Schwester eingegangen. Vor allem ihre Schwester beschrieb sie ausführlich. Ich ermunterte sie und andere dazu: »Jede von uns sollte etwas über die Frauen ihrer Herkunftsregion schreiben, über ihre Besonderheiten und ihre Lebensweise.« Einige der Freundinnen waren meiner Aufforderung gefolgt. Ich wollte mit ihren Texten mehr über die Frauen einer bestimmten Region und die Freundinnen selbst erfahren. Es war für mich sehr lehrreich.

Die Aussicht endlich den berühmten Kreis Siverek in der Provinz Urfa zu sehen, versetzte mich in Aufregung. Die Kreisstadt lag in einer Ebene. Sie war nicht besonders entwickelt, aber groß.

»Deine Stadt ist größer als Dersim«, sagte ich zu Cahide, »aber wir haben Berge und Wälder und eine wunderbare Natur.« Cahide lachte und sagte: »Dann gehe ich eben nach Dersim und arbeite dort!« Sie wollte sowohl Dersim sehen als auch revolutionär arbeiten. Offenbar bereitete sie sich darauf vor, künftig professionell tätig zu werden. Ich dachte: »Sie hat die besten Voraussetzungen, um sich schnell weiter zu entwickeln.«

Das Haus gehörte ihrer Familie. Die meisten Häuser in Siverek hatten nur ein Stockwerk. Die vorderen Mauern erinnerten an Gefängnishöfe. In den Seitenstraßen waren Frauen mit den für die Region typischen langen Gewändern zu sehen. Die Höhe der Mauern weckte mein Interesse und ich fragte nach dem Grund. Cahide begann von den Stammesstrukturen und Blutfehden in Siverek zu erzählen. Blutfehden! Aus diesem Grund waren die Häuser zu Festungen umgebaut. Die hohen Mauern dienten der Verteidigung.

Die Familie war groß und es kam viel Besuch. Die Augen von Cahides Mutter Emine erinnerten an die armenischer Frauen. Sie waren groß und unter ihnen zeichneten sich bläuliche Ringe ab. Auch Cahides große Schwestern hatten diese Augen. Die Frauen sahen sich alle ähnlich. Die meisten waren mollig. Sie servierten uns sofort Süßigkeiten. Dafür war Siverek berühmt. Cahide hatte mir erzählt, dass ihre Familie ihren Lebensunterhalt damit verdiente, selbstgemachte Süßwaren zu verkaufen. Der Familienvater arbeitete nicht, nur die Frauen. Es kam in der kurdischen Gesellschaft selten vor, dass ein Mann von der Arbeit seiner Frau lebte. Er war außerdem Trinker, neigte zum Glücksspiel und zu anderen Frauen. Der Familie war das bekannt. Emine gefiel es zwar nicht, aber sie konnte nichts dagegen tun. Eine Schwester war mit einem Cousin verheiratet worden. Sie hatten auch ein Kind. Dann hatte Ramazan eine weitere Frau geheiratet. Daher ließ sich die erste scheiden. Sie hatte es nicht ertragen können, obwohl sie zunächst in die Heirat mit der Zweitfrau eingewilligt hatte. All das kam ihnen ganz normal vor, sie waren

solche Probleme gewohnt. Deshalb war genau hier der beste Ort, um Frauen zu Revolutionärinnen zu machen.

Ich sagte mir: »Wenigstens ein paar von ihnen müssen militant werden. Wenn Cahide den Anfang macht, werden ihr weitere folgen.« Cahide wusste sich in ihrer Familie Gehör zu verschaffen. Sie genoss einen gewissen Respekt, da sie eine Ausbildung machte. Lange Zeit hatte sie bereits fern ihrer Familie gelebt und war jetzt in der letzten Klasse. In naher Zukunft würde sie Lehrerin werden. Das verhalf ihr zu Ansehen in ihrer Familie, wie bei der Hausarbeit, dem Einkauf und unseren Versammlungen spürbar war.

Sie stellte mich als eine Mitschülerin vor. Meine Name war wieder einmal Fatma. Der Familie fiel jedoch sofort auf, dass wir eine besondere Beziehung zueinander hatten. Ihre Schwester Nevin durchwühlte gleich in der ersten Nacht meine Tasche und fand meinen Ausweis. Morgens sagte sie zu Cahide, mein Name sei nicht Fatma, sondern Sakine. Cahide fragte sie wütend, was ihr einfiele, die Tasche eines Gastes zu durchsuchen. Nevin war neugierig. Mir missfiel ihr Verhalten sehr. Es zeugte nicht von einer guten Erziehung. Die Nichten von Karasungur hatten das gleiche getan und so meine wahre Identität in Erfahrung gebracht. Mussten Mädchen immer so neugierig sein?

Am kommenden Tag lud Cahide einige junge Frauen ein, die sie kannte und von denen sie wusste, dass sie politisch interessiert waren oder bereits Kontakt zu anderen linken Gruppen hatten. Es war ganz normal, dass sie viel Besuch bekam, da sie lange Zeit nicht zu Hause gewesen war. Eine der Frauen hatte eine Beinbehinderung und lief an Krücken. Sie hieß Naciye und sympathisierte mit den DDKD. Sie hatte bereits einiges gehört und erfahren, wusste jedoch nicht viel von der Realität Kurdistans, weshalb sie etwas langweilig wirkte, sich an einigen Punkten konservativ zeigte und mich zu provozieren versuchte. Sie benutzte viele Begriffe, die auswendig gelernt klangen und bei denen unklar war, ob sie ihre Bedeutung überhaupt kannte. Auf die DDKD ließ sie nichts kommen.

Uns nannte sie »Don Quichotte-artig«, »aggressiv« und »abenteuerlich«. Diese Begriffe benutzten viele linke Gruppen, um uns zu provozieren und in ein negatives Licht zu stellen. Ich reagierte ge-

reizt. Wir redeten stundenlang. Sie hatte offenbar Komplexe, daher versuchte sie uns zu diffamieren. Die anderen waren reifer und hörten zu. Cahide war bestürzt darüber, welchen Verlauf die Diskussion annahm. Sie versuchte mich zu beruhigen. Ich war inzwischen so wütend, dass ich für einen Moment die Kontrolle über mich verlor: »Geh weg, du verdrehst doch alles! Du willst die gesamte Diskussion sabotieren und das tust du ganz bewusst!« Beinahe hätte ich sie mit ihrer Krücke geschlagen.

Die Gäste verließen uns. Wie wir hinterher erfuhren, gerieten sie auf dem Weg in einen Streit. Die anderen warfen der DDKD-Anhängerin ihr Verhalten vor und sagten, sie sei im Unrecht. Ich hatte schlechte Laune, was auch Cahide zu spüren bekam: »Warum hast du solche Leute eingeladen?« fragte ich wütend. Cahide antwortete: »Aber früher war sie nicht so. Es waren alles Mädchen, die Veränderungen gegenüber offen sind. Sie hat doch nur so daher geredet. Wenn du etwas gelassener reagiert hättest, wäre es ja gar nicht so weit gekommen. Du bist viel zu schnell wütend geworden.«

Sie hatte Recht. Ich hatte mich in die Enge treiben lassen. Erst durch Cahides Kritik kam ich wieder zu mir. »Ob die anderen Frauen jetzt alles falsch verstanden haben?« fragte ich sie. »Nein. Naciye kommt bestimmt morgen wieder oder lädt uns zu sich ein. Jetzt geht sie nach Hause, um nachzudenken. Eigentlich ist sie sehr sensibel. Sie hat sich bloß so benommen, weil sie vieles nicht versteht. Außerdem ist sie sehr von sich eingenommen und glaubt, alles besser zu wissen. Bis jetzt hat sie immer nur mit Menschen diskutiert, die das gleiche Niveau wie ich hatten. Dich hat sie das erste Mal gesehen. Wahrscheinlich war sie auch gekränkt, weil du sie und die DDKD angegriffen hast.« sagte Cahide. Offenbar kannte sie sie sehr gut.

Es war wichtig, sich in Diskussionen nicht provozieren zu lassen. Für mich war das eine Lehre. Eigentlich waren diese Frauen leicht zu beeinflussen. Man musste nur einen Umgang mit ihnen finden, der anziehend auf sie wirkte. Ich erkannte meinen eigenen Fehler. Sich schnell reizen zu lassen, war eine ernste Schwäche, die zu schlechter Stimmung führte. Ich würde noch oft auf ähnliche Menschen treffen und konnte es mir nicht leisten, auf alle wütend zu werden und sie

hinaus zu werfen. Ich nahm mir ernsthaft vor, zukünftig darauf zu achten und mich nicht provozieren zu lassen.

Nur kurze Zeit später lud Naciye uns zu sich ein. Es freute mich, dass Cahides Vermutung richtig gewesen war. Naciye gab zu, dass sie in unserer vorherigen Diskussion einen Fehler gemacht hatte und entschuldigte sich. Wir redeten lange miteinander. Hinterher sagte sie, sie habe keine Verbindung mehr zu den DDKD. Dann fügte sie hinzu, sie wolle unsere Bewegung besser kennenlernen und setze dabei auf unsere Unterstützung.

Cahide brachte mich zu vielen weiteren Familien in Siverek. Wir gingen auch zu ihrer Tante, die eine liebenswerte, kluge Frau war. Obwohl sie bereits ein fortgeschrittenes Alter erreicht hatte, machte sie einen robusten und gebildeten Eindruck und interessierte sich für politische Themen. Ich fand, dass Cahide ihr ähnele. Der Stamm der Karakeçili war eigentlich türkischer Herkunft. Sie lebten jedoch schon lange mit der kurdischen Kultur und hatten sich ihr angepasst. Auch die Tante lebte von dem Verkauf von Süßigkeiten. Sie hatte drei Söhne, Ramazan, Mehmet Emin und Şiar, sowie eine Tochter. In der Wohnung lebten ein Onkel Şiar und ein Neffe Şiar. Der Neffe war der Sohn von Ramazan. Da seine Mutter sich hatte scheiden lassen, war er der Sohn beider Seiten. Sie lebten zusammen und stritten sich häufig, hielten jedoch die Verbindung als Verwandte aufrecht. Ihr Streit war nicht gewalttätig. Aber Emine mochte Ramazan nicht. Es störte sie, wenn er zu Besuch kam, schließlich hatte er nach ihrer Tochter noch eine zweite Frau geheiratet, worüber sie wütend war. Die Tante war unglücklich mit der Situation, zeigte es aber nicht. Sie bemühte sich um gute Beziehungen zu allen.

Im ersten Moment war es schwierig, das Chaos in der Familie zu durchschauen. Dieses Beziehungsgeflecht war so unsinnig und verwickelt. Es war unzureichend, es sich nur damit erklären zu wollen, dass die bestehende Gesellschaftsordnung eben solche Familienstrukturen hervorbrachte. Schließlich gab es nichts, was diese Ordnung nicht beinhaltete.

Die Familie war bis vor ein paar Jahren noch zum Arbeiten auf die Baumwollfelder in İzmir, Denizli, Aydın und Manisa gegangen.

Bereits die Kinder wurden in die Saisonarbeit einbezogen. Es war nicht leicht, von Siverek bis nach Aydın oder Manisa zu fahren, um dort Baumwolle zu ernten oder Felder zu pflügen. Aber auch das war eine Seite des Lebens in Kurdistan. Viele Familien waren von dieser Arbeit abhängig.

Solche Geschichten gingen mir immer sehr nahe. Die Armut unseres Volkes und das Leid, das es erfahren musste, bestärkten mich in meinem Kampf. Am vordringlichsten war es, die Menschen zu organisieren. Die Gesellschaft war zersplittert. Die Menschen konnten nach Belieben gegeneinander ausgespielt und ausgebeutet werden. Das zu verhindern, war unsere wichtigste Aufgabe.

Je mehr ich über Cahides Familie erfuhr, desto mehr mochte ich sie. Es war zwar alles sehr verwickelt bei ihnen und vieles machte mich wütend, aber ich dachte mir: »Sie haben das Leben mit all seinen Schwierigkeiten kennengelernt, daher sind sie es, die die Revolution am meisten wollen«. Selbst die Tante konnte als eine Militante mitarbeiten. Ich hatte ihr von Gorkis Buch »Die Mutter« erzählt. Von tiefstem Herzen war ich davon überzeugt, dass sich die Mütter in Kurdistan als noch viel mutiger erweisen würden.

Mit dem Vater Koço hatten die anderen Familienmitglieder wenig zu tun. Er war wie ein Gast im Haus. Die Familie hatte sich an seine Abwesenheit gewöhnt. Allen missfiel es, wenn er ankam und das hart erarbeitete Geld einsteckte. Oft sagten sie: »Wenn er doch nur gehen würde«. Das tat er natürlich nicht, schon allein des Geldes wegen. Am meisten litten seine Kinder, wenn er sich betrank und schlecht benahm. Dann wünschten sie ihm sogar den Tod und überlegten, ob sie dazu beitragen sollten. Sie schämten sich für ihn. Emine hasste ihren Mann, wenn er betrunken war. Sie ekelte sich vor ihm und haderte mit ihrem Schicksal. Dennoch betrachtete sie ihn immer als ihren Ehegatten. Eine Trennung kam für sie nicht in Frage. Um wenigstens materiell nicht von ihm abhängig zu sein und ihre Kinder versorgen zu können, hatte sie mit dem Süßwarenverkauf begonnen. Sie hatte jetzt einen Beruf und ihre Süßigkeiten waren die besten in ganz Siverek. Gleich am ersten Tag hatten sie ein großes Tablett vor mich gestellt, sie waren wirklich sehr lecker.

Cahide und ich redeten viel miteinander. Ich tat, was ich konnte, um sie davon zu überzeugen, dieses Leben hinter sich zu lassen und Revolutionärin zu werden. Es war auch ihr Wunsch und das machte mir Hoffnung. Ich stellte sie einigen FreundInnen vor, die in Siverek revolutionär arbeiteten. »Du wirst es schaffen, in diesen Ferien einen Kreis von Interessierten aufzubauen«, sagte ich zu ihr. Ohnehin hatte sie viele Kontakte. Es ging nur darum, die Beziehungen zu denjenigen, die offen für Veränderung und Entwicklung waren, zu vertiefen. Bevor ich abreiste, sagte ich zu ihr: »Es stellt sich nicht die Frage, ob du über ausreichendes theoretisches Wissen verfügst. Du entwickelst dich in der Arbeit weiter. Das ist schon immer so gewesen in dieser Bewegung. Ich lerne ja auch von dir und allen anderen, mit denen ich mich beschäftige. Ich beherrsche nicht einmal die wichtigsten Punkte vollständig. Es ist nicht einfach, Revolutionärin zu sein. Das Leben bringt es uns bei. Zunächst reicht es aus, es wirklich zu wollen, entschlossen und aufrichtig zu sein.« Wie immer hörte Cahide mir aufmerksam zu und sagte dann: »Ich habe viel von deinem Leben gelernt.«

Von Siverek aus wollte ich nach Çermik und Çüngüş fahren. Cahide wollte mitkommen. Eigentlich war das auch notwendig, da sie die Familien von Güllü und Serap kannte und noch weitere Bekannte aus ihrer Schule dort hatte. Es wäre besser gewesen, wenn sie die Zeit in Siverek genutzt hätte, aber ich brauchte sie auch. Serap, Güllü und einige weitere junge Frauen boten Anlass zur Hoffnung. Güllü stammte aus Çermik. Ihre Brüder und ihr weiteres familiäres Umfeld hatten zunächst den DDKD nahe gestanden. Jetzt bestand Kontakt zu uns. Auch Hüseyin Durmuş arbeitete in dieser Gegend. Ich freute mich sehr, ihn wieder zu sehen.

Nachdem Hüseyin Güllü und die anderen jungen Frauen kennen gelernt hatte, sagte er: »Das ist auch für uns gut, wir können jetzt ihre Wohnung nutzen. Damit erregen wir keine Aufmerksamkeit.«

Ich kannte Güllüs Familie. Ihre Mutter und ihr Bruder waren einmal nach Elazığ gekommen. Güllü war operiert worden und wohnte danach eine Zeitlang bei uns. Ich hatte Cemil als meinen großen Bruder vorgestellt. Ihre Mutter war beeindruckt davon, wie sehr wir

uns um ihre Tochter gekümmert hatten. Es war eine große Familie. Wir führten lange Diskussionen in ihrer Wohnung. Mit Güllüs Unterstützung konnten wir auch in Çermik eine Versammlung abhalten.

Danach fuhren wir nach Çüngüş. Seraps Vater war ein *Mufti.* Ihre jüngere Schwester ging auf dieselbe Schule. Die Mutter war Türkin, der Vater Kurde. In Çüngüş waren auch andere kurdische Gruppen aktiv. Ihre Anhängerschaft bestand vor allem aus Lehrern und Bürokraten. In beiden Orten war es möglich, die Menschen zu organisieren. Einheimische Kader waren dabei im Vorteil. Das Diskussionsniveau war hoch. Die Jugend war gebildet. In den Behörden und anderen staatlichen Einrichtungen arbeiteten vorwiegend Menschen aus der Region. Über eine gute Organisierung war es möglich, die staatlichen Strukturen zu unterwandern und für unseren Kampf zu nutzen.

Nach einer Weile kehrte ich früher als geplant nach Elazığ zurück. Für Maden und die anderen Orte reichte die Zeit nicht mehr aus. Ich hatte eigentlich auch nach Hani fahren wollen. Kurze Zeit später jedoch würde der Unterricht wieder beginnen. Es war besser, meine Rundreise in den Sommerferien fortzusetzen.

Für Malatya war jetzt Ali Gündüz zuständig. Er fuhr ab und zu dorthin. Mit Aytekin hatte ich zunächst in Elazığ Propagandaarbeit gemacht. Später wurde er nach Malatya versetzt. Dort waren wir erst neuerdings aktiv und es gab gute Voraussetzungen.

aktionen in elazığ als reaktion auf das pogrom in maraş

Das Pogrom[108], das im Dezember 1978 in Maraş stattfand, war in jeder Hinsicht eine Warnung. Der Feind hatte gezeigt, wie weit er ge-

108 Das Pogrom von Maraş richtete sich gegen alevitische KurdInnen. Alevitische Wohnviertel wurden von Nationalisten und Mitgliedern der MHP zunächst markiert und dann angegriffen. AlevitInnen wurden aus ihren Häusern gezerrt, gefoltert und getötet, Frauen wurden vergewaltigt. Erst nach drei Tagen schickte die Regierung unter Ecevit eine Armeeeinheit in die Provinz Maraş, die jedoch weitere Übergriffe nicht verhinderte. Nach offiziellen Angaben starben dabei 111 Menschen, 552 Häuser und 289 Arbeitsstätten wurden geplündert. Andere Quellen gehen von bis zu tausend Toten aus. 85 Prozent der AlevitInnen verließen in der Folge die Stadt Maraş. Die Regierung rief anschließend in dreizehn kurdischen Provinzen der Türkei den Ausnahmezustand aus.

gen die kurdische Bevölkerung vorzugehen bereit war. Damit sollte die Behauptung zementiert werden, dass das kurdische Volk niemals aus dem Schlaf erwachen und organisiert kämpfen werde. Im Gegenzug wurde der Einsatz revolutionärer Gewalt immer wichtiger. Die Menschen wurden militanter. Der nationale Befreiungskampf schlug Wurzeln und entwickelte sich weiter. Die Angriffe des Feindes führten zu einer Verhärtung der Fronten. Die Menschen waren gezwungen, sich dazu zu bekennen, mit welcher Klasse und welcher Macht sie wie weit gehen wollten.

Der Staat hatte für seinen Plan, ein antikurdisches Pogrom durchzuführen, einen Ort gewählt, an dem konfessionelle Widersprüche bestanden. Diese an sich künstlichen Widersprüche wurden so lange angeheizt, bis sie zu einem Massaker eskalierten. Im Anschluss wurde der Ausnahmezustand ausgerufen. Mit diesem taktischen Schritt wollte der Feind alle revolutionären Strömungen unterbinden, die ihm gefährlich werden konnten.

Der nationale Befreiungskampf schuf sowohl in Kurdistan als auch in der Türkei die Voraussetzungen, um die Gesellschaft auf eine Revolution vorzubereiten. Der Bewegung gelang es innerhalb kurzer Zeit zu einer Kraft zu werden, die in vielen Regionen verankert war und eine kontinuierliche und entschlossene Vorreiterrolle einnahm. Im Zuge des Pogroms von Maraş war bewiesen worden, dass sie sich nicht so einfach vernichten ließ. Das Volk Kurdistans hatte den Weg zur Wiederauferstehung gefunden. Das Feuer der Freiheit breitete sich aus. Ein Geschwür war aufgeplätzt und trotz der blutenden Wunde war eine Widerstandsbewegung entstanden.

Der Feind hatte direkt angegriffen. Wie sollten wir uns dazu verhalten? Über diese Frage diskutierten wir intensiv. Wir kamen zu dem Schluss, dass die Organisationsstrukturen am besten durch einen kontinuierlichen Kampf einschließlich revolutionärer Gewalt geschützt werden konnten. Das entsprach auch der Vorgehensweise des Vorsitzenden. Nur so war es einer Handvoll Kader gelungen, allen Widrigkeiten zum Trotz Schritt für Schritt in Kurdistan Fuß zu fassen und ihre Ideologie in der Bevölkerung zu verankern. Der Feind hatte mit dem Pogrom in Maraş deutlich gezeigt, wozu er in der Lage war. Be-

reits jetzt richtete er Massaker an, um unseren Kampf zu unterdrücken. Die Bewegung musste auf derartige Angriffe vorbereitet sein.

Es war klar, dass die Angriffe nicht auf Maraş begrenzt bleiben würden. Zeigten sie Erfolg, würden sie auf andere Orte ausgeweitet werden. Aber der gewünschte Erfolg blieb aus. Viele der vom Feind eingesetzten faschistischen Kader wurden anschließend getötet. Die Bevölkerung war wütend. Auch unter den Faschisten, die aus Elazığ zum Pogrom nach Maraş gefahren waren, gab es Tote und Verletzte. In einer Metallfabrik und an weiteren Orten in Elazığ wurden medizinische Behandlungszentren eingerichtet. Es fanden ständig Vergeltungsaktionen statt. Innerhalb weniger Tage wurden Bestrafungsaktionen gegen elf Faschisten durchgeführt. Dadurch stieg das Selbstvertrauen in Elazığ. So musste Vergeltung aussehen. Die Orte, an denen die verletzten Faschisten medizinisch versorgt wurden, wurden überfallen. Es wurden Flugblätter im Namen der »Kurdistan-Revolutionäre« verbreitet, in denen es hieß, dass die Aktionen fortgesetzt und für das Pogrom von Maraş Rechenschaft gefordert werde.

Den türkischen linken Gruppen missfielen unsere Akivitäten. Anstatt sich gegen den Ausnahmezustand zu positionieren, betrachteten sie vielmehr unsere revolutionären Aktionen als gefährlich und behaupteten, wir seien der Grund für die staatliche Repression. Vor allem hatten sie Angst um ihre Vereine. Sie konnten auch keine Kundgebungen auf der Straße mehr durchführen, auf denen sie die Menschen mit Parolen und Gerede zu manipulieren versuchten. Die Repression traf sie unvorbereitet, weil ihre Vorstellung von Revolution eher locker war und vor allem kein wirkliches Ziel verfolgte.

Viele verschwanden mit der Ausrufung des Ausnahmezustands von der Bildfläche. Nicht wenige flüchteten sich in ihre Dörfer, ihre Wohnungen oder sogar nach Europa, um sich zu schützen. Anstatt unsere Aktivitäten freudig zu begrüßen, ihnen zuzustimmen und als Stärkung aufzufassen, legitimisierten sie die Angriffe des Staates geradezu, indem sie weiter Antipropaganda gegen uns betrieben. Dabei trat ihr wahres Gesicht zu Tage. Ihre Basis vor allem in Kurdistan bröckelte. Die Menschen sahen selbst, wer kämpfte, die Wahrheit sagte und in die Praxis umsetzte.

Auf dem MHP-Kongress in Elazığ standen einige junge Männer auf und sagten: »Wir sind keine türkischen Nationalisten, wir sind kurdische Nationalisten.« Die Auswirkungen unseres Kampfes im Allgemeinen sowie des antikurdischen Pogroms in Maraş und der Aktionen in Elazığ im Besonderen waren überall spürbar. Mit diesen kurdischen jungen Männern aus Palu wurde später Kontakt aufgenommen. Sie brachten auch ein eigenes Flugblatt heraus. Auf den Kopf von Reşo, der als Anführer der Gruppe galt, die sich von der MHP abgespalten hatte, wurde eine Belohnung von zweihunderttausend türkischen Lira ausgesetzt. Er hatte seinen Revolver mitgenommen, als er sich von der MHP losgesagt hatte. Bei unserem ersten Zusammentreffen war mir komisch zumute. Er war ein Faschist und galt jetzt als ein Genosse. Der Feind versuchte über die MHP, die kurdische Jugend zu vergiften. Unser Kampf wirkte sich jedoch auf die Basis der MHP aus. Ähnliche Entwicklungen fanden auch in Erzurum und Bingöl statt. Eine Gruppe von über siebzig Menschen wechselte zu uns, das war eine großartige Sache! Mit Reşo und seiner Gruppe beschäftigte sich Hüseyin, der ebenfalls aus Palu stammte.

Überall in den Wohnungen und den Kaffeehäusern wurde über uns gesprochen. Die Geschichten, die wir über unsere Aktionen hörten, waren meistens übertrieben. In die Unterhaltungen im Alltagsleben flossen Sätze ein wie: »Bravo. Sie haben ihn mitten im Stadtzentrum erwischt.«

Nach dem Gründungskongress war unser Komitee offiziell geworden und wir hatten damit begonnen, Untergruppen zu gründen. In Elazığ gab es eine große Anzahl Kader. Daher diskutierten wir über Versetzungen. Wichtig war dabei, die jeweiligen Kader entsprechend ihrer Fähigkeiten zu positionieren. Die meisten arbeiteten im eigenen Stadtteil oder in der Schule, die sie besuchten. In einige Gegenden sollten jetzt FreundInnen als VertreterInnen geschickt werden. Das war kein großes Problem. Am wichtigsten war jedoch das Stadtzentrum. Tagelang diskutierten wir anhand eines Organisationsschemas darüber, wo wie viele und welche FreundInnen tätig sein sollten.

Ali Gündüz war Gebietssekretär, ihm oblag die Koordination. Hamili war für das militärische Komitee verantwortlich, Metin der Tau-

be für die Jugend und für das Arbeiter-, Bauern- und Geschäftsinhaberkomitee Hüseyin Topgüder. Ich übernahm die Verantwortung für das Frauenkomitee sowie für Medien, Propaganda und Agitation. Nach einer Weile kam Hasan Şerik nach Elazığ. Es war beschlossen worden, dass der Druck und die Verteilung von Flugblättern und Broschüren hier gemacht werden sollten. Uns war lediglich gesagt worden, dass wir zusammen arbeiten sollten, aber nichts darüber, wie wir das anfangen sollten. Hasan übernahm den Platz von Aytekin.

Unsere erste gemeinsame Tätigkeit war ein internes Schreiben mit der Unterschrift »PKK-Zentralkomitee«. Wir konnte beide nur mit zwei Fingern auf der Schreibmaschine schreiben. Er sagte, ich solle schreiben, ich sagte ihm das gleiche. Schließlich setzte er sich durch. Er las vor, ich tippte. Danach wollten wir das Schreiben vervielfältigen. Das taten wir meist im Dorf Mişeli. Mit Kurdo war ich schon früher dorthin gefahren. Er war gut in solchen Sachen.

Hasan wusste mit der Unterschrift nichts anzufangen, mochte jedoch nicht nach der Bedeutung fragen. Wie er mir Jahre später auf dem fünften Parteikongress gestand, ließ es sein Stolz nicht zu. Um mich zum Lachen zu bringen, sagte er: »Mein feudaler Stolz hat mich daran gehindert, einfach nachzufragen.« Er begriff lediglich, dass sich die Organisationsstrukturen geändert hatten.

Hasan blieb nur kurze Zeit, dann ging er nach Antep, um dort zu arbeiten. Metin der Taube machte Schwierigkeiten bei der Besetzung der Unterkomitees. Kein Namensvorschlag für eines der Komitees, die ihm unterstanden, gefiel ihm. Wir mussten einige Änderungen vornehmen und kamen zu dem Schluss, dass er sich nicht immer durchsetzen konnte. Auf einer Versammlung kritisierte Ali ihn hart. Er wies die Kritik als einen persönlichen Angriff zurück. Als wir uns jedoch alle der Kritik anschlossen, war er gezwungen, einen Schritt zurück zu machen.

In Dersim kam es zu Auseinandersetzungen mit der HK, die in Kars unseren Freund Mahir Can ermordet hatte. In Dersim wurde nach Aydın Gül auch Metin Turgut erschossen. Diese Nachricht verbreitete sich in Elazığ wie ein Lauffeuer.

Hamili und einige weitere Freunde nahmen die Waffen aus Elazığ und fuhren sofort nach Dersim. Von der HK war bekannt, dass einige ihrer Führungskader Mitarbeiter des MİT waren, der offenkundig Vorfälle wie den in Dersim steuerte. Anführer war dabei Hasan Aydın, der Direktor der Lehrerschule von Tunceli. Ohne diese Unterstützung hätten die Kurdistan-RevolutionärInnen an einem Ort wie Dersim nicht angegriffen werden und ihre Kader nicht ermordet werden können.

Der ideologische Kampf verlief hart und war unausweichlich. Für die anderen linken Gruppen war eine richtige Positionierung zur kurdischen Frage schwer, da sie alle unter dem Einfluss des Kemalismus standen und vom Sozialchauvinismus geprägt waren. Die HK hatte sich jedoch von Anfang an damit hervorgetan, unsere Ideologie verzerrt darzustellen. Daher konnte sie nicht einfach ignoriert werden. Ihr wahres Gesicht musste in das Licht der Öffentlichkeit gebracht werden.

Wir alle reagierten emotional auf den jüngsten Mord und wollten sofort in Elazığ zurückschlagen. Sie brachten der Reihe nach unsere wertvollsten Kader um! Das konnte nur durch den Einsatz revolutionärer Gewalt, durch Vergeltungsschläge gestoppt werden. In der Bevölkerung hieß es: »Die Revolutionäre erschießen sich gegenseitig.« Der Mord wurde als eine interne Abrechnung unter Linken abgehandelt. Diese Gerüchte wurden sowohl von der türkischen Linken als auch vom Feind angeheizt.

Unsere Aufgabe war es zu verdeutlichen, dass das nicht der Wahrheit entsprach. Über Versammlungen, Flugblätter und Seminare versuchten wir der Bevölkerung begreiflich zu machen, wie die HK und ähnliche Gruppen im Namen der Revolution gewalttätig gegen RevolutionärInnen vorgingen, welcher Leute sie sich dabei bedienten und von welcher Seite sie unterstützt wurden. Natürlich musste auch darauf geachtet werden, nicht auf bewusst gesteuerte Provokationen einzugehen. Un-

sere Erklärungen, dass einige der HK-Kader zu Spitzeln geworden waren, die Basis sich von ihnen nicht in die Irre führen lassen dürfe und dagegen positionieren müsse, stießen zumeist auf Verständnis.

Die HK veröffentlichte daraufhin Flugblätter, in denen sie behauptete, uns gehe es nur darum, sie zu verunglimpfen. Intern diskutierten wir darüber, dass wir wohlüberlegt vorgehen mussten, um das Problem langfristig zu lösen. Es war unrealistisch, überall in einen Straßenkampf gegen die HK zu ziehen. Statt dessen mussten wir diese vom Feind gesteuerte Front in die Enge treiben und dabei auf einen politischen Kampf setzen. Ansonsten würden viele unschuldige Menschen, denen der Kern des Problems gar nicht bewusst war, zu Schaden kommen.

Die HK instrumentalisierte auch ihre Basis gegen uns. Viele Menschen durchschauten nicht, wie sie manipuliert wurden. Wir mussten uns gegen den Angriff wehren und ihn zu unserem Vorteil wenden.

In dieser Zeit wurde Meral nach Dersim versetzt. Sie war nicht besonders begeistert davon und sagte: »Ich möchte euch und unsere intensive Arbeit hier eigentlich nicht verlassen, aber ich muss es wohl tun.« Aufgrund der bestehenden Probleme hatten die organisierten Frauenstrukturen in Dersim ihre aktive Rolle verloren. Kıymet und ihre Gruppe waren zu einem verwickelten Problem geworden, obwohl sie immer noch so taten, als hätten sie alles unter Kontrolle. Nur wenige FreundInnen durchschauten die Situation. Kıymet hatte unsere Strukturen handlungsunfähig gemacht. Daher war es gut, dass jetzt Meral dort war. Mit ihrem theoretischen Wissen und ihrer raschen Auffassungsgabe war sie in der Lage, Kıymet zu bremsen. Natürlich ließ sie sich nicht anmerken, dass sie nicht nach Dersim wollte. Später schrieb sie ein Gedicht, in dem es um diese »Trennung« ging. Als sie es mir vorlas, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Es war ein schönes Gedicht, das auch mich berührte.

Unsere Zusammenarbeit in Elazığ war zwar nicht perfekt gewesen, sondern vielmehr von mangelnder Erfahrung und teilweise auch Oberflächlichkeit geprägt, dennoch betrachtete ich sie als positiv. Wir waren liebe- und respektvoll miteinander umgegangen und hatten uns als Genossinnen stets gegenseitig unterstützt. Sie fehlte mir noch lange Zeit. Bei der Organisierungsarbeit hatte sie Schwächen

gezeigt, theoretisch war sie jedoch sehr bewandert und konnte andere Menschen beeindrucken.

Cemil meinte eines Tages, die Frauenbewegung müsse aufgebaut werden. Um die Grundlagen dafür in Kurdistan zu schaffen, müsse zunächst die historische und soziale Dimension der Frauenfrage theoretisch analysiert und anschließend die Organisierung von Frauen praktisch umgesetzt werden. Da diese Arbeit auch vom Vorsitzenden und der Parteizentrale befürwortet werde, sollten wir sofort anfangen. Ich sollte zusammen mit Ayten und Meral als Komitee daran arbeiten. Das war eine sehr erfreuliche Neuigkeit. Ich war aufgeregt und glücklich. Die Frauenbewegung aufbauen! Ob meine Gespräche mit Kesire auf dem Gründungskongress dabei eine Rolle spielten? Kesire hatte mir die gleichen Bücher genannt, die jetzt auch Cemil erwähnte: »Ihr könnt mit dem römischen Rechtssystem beginnen. Es gibt viele Bücher und Quellen, die ihr für eure Recherche nutzen könnt.«

Ich sagte, dass wir über unsere FreundInnen von der Universität geeignete Bücher bekommen könnten. Auch Ayten freute sich sehr. Dieses neue Arbeitsfeld bot uns sogar die Möglichkeit, durch Kurdistan zu reisen. Es war keine leichte Aufgabe, sich das notwendige Wissen über die Theorie und Praxis der Frauenbewegungen weltweit von der Vergangenheit bis heute anzueignen und daraus Schlüsse für Kurdistan zu ziehen. Vor uns lag eine ebenso schwierige wie auch schöne und wichtige Arbeit. Ich hatte keine Befürchtungen diesbezüglich und stellte nicht in Frage, ob es uns gelingen werde.

Es war die schönste und notwendigste Arbeit, die ich mir vorstellen konnte. Ich war ungeduldig und wollte sofort damit beginnen. Meine kurze Rundreise, die ich in den Ferien unternommen hatte, hatte mir bereits einen Einblick in die Gesellschaftsstrukturen und die Stellung von Frauen an verschiedenen Orten Kurdistans verschafft. Daraus erstellte ich einen Entwurf für ein Arbeitsprogramm. Außerdem begann ich damit, alle FreundInnen, die ich traf, nach dem Stand der Frauenarbeit in anderen Gebieten auszufragen.

Die Frauenarbeit in Dersim, Elazığ und Bingöl hatte bereits eine konkrete Form angenommen, die Anlass zur Hoffnung gab und als Vorbild dienen konnte. Von hier aus konnten ausgebildete weibliche

Kader in andere Orte entsandt werden, um weitere Frauen zu organisieren. Meine Vorstellungen waren wohl etwas utopisch. Ayten sagte: »Du bist überschnell.« Ohne Utopien konnte es jedoch nicht funktionieren. Und ich war davon überzeugt, dass die Frauenbewegung sich entwickeln werde, wenn wir unsere Aufgabe mit der notwendigen Ernsthaftigkeit erfüllten. Es war ein sehr gutes Gefühl, das mir Hoffnung machte. Natürlich waren wir in der aktuellen Situation noch weit davon entfernt, diese Aufgabe in all ihren Dimensionen zu erfassen. Die Haltung des Vorsitzenden zur Frauenfrage gab uns jedoch Kraft. Von Anfang an hatte er immer wieder betont: »Ich vertraue den kurdischen Frauen. Sie sind so sehr unterdrückt, dass sie eine phantastische Entwicklung vor sich haben, wenn sie zu Revolutionärinnen werden.« Damit stärkte er unser Selbstvertrauen und den Willen, für unsere Freiheit zu kämpfen.

Nach einer Weile verließ Cemil Elazığ. Stattdessen kam Şahin Dönmez. Ich wusste ja, dass er im Zentralkomitee war. Er war nach dem Kongress damit beschäftigt, durch die verschiedenen Gebiete zu reisen und die Arbeit vor Ort zu inspizieren. Wir sprachen miteinander in der Wohnung in Rızaiye, in der auch Hamili sich aufhielt. Şahin erläuterte wie zuvor Cemil die Aufgabenverteilung in der Frauenarbeit. Wir waren alleine bei dem Gespräch. Er ging in aller Länge auf den theoretischen Hintergrund der Frauenfrage ein. Ich unterbrach ihn und erklärte ihm, dass ich mit Cemil bereits darüber gesprochen habe. Er zeigte sich ein wenig gekränkt und beendete das Thema, indem er sagte: »Das mag sein, aber ich sage dir das jetzt ganz offiziell.«

der feind greift an

Es war März im Jahr 1979. Newroz stand vor der Tür. Die Freunde, die nach Dersim gefahren waren, kehrten mitsamt der Waffen nach Elazığ zurück. Unter ihnen war auch Hamili. Alle erwarteten, dass zu Newroz besondere Aktionen stattfinden würden. Dieser Tag war für die Bevölkerung wichtig. Es wurde eine Reihe von Aktionen geplant. Hamili hatte die Verantwortung für die Auswahl der Angriffsziele

und der FreundInnen, die dabei sein sollten. Er arbeitete mit Zeki vom örtlichen Komitee zusammen. Da ja zuvor beschlossen worden war, dass die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit in Elazığ zentralisiert werden sollte, schrieben wir ein Flugblatt zu Newroz, das wir vervielfältigten und in die verschiedenen Gebiete schickten. Erst danach erreichte uns ein Flugblatt des Zentralkomitees. Sofort schickten wir Kuriere los, um die Verteilung unseres Flugblattes zu stoppen. Inhaltlich gab es zwar keinen großen Unterschied, trotzdem sollte es ein einheitliches Flugblatt geben. Da wir spät dran waren, hatten wir an manche Orte nur den Text geschickt, um ihn vor Ort kopieren zu lassen. So kam es, dass das Flugblatt des Zentralkomitees einige Gebiete nicht mehr rechtzeitig erreichte und stattdessen unser Entwurf verteilt wurde. Nach diesem Vorfall war offensichtlich, dass geklärt werden musste, wie die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit laufen sollte und wie viel Eigeninitiative uns dabei zugestanden wurde.

In der Newroznacht fanden in Elazığ an nicht weniger als elf Orten zeitgleich Aktionen statt. Unter den Angriffszielen waren von Faschisten genutzte Kaffeehäuser und Vereinsräume, eine Polizeiwache und einige Läden von Faschisten. Es wurden Dynamit, Bomben und Schusswaffen eingesetzt. Eine so geballte Aktion hatte es zuvor nie gegeben. Erstmalig wurde in Elazığ auf diese Weise Newroz gefeiert. Wir alle freuten uns über den großen Erfolg. Niemand von uns konnte in dieser Nacht schlafen. Durch die Aktion wurden allerdings auch die von uns genutzten Wohnungen enttarnt, die vorher noch unauffällig gewesen waren, da die FreundInnen anschließend dorthin gegangen waren.

Şahin war in dieser Zeit bis nach Ağrı und zurück gefahren. Kurz darauf wurde eine Gruppe von Freunden festgenommen. Ali und Hamili saßen in einem Kaffeehaus, als Zivilpolizisten kamen und Ausweiskontrollen durchführten. Sie nahmen Ali mit, zu Hamili sagten sie nichts. Dann wurden auch noch Aytekin, Rıza, Hüseyin Taze und Zeki Budak geschnappt. Als wir davon erfuhren, säuberten wir sofort unsere Wohnung, in der stapelweise Plakate, Flugblätter und Broschüren lagerten. Die für andere Gebiete vorgesehenen Materialien schickten wir schnell auf den Weg.

Wie war es zu den Festnahmen gekommen? Es lag kein konkreter Vorfall vor. Hatte es eine Anzeige gegeben? Einen Tag zuvor hatten wir eine Liste in die Finger bekommen. Es handelte sich um eine Aufzählung von Personen, die von der Polizei gesucht wurden. Neben Metin dem Tauben, Ali und einigen weiteren war auch mein Name darunter. Wir waren enttarnt. Für die Polizei war es jedoch nicht so einfach, unseren Aufenthaltsort in Erfahrung zu bringen. Auf dem Weg zur Wohnung waren wir immer sehr vorsichtig. Die Freunde hielten sich oft in Kaffeehäusern oder der unmittelbaren Umgebung auf. Das war ziemlich leichtsinnig. Wir waren in letzter Zeit mehrmals gewarnt worden. Nach dem Pogrom von Maraş hatte auch Cemil eine ernste Warnung ausgesprochen: »Es ist gut möglich, dass der Feind direkt angreift und es zu Verhaftungen kommt. Wir müssen vorsichtig sein.« Im Anschluss hatten wir über Vorsichtsmaßnahmen diskutiert. Aber wie sollten die aussehen? Wir neigten dazu, die Polizei nicht ernst zu nehmen. Früher hatten wir die Kaffeehäuser für unsere Zwecke genutzt, das musste jetzt eingeschränkt werden. Daran hielten sich die Freunde jedoch nicht, was uns letztendlich teuer zu stehen kam.

Zu Newroz passierte zunächst nichts. Die geplanten Aktionen waren erfolgreich gelaufen. Die Verhaftungen geschahen im Vorfeld des achtzehnten Mai. Insbesondere die Festnahme von Rıza aus Elazığ erschien uns gefährlich. Es war klar, dass es nicht dabei bleiben werde.

Ich sprach mit Şahin darüber. Er sagte: »Es wird schon nichts passieren, mach dir keine Sorgen.« Wir beschlossen, die Wohnung aufzugeben und brachten einen Großteil der Gegenstände weg. Die übrig gebliebenen Flugblätter und Plakate versteckten wir nachts auf dem Dachboden. Direkt neben dem Gebäude stand ein weiteres Haus. Man konnte von einem Dach auf das andere gelangen. »Falls irgendetwas sein sollte, können wir über das Dach weg kommen«, sagten wir immer.

Mein Kontakt zu den Nachbarfamilien war gut, sie mochten mich und hegten keinen Verdacht. Die Wohnung lag im vierten Stock. Besuch fiel nicht weiter auf. Manchmal kamen auch Familien zu Be-

such, darunter die Mütter von Güllü und Cahide. Wir machten also einen ganz normalen Eindruck.

Şahin war sehr entspannt. Wäre er das nicht gewesen, hätten wir ernstere Maßnahmen getroffen. Bereits früher hatten wir mit Cemil besprochen, dass wir uns im Fall des Falles in ländliche Gegenden zurückziehen würden. Şahin war jedoch weiterhin der Meinung, es bestehe keine Gefahr.

Eines Tages waren wir in der Wohnung von Süleyman Aslan. Wieder einmal sprachen wir über die Sicherheitslage. Metin der Taube war nervös und angespannt. Ihn machte Şahins Lässigkeit wütend. Şahin nahm uns überhaupt nicht ernst. Seine Haltung ärgerte mich auch.

Am kommenden Morgen sagte er, wir sollten Vorbereitungen für eine Versammlung treffen. Darüber regte ich mich noch mehr auf. So viele Freunde waren festgenommen worden, alles war ungewiss und Şahin wollte eine Versammlung durchführen.

Hüseyin Taze wurde schließlich wieder freigelassen. Ich ging sofort zu ihm. Er sah mitgenommen aus, war still und angespannt. »Es hat niemand geredet. Ali Gündüz und Aytekin leisten Widerstand«, sagte er. Rıza war von der Polizei nach Esentepe zu einer Wohnung gebracht worden. Daraus schlossen wir, dass er nicht standgehalten hatte. Die Polizei wollte unbedingt wissen, wo Waffen und Munition versteckt waren. Rıza waren jedoch niemals Waffen von uns ausgehändigt worden. Die Freunde wurden gefoltert. Hüseyin meinte, besonders Ali Gündüz habe es schwer getroffen. Ich schickte sofort eine Nachricht an Şahin.

Am nächsten Tag fand die von Şahin angesetzte Versammlung statt. Viele der FreundInnen fanden das zu diesem Zeitpunkt unsinnig. Zwar sagte niemand direkt etwas, aber der Missmut darüber war spürbar. Şahin redete mal wieder stundenlang. Ich musste an den Gründungskongress denken und ärgerte mich. Ohnehin war ich unruhig, da meine Gedanken die ganze Zeit bei den festgenommenen Freunden waren. In der Wohnung von Hamili waren viele Schriftsätze versteckt.

Ich wollte mich abends mit Hamili treffen. Er hatte mir eine Nachricht zukommen lassen. Als Treffpunkt schlug er unsere Wohnung vor, was ich nicht begreifen konnten. Insgeheim dachte ich:

»Die Freunde bringen uns wirklich in Schwierigkeiten.« Es war der siebzehnte Mai. Nachts sollten Plakate aufgehängt und Flugblätter verteilt werden, da wir davon ausgingen, dass am kommenden Tag strenge Polizeikontrollen durchgeführt würden. Die Materialien waren bereits an mehrere Gruppen weiter gegeben worden, um alle Stadtteile abzudecken. Hamili kam erst zur Wohnung, nachdem er diese Aufgabe erledigt hatte. Ayten und ich warteten stundenlang auf ihn. Müde von der Aufregung der letzten Tage schliefen wir schließlich ein. Normalerweise hatte ich einen leichten Schlaf. Da ich jedoch starke Kopfschmerzen hatte, band ich mir ein Tuch um den Kopf und legte mich hin.

Wir hörten die Türklingel nicht, als Hamili kam. Es beunruhigte ihn, dass wir nicht öffneten, da Licht in der Wohnung brannte und er wusste, dass wir dort auf ihn warteten. Schließlich versuchte er das Oberlicht über der Tür zu öffnen, um so in die Wohnung zu kommen. Er lockerte die Nägel und die Dichtungen der Glasscheibe. Als er sich gerade mit dem Oberkörper durch die Öffnung gezwängt hatte, wachte ich von dem Lärm auf.

Ich sprang auf und lief zur Tür. Der Anblick, der mich dort erwartete, ließ mich erstarren. Schockiert fragte ich: »Was soll das?« War Hamili verrückt geworden? Ich weckte Ayten, die ebenfalls erstaunt war. Schließlich begannen wir zu lachen, obwohl wir wütend aufeinander waren. Anstatt ihm die Tür zu öffnen, machten wir uns gegenseitig Vorwürfe. »Wo warst du die ganze Zeit, warum hast du uns so lange warten lassen?« fragten wir. Er entgegnete ärgerlich: »Warum habt ihr die Tür nicht aufgemacht?« Dann öffneten wir ihm.

Er erklärte, warum er versucht hatte, durch das Oberlicht zu steigen. Uns war es peinlich, dass wir die Klingel nicht gehört hatten, aber daran war jetzt nichts mehr zu ändern. Wir diskutierten, ob wir in der Wohnung bleiben sollten. Er erzählte uns, was auf den Straßen los war. Von dem Zimmer aus, in dem das Licht ausgeschaltet war, blickten wir nach draußen. Ständig fuhren Polizeiwagen durch die Straßen. Hamili sagte, er sei auf dem Weg vorsichtig gewesen.

Ich fragte: »Aber warum bloß hast du diese Wohnung als Treffpunkt bestimmt? Wir hätten uns doch woanders treffen können!« Er

beschuldigte mich, zum zuvor vorgesehenen Treffen nicht gekommen zu sein. Ich konnte seine Anschuldigungen nicht länger ertragen und überlegte kurz, einfach zu gehen. Dann gab ich den Gedanken wieder auf. Ich war unentschlossen. Wir löschten alle Lichter und kontrollierten vom Fenster aus die Umgebung. Innerlich waren wir sehr unruhig. Tagsüber waren Cahide und Gönül in der Wohnung gewesen und hatten Essen gekocht. Niemand von uns war jedoch in der Verfassung, etwas zu sich zu nehmen. Nachts war es gefährlich, die Wohnung zu verlassen. Ich hatte auch keinen passenden Ausweis dabei. Also beschlossen wir, die Nacht in der Wohnung zu verbringen und erst früh morgens zu gehen.

Ali war Mitglied des Gebietskomitees und wohnte hier. Wir hatten die Information bekommen, dass er bislang der Polizei gegenüber keine Angaben gemacht hatte. Dennoch war es überaus leichtsinnig, diese Wohnung zu betreten. Es war wie ein Glücksspiel. Vor dem Schlafen kontrollierte ich die Wohnung ein weiteres Mal und versteckte einige Schriftstücke unter der Lineoleumbeschichtung eines Stuhls. Es waren auch eine Schreibmaschine, Durchschlagpapier und weitere Materialien zum Vervielfältigen von Texten in der Wohnung, die ich jetzt nirgendwo verstecken konnte. Auf dem Dachboden lagen Plakate und Flugblätter. An Büchern gab es nur die Geschichte der bolschewistischen Partei. Ein Buch war kein großes Problem, ich war trotzdem nervös.

Die ganze Nacht wälzte ich mich im Bett hin und her. Meine Kopfschmerzen hatten nicht nachgelassen. Şahins Lässigkeit hatte ihren Teil dazu beigetragen. Nach wie vor begriff ich nicht, warum Hamili versucht hatte, durch das Oberlicht in die Wohnung zu gelangen. Und die ganze Zeit musste ich an Ali Gündüz, Aytekin und die anderen denken. Sie wurden brutal gefoltert, das hatte Hüseyin Taze gesagt.

Ob Rıza Sarıkaya dicht halten würde? Auch er kannte diese Wohnung. Immerhin wusste er nicht, in welcher Wohnung sich Hamili überwiegend aufhielt. Dort befand sich unser Archiv. Ob wir es an einen anderen Ort bringen sollten? Aber wohin? Die Fragen in meinem Kopf rissen nicht ab.

Am frühen Abend war ich in einen so tiefen Schlaf gefallen, dass ich nicht einmal die Türklingel gehört hatte. Jetzt nahte der Morgen und ich konnte nicht schlafen. Es machte auch keinen Sinn aufzustehen, da es immer noch dunkel war. Ich überlegte, ob ich im Wohnzimmer auf und ab laufen sollte. Das war eine Angewohnheit von mir. Oft ging ich abends spazieren, ohne dass es jemandem auffiel. Die FreundInnen lachten über mich, wenn sie mich auf und ab gehen sahen, und fragten: »Hattest du heute zu wenig Bewegung?«

Die Stunden vergingen. Langsam nahm der Verkehrlärm draußen zu. Es waren Sirenen zu hören, die näher kamen. Dann hörte ich, wie mehrere Autotüren geschlossen wurden. Ich überlegte aufzustehen und nachzusehen, was los war. Hätte ich nicht getrödelt, hätten wir innerhalb weniger Minuten über das benachbarte Gebäude fliehen können. Aber woher sollte ich wissen, dass es die Polizei war? Dann wurde gegen die Wohnungstür getrommelt. Meine Befürchtung war wahr geworden. Das war kein normales Türklopfen. »Das ist die Polizei!« sagte ich und sprang auf. Ich trug ein Nachthemd. Wahllos ergriff ich eine Hose und zog sie an. Ich blickte mich um. Die Schreibmaschine und die anderen Sachen stopfte ich in einen Plastiksack. Dann verbrannte ich einige Papiere im Bad. Das Badezimmer lag genau gegenüber der Wohnungstür. Ich weckte Hamili und Ayten: »Steht auf, Polizei!« Die beiden schreckten hoch. Hamili raunte: »Bist du dir sicher?«

Auch er kontrollierte das Zimmer. Wir hatten auch ein Springmesser, das wir in der Tasche trugen. Nur das Buch ließ ich liegen. Die anderen Sachen warf ich im Plastiksack aus dem Küchenfenster. Wir hatten früher einmal ein Brett von unserem Fenster zum gegenüberliegenden Fenster gelegt, weil wir ausprobieren wollten, ob eine Flucht darüber möglich war. Das Brett war jedoch sehr dünn. Es war nicht möglich, darüber zu gehen.

Die Polizei hämmerte weiter an die Tür: »Macht auf, sonst treten wir die Tür ein!« Ich täuschte einen verschlafenen Tonfall vor und fragte: »Wer ist da?« - »Mach auf, hier ist die Polizei!« - »In Ordnung, ich bin nicht angezogen, eine Minute noch!«

Wir hatten keine Vorsichtsmaßnahmen getroffen und jetzt stand der Feind vor der Tür. Ich versuchte, meiner Stimme nichts anmer-

ken zu lassen. Es war so dumm. Wie war das noch mit der revolutionären Aufmerksamkeit, den Vorkehrungen und der Notwendigkeit, Dinge voraussehen zu können? Verdammt! Ich versuchte trotzdem, ruhig auszusehen. Zu Ayten und Hamili sagte ich: »Wir kennen uns aus Dersim. Du hast Ayten hier zum Krankenhaus zur Kontrolle gebracht. Ihr seid frisch verheiratet. Vorher hast du sie entführt. Wenn die Familie gefragt wird, kommt das sowieso raus. Es ist nicht wichtig. Ich habe mich von meinem Mann getrennt. Ab und zu kommen meine Geschwister zu Besuch.«

In der Wohnung befand sich auch Männerkleidung, daher war die Geschichte stimmig. Plötzlich fiel mir auf, was für eine Hose ich angezogen hatte. Sie war viel zu weit und an manchen Stellen abgenutzt. Es war mir unangenehm, aber ich hatte keine Zeit mehr, etwas daran zu ändern. In diesem Moment versuchte einer der Polizisten wie am Abend zuvor Hamili durch das Oberlicht in die Wohnung einzudringen.

»Moment, ich mache ja schon auf! Was ist los, was machen Sie da? Sollte ich im Nachthemd die Tür öffnen? Eine Sekunde, ich öffne jetzt die Tür!« sagte ich. Zu den anderen flüsterte ich: »Okay, gibt es noch etwas zu sagen? Wir machen keine Aussage. Ihr seid gerade erst zu Besuch gekommen. Wir kennen uns nur aus Dersim.«

Dann öffnete ich die Tür. Sie drangen wie eine Meute ein und durchwühlten die Wohnung. »Einen Moment, wir wollen dabei sein, wenn eine Durchsuchung gemacht wird«, sagte ich. Sie fanden eine Schreibmaschine, die Geschichte der bolschewistischen Partei, einige leere Blätter. Darunter war auch ein Kohlepapier. Dann fanden sie noch ein Blatt mit der Überschrift »An unser heldenhaftes Volk«, auf dem ansonsten nur einige Zeilen standen. Sie werteten alles als Beweismittel. Ich protestierte: »Warum nehmen Sie die Schreibmaschine mit? Das Buch ist im Handel erhältlich, es ist nicht verboten zu lesen! Warum nehmen Sie das mit?«

Ich wusste, dass mein Protest keinen Sinn machte und nichts am Ergebnis ändern würde. Dennoch wollte ich sie psychologisch beeinflussen. Alles war besser als schweigend und ängstlich abzuwarten. Ich redete die ganze Zeit und versuchte zu intervenieren: »Seien Sie doch vorsichtig, machen Sie nichts schmutzig, Sie werfen ja alles

durcheinander! Auch bei einer Durchsuchung sollte die Form gewahrt werden!« Ich beobachtete ihre Reaktionen. Dann fragte ich: »Haben Sie überhaupt einen Durchsuchungsbefehl? Ich möchte ihn sehen!«

Einige von ihnen lachten schmutzig darüber. Der mit dem Funkgerät in der Hand sagte: »Natürlich haben wir den. Kommen Sie, gehen wir.«

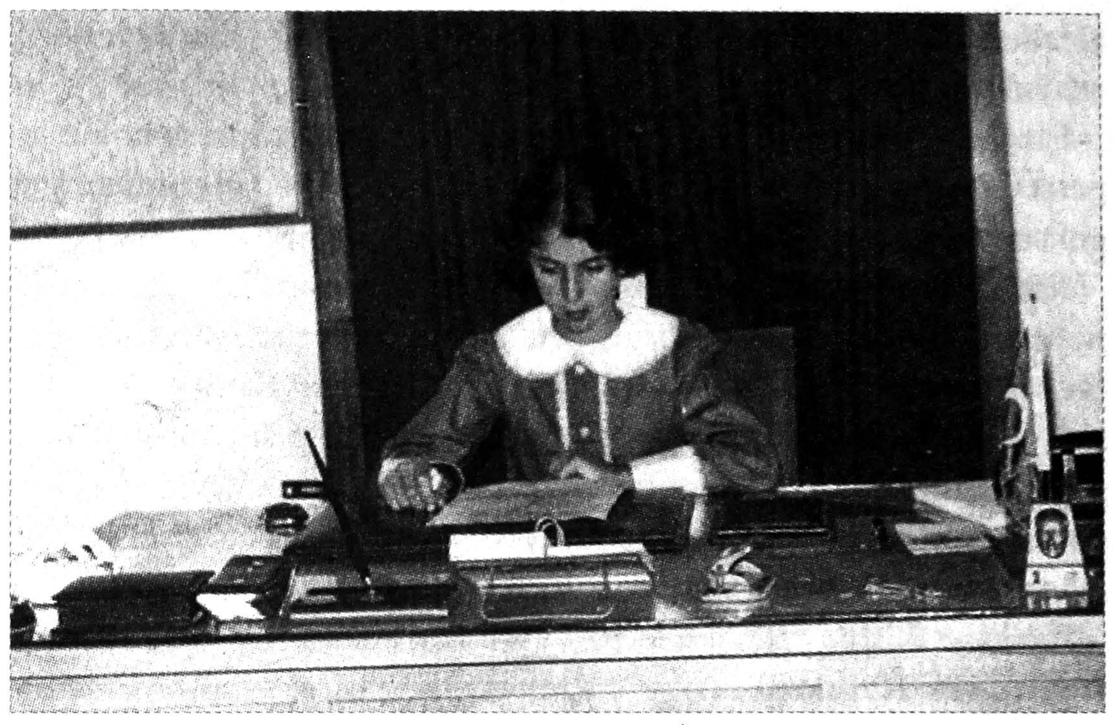
Ein paar der Polizisten kamen mir bekannt vor. Wir waren uns wahrscheinlich im Viertel begegnet. Dann stiegen wir in das Auto. Sie setzten uns drei auf die Rückbank. Der mit dem Funkgerät setzte sich nach vorne. Draußen war es ruhig. Als wir die Treppe hinunter gegangen waren, hatte uns die Vermieterin gesehen. Mit aufgerissenen Augen sagte sie: »Sie ist unsere beste Nachbarin und Mieterin. Herr Polizist, wohin bringen Sie die Arme denn?«

Im Auto flüsterte ich ein letztes Mal: »Ihr seid zu Besuch, du hast Ayten zum Krankenhaus gebracht. Ansonsten machen wir keine Aussage. Wir müssen die Ruhe bewahren, es wird schon gut gehen!«

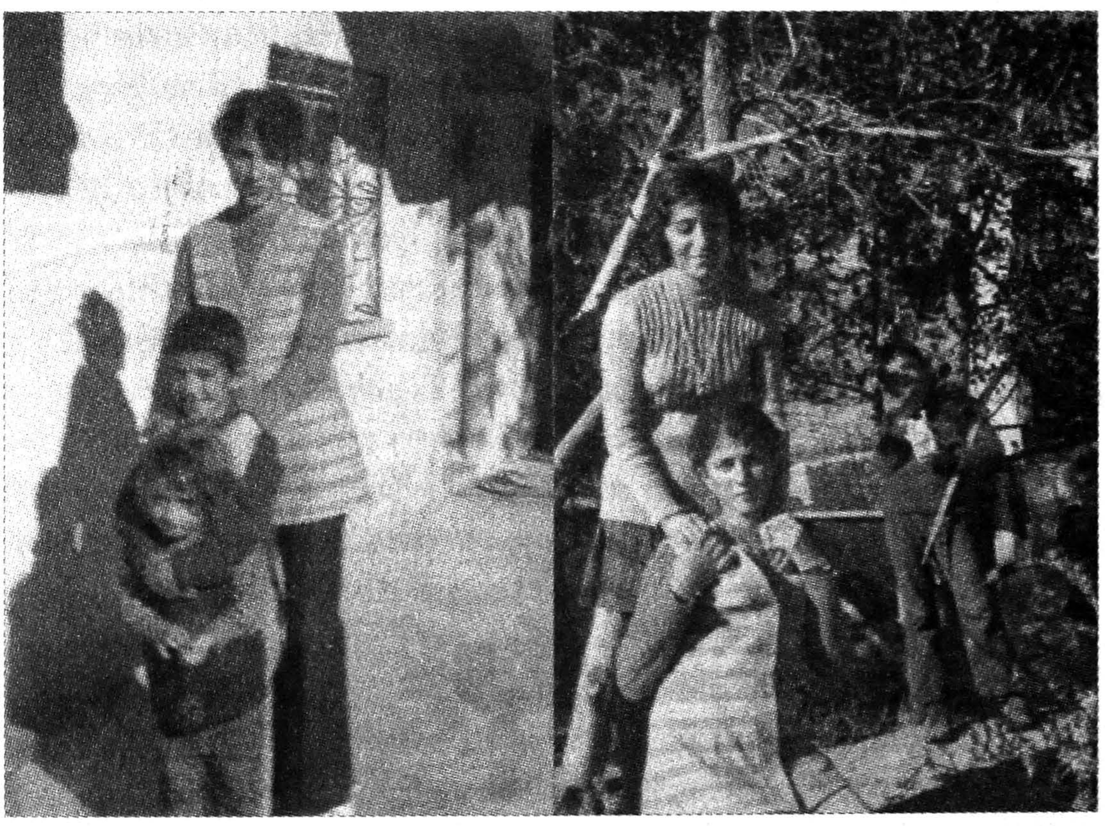
Plötzlich fiel mein Blick auf das Auto hinter uns. Auf dem Rücksitz saß Rıza. Leise sagte ich: »Mistkerl!« Niemand kannte die Wohnung. Also hatte auch Ali nicht standhalten können. Rıza ging mir nicht aus dem Kopf. Bei ihm war es sowieso klar gewesen. Das Auto fuhr Richtung Gefängnis. Wir drei verständigten uns über Blicke. Hamili sah fahl aus. Seine Lippen waren blass und sein Puls pochte an den Schläfen. Er sah uns an, als wolle er sagen: »Wäre ich gestern Nacht nicht gekommen, wäre das nicht passiert.« Dabei war er es gewesen, der das Unheil über uns gebracht hatte.

Februar-April 1996, Zap

bilder von sakine cansız aus frühen jahren



Sakine in der 5. Grundschulklasse 1970. Am türkischen Tag des Kindes dem 23. April, sitzt sie symbolisch am Schreibtisch der nationalen Bildungsbehörde.



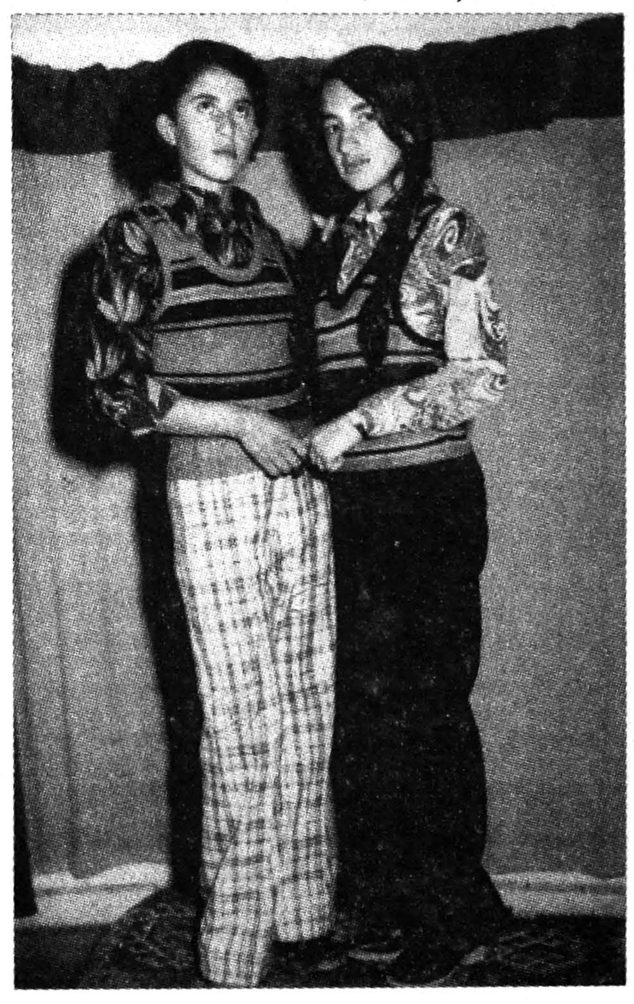
Links: Sakines Bruder Hasan und ihre Schwester Nesibe; rechts stehend Fidan Aydın, sitzend Sakine, hinten ihr Bruder Ali 1974/75


Sakine Cansız, Elif Kiliç, Perihan Gündüz, Cemile Aygün (Çakır) 1974/75

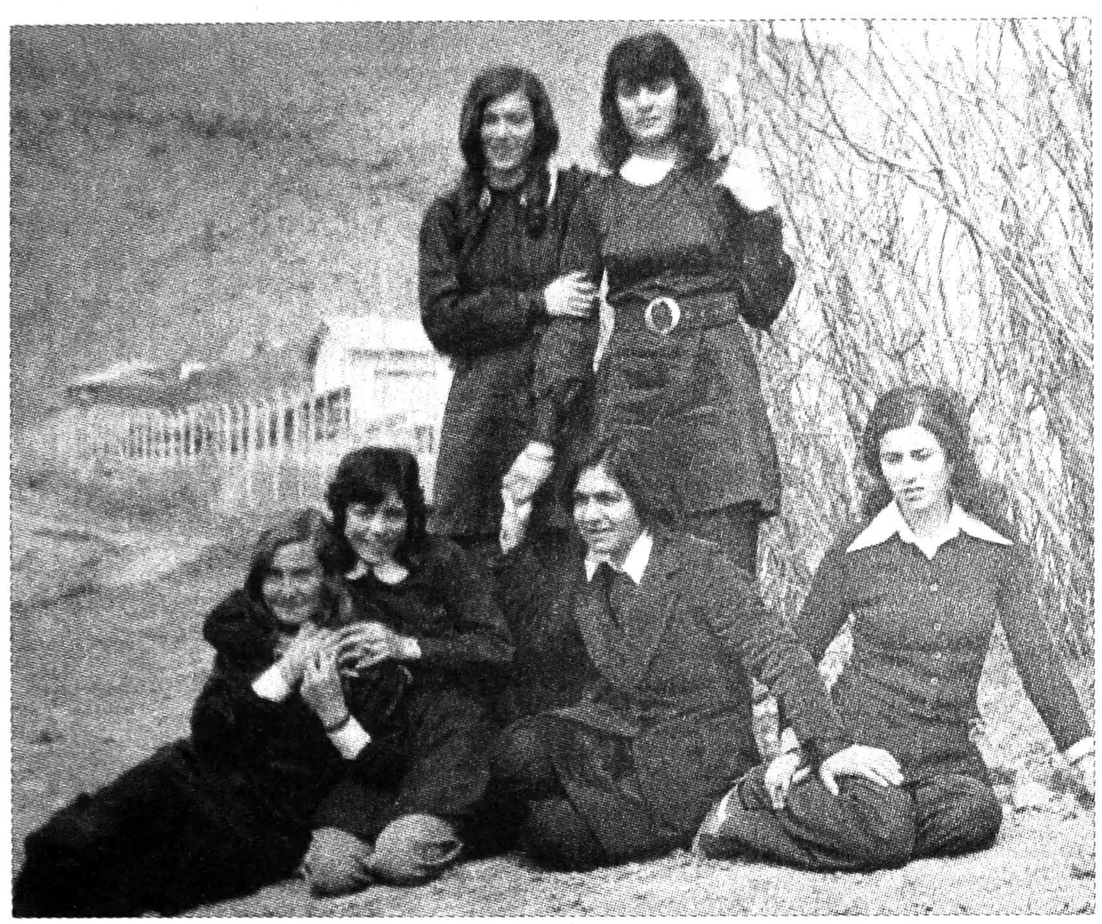

Von links nach rechts: Medine Vural, Sakine, Nimet Kaya 1975



Rechts Sakine Cansız mit der blonden Perücke in Berlin, 1974



Sakine Cansız und
Türkan Çakmak,
Dersim 1974



Rechts sitzend Sakine, daneben Perihan Gündüz, zur Zeit des Gymnasiums 1974-75



Von links: Perihan Gündüz, Sakine Cansız, Aysel Ağırcan, Zülfiye Kortik, Nurcan Gündüz, Yemoş Güzel. Vorne: Aysun Ağırcan; 1979

Am 9. Januar 2013 stand die Welt für alle, die der kurdischen Befreiungsbewegung verbunden sind, einen Moment still. Eine ihrer wichtigsten Persönlichkeiten, Sakine Cansız, war gemeinsam mit ihren Genossinnen Fidan Doğan und Leyla Şaylemez bei einem politischen Attentat in Paris ermordet worden. Das hier vorliegende Buch, der erste Band von drei Teilen, verfasste Sakine Cansız in den 1990er Jahren.
Es ist ein bedeutendes Zeitdokument, denn es beschreibt die ersten Schritte einer Revolution aus der Sicht einer ihrer Protagonistinnen und bedeutenden Führungspersönlichkeiten. Gleichzeitig ist es der erste Teil der Lebensgeschichte einer großartigen Frau.



ISBN: 978-3-941012-98